2 Ex

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr.
K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

149. Band

Erste Abteilung

Heinrich von Kleists Werke I

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann



Heinrich von Kleists

sämtliche Werke

Erster Teil

Gedichte. Familie Schroffenstein.
Familie Ghonorez

Herausgegeben

von

Theophil Zolling

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist, dem Zweige Kleist-Schmenzin des berühmten altpommerschen Geschlechts*) angehörig, wurde am 18. Oktober 1777**) nachts um ein Uhr zu Frankfurt an der Oder

*) Seine Stammtafeln reichen bis zum Jahre 1175 zurück. Ihren ersten Lehnbrief erhielten die in Pommern angesessenen „Kleiste" am 13. April 1477. Als der gemeinsame Stammvater der drei Hauptlinien: der Villnow-Raddatzer, Tychow-Dubberower und Muttrin-Damenschen, wird nach den neusten Forschungen „Klest von Denzin" angesehen, dessen Petschaft mit dem Kleistschen Wappen, Umschrift und Jahreszahl 1290 im Jahre 1834 gefunden wurde. Die Glieder des Geschlechts haben sich stets besonders durch militärische Tüchtigkeit ausgezeichnet. Es gibt unter ihnen achtzehn preußische Generäle, darunter zwei General-Feldmarschälle, die gelehrten Kanzler Bogislaw X. und Pribislaw Kleist, der Physiker Domherr Ewald von Kleist, der Erfinder der Kleistschen (Leydener) Flasche, und die drei Dichter Christian Ewald, der kriegerische Sänger des „Frühlings", und Franz Alexander, der jetzt vergessene fruchtbare Verfasser von: Zamori, Hohe Aussichten der Liebe u. s. w. (1769—1797) und unser Poet.

**) Noch 1876 wurde der 10. Oktober 1776 als der hundertjährige Geburtstag Kleists festlich begangen. Wenige Tage später machte Prorektor Schwarze in Frankfurt a. O. (Gegenwart, X, 287) darauf aufmerksam, daß der Dichter laut dem dortigen Garnison-Kirchenbuch am 18. Oktober 1777 geboren ist. Kleist selber gedenkt irrtümlich des 10. Oktobers als seines Geburtstages (vgl. Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe, Berlin 1848, S. 111; Biedermann, H. v. Kleists Briefe an seine Braut, Breslau 1884, S. 96), und Ludwig Tieck in seiner Vorrede zu Kleists Hinterlassenen Schriften (Berlin 1821) giebt das falsche Jahr und im Vorwort zu dessen Gesammelten Schriften (Berlin 1846) auch noch den falschen Tag an. Vgl. Siegen, Kleist und der Zerbrochene Krug, Sondershausen 1879, S. 131, wo der Taufschein abgedruckt ist.

geboren und am 27. durch den damaligen Feldprediger, späteren Frankfurter Oberpfarrer Protzen unter Assistenz von neun adeligen Paten getauft. Der Vater Joachim Friedrich von Kleist, damals gegen fünfzig Jahre alt, gehörte gleich den meisten Abkömmlingen seines Geschlechts dem Offiziersstande an, war Hauptmann, dann Oberstwachtmeister des dort garnisonierenden Regiments „Herzog Leopold von Braunschweig" und seit dem Januar 1776 in zweiter Ehe mit Juliane Ulrike von Pannwitz verheiratet.*) Es waren keine großen Verhältnisse, die den Dichter in seiner Jugend umgaben. Joachim Friedrich besaß etwas Vermögen, und auf jedes seiner Kinder kam ein kleines Erbteil. Mit zwei Stiefschwestern, drei rechten Schwestern und einem jüngeren Bruder wuchs Heinrich in der kleinen Stadt heran, die durch den siebenjährigen Krieg viel Schweres erlitten, der es aber als Meß- und Universitätsstadt zeitweise auch nicht an belebendem Verkehr fehlte. Das dem Vater gehörige Haus, wo Kleist und seine Geschwister mutmaßlich geboren sind, steht in der Mitte der Stadt in der Odergasse, gegenüber der wundersam-phantastischen Marienkirche. Heinrichs ersten Kinderjahre waren heiter. Namentlich an seine Stiefschwester Ulrike schloß er sich innig an. Ihr romantisch erregter, nach Abenteuern verlangender Sinn war dem seinigen verwandt. Seine früheste Bildung erhielt er im Hause der Eltern durch einen nach Beendigung seiner Studien interimistisch angestellten Theologen, den späteren Frankfurter Rektor Konsistorialrat Martini**), der seinen Schüler als einen „nicht zu dämpfenden Feuergeist", leicht erregbar, exaltiert und unstät, aber doch von bewundernswerter Auf-

*) Joachim Friedrich von Kleist, geboren am 13. Oktober 1728, vermählte sich zum erstenmal am 29. September 1769 mit der erst 14jährigen Karoline Luise v. Wulffen, Tochter des weiland Hauptmann v. Wulffen auf Steinhöfel und Kersdorf bei Fürstenwalde. Die Kinder dieser Ehe waren zwei Töchter: Bernhardine Friederike Karoline Wilhelmine, geb. 7. Mai 1772, von Heinrich: Minette genannt, nachmals geschiedene Frau von Löschbrandt, und Heinrichs Lieblingsschwester Philippine Ulrique Amalie, geb. 26. April 1774, empfing die Nottaufe am 3. Mai, 6 Uhr früh. Um 10 Uhr desselben Tages starb ihre Mutter am Friesel, 19 Jahre alt. Der Vater vermählte sich zum zweitenmale im Januar 1775 mit der sechsten Tochter des Erbherrn von Müschen, Babow und Gulben, geb. 22. März (14. April?) 1746. Die Kinder dieser Ehe sind: 1. Friderica Juliana Christina, geb. 17. Dezember 1775, später vermählt mit Herrn v. Stojentin auf Schorin bei Stolp, von Heinrich: Fritz genannt; 2. Maximiliana Katharina Augusta, geb. 4. November 1776, Gustchen genannt, vermählt mit ihrem Vetter Wilhelm v. Pannwitz; 3. Bernd Heinrich Wilhelm, der Dichter; 4. Leopold Friedrich, geb. 7. April 1780, später im Garderegiment in Potsdam, nahm als Major den Abschied, ward Postmeister zu Stolp in Pommern und starb plötzlich bei einem Besuche des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.) am 4. Juni 1837; 5. Juliane Hedwig Karoline, geb. 25. September 1784, Julchen genannt, nachmals vermählt mit Gustav v. Weiher in Felstow bei Lauenburg (Hinterpommern). Die Familie blüht noch in den Nachkommen Leopolds. Vgl. Siegen, Kleist und seine Familie (Gegenwart 1882, I, 292 ff.).

**) Der Name von Kleists Lehrer war bisher unbekannt. Kleist erwähnt denselben übrigens einmal in seinen Briefen. Vgl. Koberstein, H. v. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike, Berlin 1860, S. 112. — Tieck erhielt Kleists Brief an Martini 1832 durch C. Eduard Albanus in Chemnitz und veröffentlichte ihn im „Janus". Bülow (4 ff.) hat jene Mitteilung fast wörtlich benutzt, nur daß er die Legende von dem versprochenen Selbstmord, die Albanus vorsichtig mit: „Irre ich nicht, so hörte ich auch" und: „Verbürgen läßt sich dies freilich nicht" erwähnt, viel bestimmter wieder erzählt. Vgl. Briefe an Tieck, herausgegeben von Karl Holtei, Breslau 1864, II 176 f.

fassungsgabe und warmem Wissenstrieb schilderte, „zugleich der offenste, fleißigste und anspruchloseste Kopf von der Welt". Kleist hing an Martini mit zärtlichster Liebe. Den Unterricht genoß er gemeinschaftlich mit einem Vetter, v. Pannwitz, dessen schwerfälliger Verstand und unselige Gemütsart mit den glücklicheren Geistesgaben und dem Feuereifer Heinrichs unmöglich Schritt halten konnten. Trübe Melancholie überkam deswegen das Gemüt des sich fruchtlos abmühenden Vetters, der sich später den Tod gab. Dies warf frühzeitig einen düstern Schatten auch auf das Leben des begabteren Heinrich. Denn wenn es auch eine spätere Erfindung sein mag, daß die beiden Vettern einmal die schriftliche Abrede getroffen hätten, einst beide eines freiwilligen Todes zu sterben, so ist doch nur allzu wahrscheinlich, daß die traurige Gemütsart jenes Unglücklichen auch die verwandten Anlagen Heinrichs früh geweckt und genährt hat. 1785 wird der achtjährige Knabe mit Schrecken die große Oderüberschwemmung mit angeschaut haben, welche dem heldenmütigen Herzog Leopold von Braunschweig, dem Commandeur des in Frankfurt garnisonierenden Infanterieregiments, bei dem Versuche der Errettung mehrerer Menschen das Leben kostete. In seinem elften Jahre war Heinrich mit seinem Bruder Leopold auf Besuch bei einem Verwandten, dem Onkel von Kleist auf Tschernowitz*) bei Guben. Dieser soll einmal die beiden Knaben aufgefordert haben, seinen neuen Kuhstall zu besingen, doch gewann nicht Heinrich, sondern der achtjährige Leopold den für das beste Gedicht versprochenen Friedrichsdor.**) Man wird da an das märkische Sprichwort: „Jeder Kleist ein Dichter" erinnert, aber Heinrichs poetisches Talent scheint sich erst später entwickelt zu haben.

Am 18. Juni 1788 starb der fast sechzigjährige Vater an der Wassersucht. Heinrich kam nach Berlin und wurde dem Katechismus-Prediger der Französischen Hospital-Kirche und Professor des Hebräischen am Französischen Gymnasium Samuel Heinrich Catel zu weiterer Ausbildung übergeben, doch ohne daß es diesem gelungen wäre, seinem Zögling einen christlich frommen Sinn, wenigstens für die Dauer, einzupflanzen. Um so bessere Kenntnisse erwarb er hier im Französischen, das er, nach dem

*) Kleist schreibt: Schernewitz. Vgl. Koberstein S. 12.

**) Dieses kindliche Produkt lautet nach mündlicher Mitteilung eines Sohnes von Leopold v. Kleist:

Stehe denn, du fest Gebäude,
Hundert Jahre noch wie heute,
Und ein Brand verwüste nie
Deine schöne Symmetrie.

Alle Viehkrankheit und Seuchen
Mögen ferne von dir weichen,
Jeder Ochs und jede Kuh
Stehen hier in guter Ruh.

Wenn mit ungeheurem Knallen
Du wirst ineinander fallen,
Dann sei noch die Sage wahr,
Was das für ein Kuhstall war.

Zeugnis seiner Freunde, eigentlich fließender als das Deutsche gesprochen haben soll.

So wenig uns von Kleists Kindheit überliefert ist, so dunkel sind die folgenden fünf Jahre; es läßt sich nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob er sie ganz in Berlin verlebt hat. Er erwähnt später einmal, daß er als neunjähriger Knabe am Rhein gewesen sei. „So entsinne ich mich besonders einmal als Knabe von neun Jahren, als ich gegen den Rhein und gegen den Abendwind zugleich hinaufging und so die Wellen der Luft und des Wassers zugleich mich umtönten, ein schmelzendes Adagio gehört zu haben, mit allem Zauber der Musik, mit allen melodischen Wendungen und der ganzen begleitenden Harmonie. Es war wie die Wirkung eines Orchesters, wie ein vollständiges Vaux-hall, ja ich glaube sogar, daß Alles, was die Weisen Griechenlands von der Harmonie der Sphären dichteten, nichts Weicheres, Schöneres, Himmlischeres gewesen sei, als diese seltsame Träumerei." Und später erzählt er, daß er, „schon als Knabe, mich dünkt am Rhein, durch eine Schrift von Wieland" sich den Gedanken angeeignet habe, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre.*) Nicht sowohl aus eigenem Antrieb, als vielmehr auf den Wunsch der Familie der alten Kleistischen Tradition folgend, trat er im Dezember 1792 in die preußische Armee als jüngster gefreiter Korporal beim 2. (3.) Bataillon Garde. Im folgenden Jahre verlor er am 3. Februar seine Mutter. Ihre Schwester, eine Frau von Massow, versammelte die in Frankfurt gebliebenen Kinder um sich und führte den Haushalt im elterlichen Heim fort. In den uns erhaltenen Briefen spricht Kleist nur ein einziges Mal von seiner Mutter.**) Sie scheint eine weiche, tiefe Natur gewesen zu sein, denn Kleist bemerkt gelegentlich: „Die ganze Empfindung meiner Mutter kam über mich und machte mich wieder gut." Im Jahre 1794/5 macht er den Rheinfeldzug als Junker mit. Bei Trippstadt in der bayerischen Pfalz hatte sein Corps im Juli 1794 einen „recht ernsten und unvorhergesehenen Angriff" der Franzosen zu bestehen, den es in echt preußischer Entschlossenheit zurückwies.***) Am 25. Februar 1795 treffen wir Kleist im Dorfe Eschborn bei Höchst im Nassauischen. Am 14. Mai wird er Fähnrich bei dem Garderegiment

*) Vgl. Biedermann S. 88. 164.

**) Vgl. Bülow S. 244.

***) So bezeugt Fouqué in seinem Aufsatz: „Die drei Kleiste" in der Zeitung für die elegante Welt 252 (24. Dez. 1821), S. 201. „Gott bescheerte ihm das Glück, sich gleich in den ersten frischen Jugendjahren dem Feinde gegenüber als Soldat zu versuchen . . . Zu großen Hauptschlachten blühte der Kampf dieses Jahres nicht auf; doch immer fanden die Kriegsleute Gelegenheit, vor sich und Andern ihre freudige Todesverachtung darzuthun und geehrt und geliebt von seinen Waffenbrüdern zog nach geschlossenem Frieden der Jüngling Heinrich in seine Garnison Potsdam ein." Fouqué hat die Kämpfe jener Tage beschrieben in seiner militärischen Biographie des Generals Rüchel (Berlin 1828, S. 288 f.). Die Kämpfe um Trippstadt, Zweibrücken, Kaiserslautern begannen am 10. Juni, am 2. Juli warf die Kavallerie, Rüchel mit seinem Stock in der Hand an der Spitze, die Franzosen zurück, am 11. wurde das Corps des Generals von Kleist geschlagen und diese Plänkeleien dauerten mit wechselndem Glück monatelang fort, bis Ende November die Winterquartiere bezogen wurden.

Nr. 15. Unter seinen Kameraden, zu denen auch der spätere Dichter de la Motte Fouqué gehörte, der, im selben Jahre wie Kleist geboren, mit ihm an der Rheincampagne teilnahm, galt Kleist als ein lebensfrischer eleganter Jüngling, ausgezeichnet durch ein hervorragendes, obschon unausgebildetes Talent zur Musik: ohne Noten zu kennen, komponierte er Tänze, sang sogleich alles nach, was er hörte, und spielte in einer von Offizieren gebildeten Musikbande die Klarinette. Ein Brief an seine Schwester aus dieser Zeit zeigt ihn uns als wohlerzogenen Provinzjunker. Allein der Konflikt zwischen dem, was er nach dem allgemeinen Sittengebot für seine Pflicht erachten mußte und den Anforderungen seines Berufes, ward für ihn, der einst den „Prinzen von Homburg" schreiben sollte, täglich mehr zur Quelle schwerer innerer Kämpfe. Stets schwankte er, ob er als Mensch oder als Soldat handeln sollte. Während er im Nassauischen die Wiederaufnahme des Kampfes erwartete, erflehte er vom Himmel nur Frieden, um die Zeit, die man jetzt so unmoralisch töte, mit menschenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können. Ein jenen Tagen entstammendes Gedicht: „Der höhere Frieden" ist in ähnlicher Stimmung geschrieben. Dem menschlichen Rufe der Zwietracht und dem kriegerischen Donnerwagen stellt er den Frieden im stillen Busen, die Unschuld, „an Gott den Glauben, der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt" und die Freude an der Natur entgegen.

Als Fähnrich kehrte Kleist noch im Jahre 1795 nach Potsdam zurück; in der Rangliste von 1796 ist er als vierter Fähnrich im Regiment Garde zu Fuß eingeschrieben. Erst am 7. März 1797 rückte er zum Secondelieutenant vor. In diesem Jahre machte er eine Harzreise in Gesellschaft seines Kameraden Rühle*), wobei der Brocken und der Regenstein bestiegen wurden. „Die Temperatur auf der Höhe des Thrones," schreibt er lehrhaft, „ist so rauh, so empfindlich und der Natur des Menschen so wenig angemessen, wie der Gipfel des Blocksbergs, und die Aussicht von dem einen so wenig beglückend wie von dem andern, weil der Standpunkt auf beiden zu hoch, und das schöne und reizende um beides zu tief liegt. Mit weit mehrerem Vergnügen gedenke ich dagegen der Aussicht auf der mittleren und mäßigen Höhe des Regensteins, wo kein trüber Schleier die Landschaft verdeckte und der schöne Teppich im Ganzen, wie das unendlich Mannigfaltige desselben im Einzelnen klar vor meinen Augen lag. Die Luft war mäßig, nicht warm und nicht kalt, gerade so wie sie nöthig ist, um frei und leicht zu athmen." Und später meint er, eine Reise verschaffe einem ein glückliches Verhältnis mit den Menschen. „Schon auf unserer kleinen Harzwanderung haben wir häufig diese frohe Erfahrung gemacht. Wie oft, wenn wir ermüdet und erschöpft von der Reise in ein

*) Johann Jakob Otto August Rühle von Lilienstern, nachmals preußischer Generallieutenant, Chef des Großen Generalstabes und Direktor der Studienkommission und der Berliner Allgemeinen Kriegsschule, geboren 1780 zu Berlin, erhielt seine Vorbildung im Kadettencorps daselbst, trat 1798 als Fähnrich in das Garderegiment, wo auch Kleist diente.

Haus traten, und den Nächsten um einen Trunk Wasser baten, wie oft reichten die ehrlichen Leute uns Bier oder Milch und weigerten sich, Bezahlung anzunehmen. Oder sie ließen freiwillig Arbeit und Geschäfte im Stiche, um uns Verirrte oft auf entfernte rechte Wege zu führen.*) Es ist wohl dieselbe Reise gemeint, von der er drei Jahre später in einem Briefe spricht: „Ich erstieg um Mitternacht den Stufenberg hinter Gernerode. Da stand ich, schauernd, unter den Nachtgestalten, wie zwischen Leichensteinen, und kalt wehte mich die Nacht an, wie ein Geist, und öde schien mir der Berg, wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur so lange die Finsterniß über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen hinauf stieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Fluren, und ihre Strahlen senkte in die grünenden Thäler, und ihren Schimmer heftete um die Häupter der Berge, und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüthen der Bäume — ja, da hob sich das Herz mir unter dem Busen, denn da sah ich, und hörte, und fühlte, und empfand nun mit allen meinen Sinnen, daß ich ein Paradies vor mir hatte."**)

In diese Zeit fällt sein erstes Herzensverhältnis zu einem jungen adeligen Fräulein in Potsdam, Louise von Linkersdorf.***) Er liebte sie innig, und als die Verlobung später wieder rückgängig ward, soll er fortan sein Äußeres vernachlässigt und sich von den Menschen tiefer in sein Inneres zurückgezogen haben. Ein paar Jahre später hatte er wieder eine Begegnung mit seiner ersten Geliebten und schreibt darüber: „Als ich vor Linkersdorfs vorbeifuhr, ward es mir im Busen so warm. Jeder Gegenstand in dieser Gegend weckte irgendwo in meiner Seele einen tiefen Eindruck wieder auf. Ich betrachtete genau alle Fenster des großen Hauses, aber ich wußte im Voraus, daß die ganze Familie verreiset war. Wie erstaunte ich, als ich in jenem niedrigen, dunklen Zimmer, zu welchem ich des Abends so oft geschlichen war, Louisen entdeckte. Ich grüßte sie tief. Sie erkannte mich gleich, und dankte mir sehr, sehr freundlich. Mir strömten eine Menge von Erinnerungen zu. Ich mußte einigemal nach dem einst so lieben Mädchen wieder umsehen. Mir ward ganz seltsam zu Muthe. Der Anblick dieses Mädchens, das mir einst so theuer war, und dieses Zimmer, in welchem ich so viele Freude empfunden hatte — — —."

Kleist suchte Trost in der Beschäftigung mit den Wissenschaften. Mehr Student als Offizier, studierte er teils auf eigene Faust, teils unter Anleitung eines Potsdamer Schulmannes, des Konrektors Bauer, Mathematik und Philosophie „als die beiden Grundfesten unseres Wissens",

*) Vgl. Kleine Schriften S. 275, 281.

**) Vgl. Biedermann S. 87.

***) Ihren Namen erfahren wir erst aus den von Biedermann publizierten Briefen S. 37. Im ersten Abdrucke seiner Kleist-Biographie in den Ergänzungsblättern zur Augsburger Allgemeinen Zeitung Nov. 1846 (S. 513) führt Bülow den Anfangsbuchstaben ihres Namens: v. L. an und ebenso Kleists Vetter Pannwitz nur: v. P. Im Briefe von Albanus, der uns im Original vorlag, ist der letztere Name ausgeschrieben.

daneben die griechische und die lateinische Sprache. Dieses Studium zog ihm zwar den Unwillen seines Chefs, des Generals von Rüchel*) zu, aber es schmeichelte diesem doch wieder, unter seinen Befehlen gebildete Offiziere zu haben. Doch Kleists Wissensdrange genügte es nicht, daß er nur seine Mußezeit den Wissenschaften widmen sollte. Schon im Anfang 1798 dachte er ernstlich daran, um seinen Abschied von der Armee unmittelbar beim König einzukommen. Durch einen Zufall reifte ein Jahr danach dieser Plan zum unabänderlichen Entschluß. Er vertraute sich seiner Schwester Ulrike und jenem Hauslehrer aus der Knabenzeit Martini an, der jetzt in Frankfurt als Geistlicher lebte. Was auch seine Geschwister und entferntere Verwandte dagegen einwenden mochten, was immer von seiten seiner militärischen Vorgesetzten, auch vom General von Rüchel, und den Kameraden aufgeboten wurde, um ihn bei dem Heere festzuhalten, selbst dem ihm gewogenen König gegenüber, der ihm bloß einen unbestimmten Urlaub gewähren wollte, nach dessen Verlauf er wieder in das Regiment eintreten konnte**): Kleist blieb unerschütterlich bei seinem Entschluß, dem unangemessenen Berufe zu entsagen. Am 4. April 1799 erlangte er seinen Abschied als Secondelieutenant. Sofort siedelte er zu seinen Geschwistern nach Frankfurt über, um mit allem Eifer an der dortigen Hochschule das Versäumte nachzuholen und die Universitätsstudien nach eigenem Plane zu beginnen.

Er wollte nach seiner Art glücklich werden. Sein Ideal war der ästhetische Mensch in Schillers Sinne. Diese ästhetische Erziehung seines inneren Menschen sollte ihm das Universitätsstudium gewähren. Er wollte sich „für das Allgemeine, für das Leben" bilden; ob und wie er sich die besonderen Kenntnisse einer bestimmten Fach- und Brotwissenschaft aneignete, war ihm ziemlich gleichgiltig. Aber keineswegs als Dilettant, sondern mit dem größten Ernst und einem eisernen Fleiß, wie der Geschichtsschreiber Dahlmann später aus seinen Kollegienheften ersah***), wenn auch ziemlich planlos, obwohl er sich an einzelne Lehrer, wie den Mathematiker Wünsch und den Geschichtsprofessor Hüllmann, eng anschloß, setzte er als Autodidakt die in Potsdam begonnenen Studien fort. Er studierte so eifrig, daß er selbst später glaubt, den Grund zu der Zerrüttung seiner Nerven damals in Frankfurt gelegt zu haben. Besonders fühlte er zur Physik einen ihm selbst unerklärlichen Hang. Dann ergriff ihn die Kantische Philosophie, um ihn nie wieder ganz loszugeben, selbst nicht als er sich entsetzt über die Beschränkung des

*) E. Fr. Wilh. Phil. von Rüchel (1754—1823), als „Blücher der Infanterie" von Stägemann besungen, sah seine Laufbahn in die Katastrophe von 1806 für immer hinabgeschlungen; vgl. Varnhagen Zur Geschichte und Litteratur 1833.

**) Dies erzählt Kleist selbst (Koberstein 95), und daraus erklärt es sich, daß der König später nicht mehr so gut auf ihn zu sprechen war.

***) Vgl. Einleitung zu Kleists Gesammelten Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck, revidiert, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt, Berlin 1874, I, XCVI.

menschlichen Willens, die sie lehrt, von ihr und aller Wissenschaft angewidert fühlte. Allein in jenen ersten frohen Monaten des über Hals und Kopf betriebenen Studiums genügte es ihm nicht zu lernen, er wollte gleich auch selber lehren. Statt an dem Studentenleben teilzunehmen, übte er sein pädagogisches Talent an den Schwestern und deren Freundinnen: er suchte ihre an Provinzialismen reiche Sprechweise zu verbessern, unterrichtete sie in deutscher Sprache und Litteratur, ließ sich in seiner Wohnung ein Katheder bauen, um sich schon jetzt in seine zukünftige Professorenrolle hineinzuleben und las ihnen ein förmliches Kolleg nach eigenem Heft über Kulturgeschichte, wie er sie eben bei seinem Professor Hüllmann gehört und kaum verdaut haben mochte. Schon hier zeigte sich der überspannte Ehrgeiz, der alles zugleich und zwar das Höchste wollte. Dabei war er in seinem Ernste sehr empfindlich. Seine Vorlesungen brach er einmal plötzlich ab, als eine seiner Zuhörerinnen auf einen vorübergehenden Zug aufmerksamer war, als auf ihn, und erst durch langes Bitten ließ er sich bewegen, seine pädagogische Thätigkeit wieder aufzunehmen. So ausgelassen er zuweilen sein konnte, so verschlossen und scheu hielt er sich für gewöhnlich zurück. Der geringste sittliche oder ästhetische Verstoß konnte ihn in seiner feinfühligen Reizbarkeit außer Fassung bringen. Dazu entwickelte sich — als natürliche Beigabe einer so angespannten und nervösen Lebensthätigkeit — sein Hang zur Zerstreutheit, der oft die wunderlichsten Situationen herbeiführte. Daneben zeigte er einen starken Hang zur Pedanterie in vielem, was er sagte und that. Es erschütterte ihn um diese Zeit aufs tiefste, als einer seiner nächsten Freunde sich durch einen Pistolenschuß das Gesicht entstellt hatte, ohne zu sterben, und er schrieb dem Unglücklichen einen herzergreifenden (verloren gegangenen) Brief über das Sündhafte einer solch feigen That. Nicht selten überkam ihn wieder eine krankhafte Stimmung, in der er die Gesellschaft der Menschen geradezu floh. Nur von seiner excentrischen, abenteuerfrohen Stiefschwester Ulrike glaubte er sich verstanden, aber sie weilte häufig bei Verwandten auf dem Lande. „Du bist die Einzige," schreibt er ihr, „die mich hier ganz versteht . . . Wärst Du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen." Wie einsam er sich sonst unter den Menschen fühlte, wie krankhaft er in ihrer Nähe leiden konnte, verraten seine brieflichen Klagen nur zu oft. Bald jedoch fand er in seiner Schülerin Charlotte Wilhelmine, der ältesten der sieben Töchter des Generalmajors von Zenge (aus der Grafschaft Hohenstein stammend), eine verständnisvolle Freundin und Braut. Dieses Verhältnis trug keine Gewähr der Dauer und des Glückes in sich. Es war sogar ein Unglück für Wilhelmine und noch mehr für den mit seinem Bildungsgange beschäftigten, mit dunklem poetischen Drange ringenden Kleist, der durch Rücksichten auf seine Braut genötigt wurde, ein Brotstudium zu wählen und sich für ein Amt zu entscheiden.

Wilhelmine von Zenge, am 20. August 1780 geboren*), war die Tochter einer kinderreichen Familie und mit Kleists Schwestern eng befreundet. „Die älteste Zenge, Minette," schreibt Kleist am 12. November 1799 an Ulrike, „hat einen feinen Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre." Um die Jahreswende von 1799 bis 1800 mag die Annäherung zwischen beiden stattgefunden haben. Wilhelmine scheint für das zwar sonderlinghafte, aber durchaus edle und ideale Wesen des Jünglings ein tieferes Interesse gefaßt zu haben, und dieser wiederum war glücklich, von einem liebenswürdigen, gefühlvollen Mädchen sich verstanden zu sehen. Eine sonderbare Laune des Liebenden hätte beinahe gleich anfangs das Verhältnis wieder zerstört. Kleist verlangte von Wilhelmine und deren nächstältesten Schwester Luise**), die allein um die Liebe der beiden wußte, dieses Verhältnis solle streng vor Fremden und sogar vor den Eltern Wilhelminens verborgen gehalten werden. Dazu wollte sich letztere nicht verstehen. Endlich entschloß sich Kleist auf ihre und Luisens Bitten und Vorstellungen, dem General von Zenge sich zu entdecken und dessen Genehmigung zur Verlobung mit seiner Tochter zu erbitten. Es muß wohl ein mündliches Gespräch mit dem General, dem er übrigens damals zum Neujahr 1800 einen holprigen Glückwunsch in schwer erkennbaren Distichen gewidmet hatte***), vorausgegangen sein, wobei gegen ihre Liebe kein Widerspruch erhoben wurde, aber man scheint auch verlangt zu haben, daß Kleist vorerst einen sicheren Beruf wählen müsse. So kam also Heinrich vorläufig fast täglich mit seiner Braut zusammen, die neben seinem Elternhause in der Kommandantur wohnte; die Höfe beider aneinander gebauten Häuser waren nur durch eine Thorfahrt getrennt. Er schrieb auch der Braut, die er gewiß fast täglich sah, häufige und gründliche Briefe†), wie zuvor seiner Schwester Ulrike von Stube zu Stube. Als echter Selbstquäler sucht er sich gleich anfangs zu vergewissern, ob sie ihn auch wirklich wahr und echt liebe. „Aber darf ich meinen Augen und meinen Ohren, darf ich meinem Witze und meinem Scharfsinn, darf ich dem Gefühle meines leichtgläubigen Herzens, das sich schon einmal von ähnlichen Zeichen" — Kleist meint seine frühere Neigung zu Louise von Linkersdorf — „täuschen ließ, wohl trauen? Muß ich nicht mißtrauisch werden auf meine Schlüsse, da sie mir selbst schon einmal gezeigt haben, wie falsch sie zuweilen sind? Was kann ich im Grunde, reiflich

*) Sonderbarerweise hat Kleist in dem Briefe aus Würzburg 10. Oktober 1800 den Geburtstag seiner Braut, ebenso wie seinen eigenen, verfrüht.

**) Die an Geist hervorragende „goldene" Schwester der Braut, die unverheiratet als Domina des adligen Fräuleinstiftes in Lindow starb und in Beziehungen zu den höchsten Berliner Kreisen stand.

***) Vgl. Gedichte IIb.

†) Vgl. Biedermann S. 1 ff. Durch die jetzt vollständig nach dem Original abgedruckten Liebesbriefe wird das ganze Verhältnis in ein wärmeres Licht gerückt. Bülow hatte nur 16 Briefe, zum Teil unvollständig, veröffentlicht.

überlegt, mehr glauben, als was ich vor einem halben Jahre auch schon wußte, ich frage, was kann ich mehr glauben, als daß Sie mich schätzen und daß Sie mich wie einen Freund lieben?" Er fragt die Braut auch um ihren Rat, für welches Amt er sich bilden soll. Die Rechte mag er nicht studieren, denn was soll er von einer Wissenschaft halten, die sich den Kopf darüber zerbricht, ob es ein Eigentum in der Welt giebt; auch das diplomatische Fach hat keinen Reiz für ihn, denn er erkennt nur ein höchstes Gesetz, die Rechtschaffenheit, während die Politik nur ihren Vorteil kennt; besser behagt ihm schon das Finanzfach, denn für den ihm nicht angenehmen Klang rollender Münzen mag ihn „der Einklang der Herzen" entschädigen; das akademische Amt, „von dem man freilich als Bürger des Staates nicht, wohl aber als Weltbürger weiter schreiten kann," reizt ihn nicht minder als die Ökonomie. „Dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke widmen." Hier haben wir also schon die Anfänge seiner idyllischen Pläne, denen vielleicht schon Dichterträume zu Grunde lagen. Kleist äußert auch bereits in diesen ersten Briefen seinen Hang zum Philosophieren und Docieren. Wunderlicher Weise behandelt der eben erst Verlobte zunächst das doch fernliegende Thema: Welcher von zwei Eheleuten verliert am meisten bei dem Tode des anderen? Er übernahm Wilhelminens Erziehung mit einem Eifer, als ob ihr Wesen erst unter seinen Händen geformt werden müßte. Doch war es für Kleist eine schöne Zeit, und die beiden Nachbarhäuser sahen das reinste Glück. Noch später denkt er mit Entzücken an jene Orte zurück, welche die Zeugen seines jungen Liebesglückes waren. Namentlich die Erinnerung an die Laube im Zengeschen Garten kehrt öfter wieder, wo die Liebenden Voß' „Luise" mit einander lasen und in mondhellen Nächten hohe Freuden genossen. In Gedanken sucht er aus der Ferne die Geliebte auf: „des Morgens an Deinem Fenster in der Hinterstube, Nachmittags an dem Fenster des unteren Saales, gegen Abend in der dunklen Laube, und wenn es Mitternacht ist, in Deinem Lager, das ich nur einmal flüchtig gesehen habe und das daher meine Phantasie nach ihrer freiesten Willkühr sich ausmalt." Er schenkte ihr in dieser Zeit eine Tasse, die noch heute in ihrer Familie aufbewahrt wird: auf dem Boden der Schale steht: „Vertrauen", auf dem der Untertasse: „und" und auf der Rückseite des Bodens derselben: „Einigkeit", so daß das Ganze — eine Art Rebus — bedeutet: Vertrauen auf und Einigkeit unter uns. „Besieh Deine neue Tasse von oben und unten!" wird er später nicht müde, ihr zu wiederholen, wenn er ein Opfer von ihr verlangt. Da der junge Freundinnenkreis an der Aufführung von „Sprichwörtern" Vergnügen fand, so richtete er ihnen nicht nur vorhandene für die Darstellung ein, sondern schrieb auch einige selbst, wobei er allen Fleiß auf die Einstudierung verwandte und vielen Beifall fand. Hier und in den Gelegenheitsgedichten für Familienfeste, z. B. in den unbeholfenen Distichen der zwei Neujahrswünsche von 1800, sind die

unscheinbaren Anfänge jener inneren Umwälzung zu suchen, die ihn nach gewaltsamen Kämpfen zum Dichter machte.

Sein Verhältnis zu Wilhelmine mußte auch seinen Lebensplan notwendig umgestalten und seiner eigentlichen Studienzeit ein vorzeitiges Ende bereiten. Schon im Sommer 1800 war es damit zu Ende. Jetzt entschloß er sich, wohl auf den Wunsch der Eltern Wilhelminens, es mit dem Staatsdienste zu versuchen. Wie sehr er darunter litt, verraten seine Briefe an Ulrike; er fühlte, daß er sich zu irgend etwas werde entscheiden müssen, und doch reizte ihn noch immer sein früheres höheres Ziel, und noch konnte er es nicht „verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor sich selbst zu erröthen". Er verließ Frankfurt und ging, statt nach Göttingen, wie er wohl als Student geplant, nach Berlin, um sich auf eine künftige Anstellung vorzubereiten. Vorderhand trat er als Volontär in ein anscheinend ziemlich äußerliches Verhältnis zu dem Minister von Struensee, dem Chef des Accise- und Zolldepartements.*) Mit dem Staatsdienste kann es ihm freilich nicht recht Ernst gewesen sein. Er schreibt an Ulrike: es sei genug, wenn die Welt wisse, er habe Geschäfte beim Minister Struensee, „welches," setzt er sogleich hinzu, „zum Theil wahr ist". Weitere Briefe an Ulrike oder Wilhelmine aus dieser ersten Berliner Zeit sind unerklärlicher Weise nicht vorhanden. Treue und aufopfernde Freunde gewann er an seinen beiden Kameraden Rühle und Ernst von Pfuel**) und besonders an dem Mecklenburger Louis von Brockes.***) Diesen hatten Heinrich und Ulrike früher einmal auf Rügen kennen und achten gelernt, und Kleist schildert später in seinen Briefen das Wesen dieses „herrlichen Menschen" eingehend und auf das überschwenglichste. Durch Brockes' Freund, den Grafen Alexander zur Lippe†), scheint Kleist in die ästhetischen Kreise Berlins eingeführt

*) Karl Gustav von Struensee, ein Bruder des dänischen Ministers, war von 1791 bis zu seinem Tode 1804 kgl. preußischer Staatsminister.

**) Ernst von Pfuel, 1780 zu Berlin geboren, trat 1797 in die Armee, war später in österreichischen und russischen Diensten, dann im preußischen Generalstab, ward 1815 Oberst unter Blücher und nach der Einnahme von Paris Kommandant dieser Stadt, Gouverneur von Neuchatel, General der Infanterie, 1847 Gouverneur von Berlin und Ministerpräsident und Kriegsminister, 1858 liberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Er starb am 3. Dezember 1866.

***) Kleist schreibt den Namen irrtümlich Brokes. Dieser war von 1797 bis April 1800 als Begleiter eines Herrn v. Dewitz in Göttingen. So oft er zu seinen Verwandten und Bekannten nach Pommern und Mecklenburg reiste, verweilte er längere Zeit in Berlin. Hier mag er viel mit Kleist verkehrt haben. Brockes, 1768 geboren, starb im September 1815. Varnhagen schreibt in den Biographischen Denkmälern III, 85 über ihn: „Eine in vielen deutschen Lebenskreisen bedeutende und vertraute Erscheinung, ein edler, gebildeter Mann voll hohen Ernstes der Seele und von großer Geradheit des Gemütes, in seiner Anspruchslosigkeit und Stille wirkte er stark auf seine Freunde, und Männer und Frauen hingen mit Leidenschaft an ihm. Sein Name ist nirgends in die Litteratur oder sonst in die Öffentlichkeit durchgebrochen; aber er verdient um so mehr festgehalten zu werden, da vielleicht noch künftig Denkmale seiner vielfach eingreifenden Persönlichkeit an das Licht treten." Vgl. auch Varnhagens Denkwürdigkeiten I 282.

†) Auch von ihm spricht Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" I, 282 ff. als von einem wunderlichen Menschen, „edel, zartsinnig, gebildeten und strebenden Geistes, aber auch wirrköpfisch, einbilderisch und abschweifend".

worden zu sein. Die Eindrücke, die er hier empfing, waren geeignet, ihm die juristische Laufbahn wieder gründlich zu verleiden. Er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Mehr als einmal war er nahe daran, sich geduldig in sein Amt zu fügen und sich mit Apollo zu trösten, der ja auch verdammt war, Knechtdienste auf Erden zu thun; aber immer noch schwebte ihm sein früheres „höheres Ziel" vor, worunter er wohl die Ausbildung seiner dichterischen Anlagen verstand. Deutlicher spricht er sich später in einem Brief an die Geliebte aus: „Du weißt, daß ich mich jetzt für das schriftstellerische Fach bilde. Ich selbst habe mir schon ein kleines Ideenmagazin angelegt, das ich Dir wohl einmal mittheilen und Deiner Beurtheilung unterwerfen mögte. Ich vergrößere es täglich. Wenn Du auch einen kleinen Beitrag dazu liefertest, so könntest Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen."

Im August 1800 litt es ihn in Berlin nicht länger; er ging auf acht Tage nach Frankfurt, um sich zu zerstreuen, weil ihn, wie er an Ulrike schreibt, das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. „In meinem Kopfe sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt . . . Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann." Er hatte seine Braut vor einiger Zeit gebeten, ihm aufzuschreiben, was sie sich von dem Glück der zukünftigen Ehe verspreche; bei diesem Aufenthalt in Frankfurt teilte sie ihm das erste Blatt ihrer Bekenntnisse mit. Er las es sofort mit unaussprechlicher, aber bittersüßer Freude durch und nahm es unruhig mit nach Hause; am andern Morgen erklärte er, daß er abreisen wolle. Er müsse eine Reise unternehmen, deren Zweck sich nicht sagen lasse. Auf näheres Dringen versicherte er, es handle sich darum, durch diese Reise das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen zu retten. Man mußte ihm eine Summe Geldes vorstrecken. Es gab aufgeregte Scenen und Thränen; aber er reiste noch an demselben Tage ab, ohne sich über sein Vorhaben näher zu erklären. Am 14. August war er wieder in Berlin und schrieb gleich am Abend seiner Ankunft an Ulrike und zwei Tage später an Wilhelmine, besonders zärtlich und liebevoll an letztere. „Als ich mich von Dir trennte," schreibt er der Braut, „legte ich mich noch ins Bett und lag da wohl noch 1½ Stunde, doch mit offenen Augen, ohne zu schlafen. Als ich im Halbdunkel des Morgens abfuhr, war mir's, als hörte ich ein Geräusch an dem innern Fenster Eures Saales. Mir fuhr ein schneller Gedanke durch die Seele, ob Du das wohl sein könntest. Aber Du warst es nicht, ob ich gleich eine brennende Sehnsucht hatte, Dich noch einmal zu sehen. Der Wagen rollte weiter, indessen mein Auge immer noch mit rückwärts gewandtem Körper an das geliebte Haus hing. Mir traten Thränen ins Auge, ich wünschte herzlich zu weinen, aber ich bin schon zu lange davon entwöhnt . . . Als

ich hineinfuhr in das Thor im Halbdunkel des Abends und die hohen, weiten Gebäude anfänglich nur zerstreut und einzeln umher lagen, dann immer dichter und dichter, und das Leben immer lebendiger, und das Geräusch immer geräuschvoller wurde, als ich nun endlich in der Mitte der stolzen Königsstadt war, und meine Seele sich erweiterte, um so viele zuströmende Erscheinungen zu fassen, da dachte ich: wo mag wohl das liebe Dach liegen, das einst mich und mein Liebchen schützen wird? Hier an der stolzen Colonnade? dort in jenem versteckten Winkel? oder hier an der offnen Spree? Werde ich einst in jenem weitläufigen Gebäude mit vierfachen Reihen von Fenstern mich verlieren, oder hier in diesem kleinen engen Häuschen mich immer wieder finden? Werde ich am Abend, nach vollbrachter Arbeit, hier durch dieses kleine Gäßchen mit Papieren unter dem Arme zu Fuß nach meiner Wohnung gehen oder werde ich mit Vieren stolz durch diese prächtige Straße vor jenes hohe Portal rollen? Wird mein liebes Minchen, wenn ich still in die Wohnung treten will, mir von oben herab freundlich zunicken, und auf dieser dunklen Treppe mir entgegen kommen, um früher den Kuß der Liebe auf die durstenden Lippen zu drücken, oder werde ich sie in diesem weiten Pallast suchen und eine Reihe von Zimmern durchwandern müssen, um sie endlich auf dem gepolsterten Sopha unter geschmückten und geschminkten Weibern zu finden? Wird sie in diesem dunkeln Zimmer nur den dünnen Vorhang zu öffnen brauchen, um mir den Morgengruß zuzulächeln, oder wird sie von dem weitesten Flügel jenes Schlosses her einen Jäger zu mir schicken, um sich zu erkundigen, wie der Herr Gemahl geschlafen habe? — — Ach, liebes Minchen, nein, gewiß, gewiß wirst Du das letzte nicht. Was auch die Sitte der Stadt für Opfer begehrt, die Sitte der Liebe wird Dir gewiß immer heiliger sein, und so mag denn das Schicksal mich hinführen, wohin es will, hier in dieses versteckte Häuschen oder dort in jenes prahlende Schloß, Eines finde ich gewiß unter jedem Dache, Vertrauen und Liebe. Aber, unter uns gesagt, je öfter ich Berlin sehe, je gewisser wird es mir, daß diese Stadt, so wie alle Residenzen und Hauptstädte, kein eigentlicher Aufenthalt für die Liebe ist. Die Menschen sind hier zu zierlich, um wahr, zu gewitzig, um offen zu sein. Die Menge von Erscheinungen stört das Herz in seinen Genüssen, man gewöhnt sich endlich, in ein so vielfaches, eitles Interesse einzugreifen, und verliert am Ende sein wahres aus den Augen." Und gleich darauf giebt er ihr, wie zwei Tage zuvor schon seiner Schwester, geheimnisvolle Andeutungen über seine geplante Reise. „Ich fühle mich zu schwach, ganz allein zu handeln, wo etwas so Wichtiges auf dem Spiele steht. Ich suche mir daher jetzt, ehe ich handle einen weisen, älteren Freund auf, den ich Dir nennen werde, so bald ich ihn gefunden habe."

Welchen Zweck sollte diese Reise haben? Wir können aus Kleists dunklen Andeutungen darüber auch heute noch nicht klug werden. Das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen steht auf dem Spiel,

versichert er einmal; ein anderes Mal könnte man auf eine geheime diplomatische Mission raten; ein drittes Mal macht er Andeutungen, als handle es sich um eine Erfindung im Fabrikwesen, um schließlich immer wieder zu bestätigen, daß sein eigenes Lebensglück und das seiner Braut davon abhängt. Kleist, dünkt uns, wollte sich selber und den drückenden Berliner Verhältnissen entfliehen, sich für seine Kämpfe gegen den ihm von seiner Familie aufgezwungenen Beruf stählen, allein mit sich und dem wahlverwandten Brockes und unter neuen Umgebungen und Eindrücken sich sammeln und in der Ferne peripatetisch die Krisis, die ihn zum Dichter machen sollte, überwinden. Das Reisefieber gehört ja zu den eigensten Schrullen Kleists; es ist als ob er dabei sich selbst entfliehen und in der äußerlichen Unruhe sich innerlich beruhigen wollte. Schon im ersten Briefe an Wilhelmine spricht er in der Nachschrift von einer geplanten Reise; der ganze Zweck eines Aufsatzes über den Weg des Glücks*) scheint nur der zu sein, Rühle zu einer zweiten gemeinsamen Reise zu bewegen. Da er die wahren Motive seiner Wandersucht, die von seinen Verwandten nimmermehr gebilligt worden wären, nicht nennen konnte, so zog er vor, seinem romantisch-phantastischen Zuge folgend, die ganze Reise in Geheimnis zu hüllen und Anspielungen auf diplomatische und andere Zwecke einfließen zu lassen.**) Daher die dunklen, widerspruchsvollen Andeutungen gegenüber der Braut, welche die Erlaubnis, und gegen die Schwester, welche das Geld geben sollte, damit sie auch ja von der Wichtigkeit der Reise überzeugt sein würden. Wo es seinen „höheren Zweck“, seinen Dichterberuf galt, da

*) Kleine Schriften, S. 267—82.

**) Eine geheime diplomatische Mission, an die auch Ulrike glaubte (Koberstein 27), hätte schwerlich aus Privatmitteln bestritten werden müssen, wenn man sie überhaupt einem jungen Zoll- und Accisevolontär ohne diplomatische Erfahrung anvertraut hätte. Wenn Biedermann aus Brockes' Beteiligung darauf schließt, daß von einem solchen Manne kaum anzunehmen sei, er habe eine bloße Phantasterei des jüngeren Freundes gutgeheißen und sogar mit eigener Aufopferung ohne Hoffnung auf einen reellen Erfolg unterstützt, so können wir jetzt nach Durchsicht von Brockes' Nachlaß, den uns eine Großnichte desselben zur Verfügung stellte, versichern, daß Brockes, trotz Kleists stark rhetorisch gefärbtem Panegyrikus, damals den Geniestreichen gar nicht abhold war. Brockes selbst urteilt um jene Zeit nicht so günstig über sich selbst. Er schreibt am 22. Mai 1800, also zwei Monate vor Antritt der Würzburger Reise, an einen Freund: „Dewitz' [seines Zöglings] Pläne für die Zukunft sind noch nicht ganz reif, so wenig wie die meinigen, aber ich ahne, daß die seinigen die vernünftigsten sein werden, denn leider kann ich der Vernunft noch immer nicht viel Geschmack abgewinnen, und kann etwas gerathen, was man nicht con amore treibt?“ Demzufolge wäre also der neun Jahre ältere Brockes der prädestinierte Teilnehmer an einer abenteuerlichen Reise. Im übrigen haben sich unsere Hoffnungen, aus den Briefen und dem Tagebuch Brockes' dem Zwecke dieser Reise auf die Spur zu kommen, nicht erfüllt. Unter den wenigen Briefschaften aus jener Zeit spricht nur ein einziges Billet einmal flüchtig von unserem Dichter. Brockes' Freundin, Louise Westfeld (nachmalige Professorin Bouterwek) schreibt aus Göttingen am 24. Februar 1802, während Kleist in der Schweiz weilte, folgendes Postskript: „Haben Sie keine Nachricht von Wytenbach und Kleist? ... Von Ihnen möchte ich noch wissen, was Kleist so ungefähr erfahren hat. Ich glaube gewiß, ich sehe ihn wieder, vielleicht bald und möchte nicht unvorbereitet sein.“ Bezieht sich dies „Erfahren“ auf das Geheimnis der Würzburger Reise? In Brockes' Tagebuch — letztes Datum darin 1804 — fand sich endlich neben vielen Auszügen aus Büchern und eigenen Gedanken des Schreibers ein langer Auffsatz mit der Anrede: „Mein lieber Heinrich!“ Wir wagen es aber nicht, diesen moralisierenden Brief an einen Freund, der ihm frühere Ausschweifungen gebeichtet, auf die bloße Anrede hin auf Kleist zu beziehen, der schon genug des Jammers zu tragen hat.

kannte Kleist keine Rücksicht, keine Uneigennützigkeit. Wilhelmine sollte diesen idealen Egoismus noch an sich erfahren.

Nachdem er Karl von Zenge*) das Versprechen abgenommen, weder das Ziel noch den Zweck seiner Reise zu erforschen, und auch an Wilhelmine eine förmliche Instruktion gesandt, reiste Kleist am 18. August mit der Stettiner bedeckten Post, trotz einer leichten Unpäßlichkeit, über Oranienburg, Templin, Prenzlow nach Coblentz bei Pasewalk. Dort weilte der Freund, den sich Kleist ausersehen, auf dem Landgute seines Vetters, des Grafen von Eickstedt († 1812), dessen alte, würdige Gemahlin Kleist auf Rügen kennen gelernt hatte. Es ist der schon genannte Louis Brockes. Kleist eröffnete ihm seine Lage. Brockes sah die „Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges, zum mindesten die Gefahrlosigkeit des Planes“ ein und besann sich nicht einen Augenblick, dem Freunde, dessen Zweck er ehrte, zu folgen, trotzdem er selbst damals im Begriffe stand, ein Amt zu nehmen und innig an seiner Schwester hing. Auf das uneigennützigste opferte er 600 Rthlr. von seinem Vermögen, um Kleist „glücklich“ zu machen, und gab der ganzen Reise seiner Familie gegenüber den Anstrich, als geschehe sie nur um seinetwillen. Die beiden Jünglinge besuchten noch die gräflichen Güter und reisten den 20. August nachmittags mit der Post nach Berlin. Hier wurde wieder an Ulrike um Geld geschrieben: sie möge es nach Wien schicken, da Brockes seinen Wechsel aus verschiedenen Gründen nicht einkassieren könne. Und Ulrike entsprach diesem Wunsche abermals. Am 28. August früh wurde die geheimnisvolle Reise angetreten, auf welcher Brockes mit nie ermüdendem Wohlwollen und mit immer stillem und anspruchlosem Eifer bis ins Kleinste für des Freundes Wohl sorgte. Karl von Zenge gab ihnen das Geleite bis Potsdam, wo sie bei Kleists jüngerem Bruder Leopold, der bei der Garde stand, übernachteten. Kleist besprach einiges Notwendige mit Rühle, der eben um seinen Abschied angehalten hatte. Nach einem flüchtigen Besuche von Sanssouci ging es weiter durch die Mark: über Treuenbrietzen, Wittenberg und Düben nach Leipzig, wo sie am 30. früh ankamen. Sie ertrugen im Schauspiel nur zwei Akte des „Abällino“ von Heinrich Zschokke, dem ehemaligen Frankfurter Studenten und Privatdozenten, der gewiß ein alter Bekannter des Kleistschen Hauses war, und am 1. September ließen sie sich unter falschem Namen immatrikulieren. Kleist, der überdies aus Vorsicht seine Reisebriefe mit dem Wappen seines Begleiters siegelte, schreibt seiner Braut über diesen Streich: „Ich will Dir umständlich die Geschichte unserer Immatrikulation erzählen. Wir gingen zu dem Magnificus Prof. Wenk, eröffneten ihm, wir wären aus der Insel Rügen, wollten kommenden Winter auf der hiesigen Universität zubringen, vorher aber noch eine Reise in's Erzgebirge machen, und wünschten daher, jetzt

*) Lieutenant, der älteste Bruder Wilhelminens, der mit Kleist in Berlin zusammen wohnte. Er war den 23. August 1777 geboren und starb schon am 30. Januar 1802 an einer Halsentzündung.

gleich Matrikeln zu erhalten. Er fragte nach unseren Vätern. Brockes' Vater war ein Amtmann, meiner ein invalider schwedischer Capitain.*) Er machte weiter keine Schwierigkeiten, las uns die akademischen Gesetze vor, gab sie uns gedruckt, streute viele weise Ermahnungen ein, überlieferte uns dann die Matrikeln und entließ uns in Gnaden. Wir gingen zu Hause, bestellten Post, wickelten unsere Schuhe und Stiefeln in die akademischen Gesetze und hoben sorgsam die Matrikeln auf." Der „Student der Mathematik Heinrich Berndt Wilhelm Klingstedt" und der „Student der Ökonomie Moritz Ludwig Bernhoff", beide angeblich aus Rügen, fuhren hierauf über Grimma, Waldheim, Nossen, Wilsdruff und Kesselsdorf nach Dresden, wo flüchtig die Galerie, die Stadt und die Umgebung besucht wurden, angeblich auch der englische Gesandte Lord Elliot, der ihnen Pässe geben sollte. Hier wollten sie Dinge gehört haben, die sie bewogen, nicht nach Wien zu reisen, sondern entweder nach Würzburg oder Straßburg. Die Reise geht von Dresden über Freiberg nach Öderan im Erzgebirge, wo die Freunde am 4. September eintrafen, dann über Chemnitz, Lungwitz und Zwickau, an dem Schönsten, was Kleist auf der ganzen bisherigen Reise sah: Schloß Lichtenstein vorüber, nach Reichenbach, unterwegs auf jeder Station an einem Briefe für die Braut schreibend, zum Teil sehr umständlich, denn er denkt diese Papiere einst für sich zu nützen. „Wie froh bin ich," äußert er einmal, „daß doch wenigstens ein Mensch in der Welt ist, der mich ganz versteht. Ohne Brockes würde mir vielleicht Heiterkeit, vielleicht selbst Kraft zu meinem Unternehmen fehlen. Denn ganz auf sein Selbstbewußtsein zurückgewiesen zu sein, nirgends ein Paar Augen finden, die uns Beifall zunicken, und doch recht thun, das soll freilich, sagt man, die Tugend der Helden sein. Aber wer weiß, ob Christus am Kreuze gethan haben würde, was er that, wenn nicht aus dem Kreise wüthender Verfolger seine Mutter und seine Jünger feuchte Blicke des Entzückens auf ihn geworfen hätten." Die Gedanken an seine Liebe kommen oft allmächtig über ihn, und dann verrät uns sein Herz, daß er die Braut wirklich innig liebt. Im Plauenschen Grunde sieht er ein enges Häuschen, „aber für zwei Menschen und die Liebe weit genug, weit hinlänglich genug. Ich verlor mich in meinen Träumereien. Ich sah mir das Zimmer aus, wo ich wohnen würde, ein anderes, wo Jemand Anderes wohnen würde, ein drittes, wo wir beide wohnen würden. Ich sah eine Mutter auf der Treppe sitzen, ein Kind schlummernd an ihrem Busen. Im Hintergrund kletterten Knaben an dem Felsen und sprangen von Stein zu Stein und jauchzten laut . . . So erinnert mich fast jeder Gegenstand durch eine entfernte oder nahe Beziehung an Dich, mein geliebtes Mädchen. — Und wenn mein Geist

*) In der Immatrikulationsliste der Universität Leipzig finden sich in der That unter jenem Datum eingetragen: Bernhoff Maurit. Ludov. Rugia-Pomeran. und Klingstedt Henr. Berendtt. Gul., Rugia-Pomeran. Es sind das die Namen, welche Kleist in einem Briefe an seine Schwester Ulrike v. 26. Aug. 1800 (Koberstein 34) als diejenigen nennt, welche sie auf dieser Reise sich beilegen wollten.

sich einmal in eine wissenschaftliche Folgenreihe von Gedanken von Dir entfernt, so führt mich ein Blick auf Deinen Tabaksbeutel, der immer an dem Knopf meiner Weste hängt, oder auf Deine Handschuhe, die ich selten ausziehe, oder auf das blaue Band, das Du mir um den linken Arm gewunden hast, und das immer noch unaufgelöst, wie das Band unsrer Liebe verknüpft ist, wieder zu Dir zurück." Nur selten denkt er daran, daß sein mysteriöses Gehaben die Geliebte befremden müsse. „Warum, wirst Du sagen, warum spreche ich so geheimnißreiche Gedanken halb aus, die ich doch nicht ganz sagen will? Warum rede ich von Dingen, die Du nicht verstehen kannst und sollst? Liebes Mädchen, ich will es Dir sagen. Wenn ich so etwas schreibe, so denke ich mich immer zwei Monate älter. Wenn wir dann einmal, in der Gartenlaube, einsam, diese Briefe durchblättern werden, und ich Dir solche dunkle Äußerungen erklären werde, und Du mit dem Ausrufe des Erstaunens: ja so, so war das gemeint — —"*). Die Dorfschönen in jenen Gegenden gefallen seinem Kennerauge sehr gut, und er scherzt: „Wahrlich, wenn ich Dich nicht hätte, und reich wäre, ich sagte adieu à toutes les beautés des villes. Ich durchreiste die Gebirge, besonders die dunkeln Thäler, spräche ein von Haus zu Haus, und wo ich ein blaues Auge unter dunkeln Augenwimpern, oder bräunliche Locken auf dem weißen Nacken fände, da wohnte ich ein Weilchen und sähe zu, ob das Mädchen auch im Innern so schön sei, wie von außen. Wäre das, und wäre auch nur ein Fünkchen von Seele in ihr, ich nähme sie mit mir, sie auszubilden nach meinem Sinne. Denn das ist nun einmal mein Bedürfniß; und wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich. Ich selbst muß es mir formen und ausbilden." In Reichenbach bemerkt er, daß folgenden Tages am 6. der Waffenstillstand zwischen Kaiserlichen und Franzosen aufhört, und daß die Reise nach Bayreuth jetzt gerade den Franzosen entgegengeht. Am 11. September schreibt er aus Würzburg, das von Flüchtigen und Reichstruppen wimmelt. Kleist prüft mit sachverständigem Blicke die Citadelle und ist der Meinung, daß sie ebenso unhaltbar sei als die Stadt, von der er der Braut eine Beschreibung giebt. Der nächste Brief vom 13. September beginnt mit dem Jubelruf: „Mädchen, wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken! — Doch still! Noch ist nichts ganz entschieden, aber — der Würfel liegt, und, wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. Sei ruhig. In wenigen Tagen kommt ein froher Brief an Dich, ein Brief, Wilhelmine, der — — doch ich soll ja nicht reden, und so will ich denn noch schweigen, auf diese wenigen Tage. Nur diese gewisse Nachricht will ich Dir mittheilen: ich gehe von hier nicht weiter nach Straßburg, sondern bleibe in Würzburg. Eher, als Du

*) Vgl. Biedermann 56 f.

glaubst, bin ich wieder bei Dir in Frankfurt. Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es." Daran reiht sich eine Beschreibung des Julius-Hospitals und seiner Insassen und des gesellschaftlichen und litterarischen Lebens in der frommen Stadt. Am 15. September ergreifen ihn wieder böse Zweifel. „Zürnst Du vielleicht auf den Geliebten, der sich so muthwillig von der Freundin entfernte? Schiltst Du ihn leichtsinnig, den Reisenden, ihn, der auf dieser Reise Dein Glück mit unglaublichen Opfern erkauft und jetzt vielleicht — vielleicht schon gewonnen hat? Wirst Du mit Mißtrauen und Untreue dem lohnen, der vielleicht in Kurzem mit den Früchten seiner That zurückkehrt? Wird er Undank bei dem Mädchen finden, für deren Glück er sein Leben wagte? Wird ihm der Preis nicht werden, auf den er rechnete, ewige, innige, zärtliche Dankbarkeit?" Dann überkommen ihn seine pädagogischen Gedanken. „Ja, Wilhelmine, wenn Du mir könntest die Freude machen, immer fortzuschreiten in Deiner Bildung mit Geist und Herz, wenn Du es mir gelingen lassen könntest, mir an Dir eine Gattin zu formen, wie ich sie für mich, eine Mutter, wie ich sie für meine Kinder wünsche, erleuchtet, aufgeklärt, vorurtheilslos, immer der Vernunft gehorchend, gern dem Herzen sich hingebend — dann, ja dann könntest Du mir für eine That lohnen, für eine That —". Dem Schreiben liegt ein Aufsatz bei über die Bestimmung des irdischen Lebens, der zu dem Schlusse kommt, es sei ihre einzige Bestimmung, Mutter zu werden und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen.

Sobald die Freunde sicher waren, daß sie nicht nach Straßburg zu reisen brauchten, sondern mehrere Wochen in Würzburg sich aufhalten würden, mieteten sie, um dem teueren Gasthofe zu entgehen, ein eigenes Quartier in einem kleinen versteckten Häuschen bei einem Wirte Namens Wirth, „also in einem doppelten Wirthshause". Nachdem sie alle Sehenswürdigkeiten der Stadt gesehen, weilten sie viel zu Hause, schreibend, lesend, plaudernd, von einem freundlichen Mädchen bedient. Am 10. Oktober, seinem vermeintlichen Geburtstage, erinnerte er sich jener schmerzlichen Stunde, die ihn aus Wilhelminens Armen gescheucht, und er jauchzt nun auf: „Damals war ich Deiner nicht würdig, jetzt bin ich es ... Damals quälte mich das Bewußtsein, Deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — — doch still" ... Wichtig ist das folgende Bekenntnis: „Ich werde Dir die Gattin beschreiben, die mich jetzt glücklich machen kann — — und das ist die große Idee, die ich für Dich im Sinne habe. Das Unternehmen ist groß, aber der Zweck ist es auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftige Lage übrig lassen wird, diesem Geschäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben, und uns Beide schneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorsteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein. Fürchte nicht, daß die beschriebene Gattin nicht von Erde sein wird, und daß ich sie erst in dem Himmel finden werde. Ich werde sie

in 5 Jahren auf dieser Erde finden und mit meinen irdischen Armen umschließen.“ Vielleicht denkt hier Kleist an eine poetische Beschreibung, eine Idealfigur, die er dichterisch schaffen und der Braut, als Muster hinstellen will. Und wenn wir uns erinnern, daß er ein Jahr später der Schwester von dem Gedichte spricht, das der Welt ihre Liebe zu ihm erklären soll, so scheint es uns wahrscheinlich, daß er schon in Würzburg an seinem Robert Guiskard*) schrieb, und daß Cäcilia, dessen Gemahlin, ebenso bestimmt war, der Braut die ideale Gattin zu zeigen, als er in Helena, Guiskards Tochter und des jungen Robert Schwester, die schwesterliche aufopfernde Liebe Ulrikens poetisch gestalten wollte. In fünf Jahren hofft er mit diesem Riesenwerke zu Ende zu sein und lorbeergekrönt Wilhelmine heimführen und Ulrike mit Stolz erfüllen zu können.

Und nicht minder bedeutsam ist die spätere Stelle: „Hast Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest Du in Kurzem herüberblicken mit Wehmuth und Trauer zu mir, von dem Du Dich losgerissen, gerade da er Deiner Liebe am Würdigsten war! Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor Deinen Augen, geschmückt mit dem Lorbeer meiner That!**)

Gegen Ende Oktober reiste er Tag und Nacht in fünf Tagen von Würzburg über Meiningen, Schmalkalden, Gotha, Erfurt, Naumburg, Merseburg, Halle, Dessau, Potsdam nach Berlin heim, um vor dem 1. November dort zu sein. Brockes blieb noch in Dresden zurück. Der Braut schreibt er von Berlin am 15. November u. a.: „Mir leuchtet es immer mehr und mehr ein, daß die Bücher schlechte Sittenlehrer sind. Was wahr ist, sagen sie uns wohl, auch wohl, was gut ist, aber es dringt in die Seele nicht ein. Einen Lehrer giebt es, der ist vortrefflich, wenn wir ihn verstehen; das ist die Natur. Ich will Dir das nicht durch ein langes Geschwätz beweisen, sondern lieber durch Beispiele zeigen, die wohl immer, besonders bei Weibern, die beste Wirkung thun möchten. Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigsten Tage meines Lebens in Würzburg spazieren. Als die Sonne herabsank, war es mir, als ob mein Glück unterginge. Mich schauerte,

*) Daß dieser Stoffkreis ihn ein paar Monate später beschäftigte, beweist wohl sein Seufzer (21. Mai 1801): „Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen?“ — Die Entstehung seines Erstlings: „Die Familie Ghonorez“ fällt gewiß viel früher, als bisher angenommen wurde. Die Handschrift des Manuskript zeigt die regelmäßigen, sorgfältigen Züge, die wir aus den ersten Bräutigamsbriefen kennen. Das Stück dürfte schon in die Frankfurter Studentenzeit fallen, wenn nicht gar in Potsdam begonnen worden sein. Kleist hat ohne Zweifel frühzeitig und ohne Unterlaß poetisch gearbeitet, aber alles sorgfältig verheimlicht. Am 27. Okt. 1800 schreibt er aus Berlin der Schwester: „Sollte Tante gern in mein Bureau wollen, wegen der Wäsche, so sorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde.“ (Koberstein 38.)

**) Wilbrandt hat in seinem Buche: Heinrich von Kleist, Nördlingen 1863, S. 61 ff. zuerst die Ansicht vertreten, daß Kleist auf der Würzburger Reise nur sich selbst d. h. seinen Dichterberuf und nichts anderes suchte.

wenn ich dachte, daß ich vielleicht von Allem scheiden müßte, von Allem, was mir theuer ist. Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Thor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, was doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn Alles mich sinken läßt. Das, mein liebes Minchen, würde mir kein Buch gesagt haben, und das nenn' ich recht eigentlich lernen von der Natur. Einen ähnlichen Trost hatte ich schon auf der Hinreise nach Würzburg. Ich stand nämlich mit dem Rücken gegen die Sonne und blickte lange in einen lebhaften Regenbogen. So fällt doch, dachte ich, immer ein Strahl von Glück auf unser Leben, und, wer der Sonne selbst den Rücken kehrt und in die trübe Wetterwolke schaut, dem wirft ihr schönes Bild der Regenbogen zu. In jener herrlichen Nacht, als ich von Leipzig nach Dresden reiste, dachte ich mit wehmüthiger Freude: am Tage sehen wir wohl die schöne Erde, doch wenn es Nacht ist, sehen wir in die Sterne." Diese poetischen Bilder und Gedanken, Gleichnisse und Lehren, die sich von selbst in jambischen Silbenfall ergießen, beweisen aufs neue, daß diese Reise den Dichter und sein Werk fördern sollte, indem sie ihn aus den leidigen Berliner Verhältnissen riß und der Natur näher führte. „O auch mir sind es die liebsten Stunden, in welchen ich die Natur frage, was recht ist, und edel und gut und schön. Täglich widme ich, zur Erholung, ein Stündchen diesem Geschäfte und denke niemals ohne Freude an den Augenblick in Würzburg, wo ich zum erstenmal auf den Gedanken kam, auf diese Art bei der großen Lehrmeisterin Natur in die Schule zu gehen." Seine Beobachtungs- und Schilderungsgabe erscheint angeregt und gekräftigt. Insgeheim ist er jetzt über seinen Lebensplan, seinen Dichterberuf im klaren. Er sieht „heiter" in eine dunkle Zukunft. Am 27. Oktober schreibt er seiner Schwester: „ich achte mein ganzes Vermögen nicht um das, was ich mir auf dieser Reise erworben habe." Und am 25. November: „Mein liebes, bestes Ulrikchen, wie freue ich mich, wieder so nahe bei Dir zu sein, und so froh, o ich bin es nie in meinem Leben herzlich gewesen, ich konnte es nicht; jetzt erst öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück.*) Mir, mein edles Mädchen, hast Du mit Deiner Unterstützung das Leben gerettet — Du verstehst das wohl nicht? Laß das gut sein. Dir habe ich, nach Brokes, von meiner jetzigen innern Ruhe und Fröhlichkeit das meiste zu danken, und ich werde das ewig nicht vergessen. Die Thoren! Ich war gestern in Potsdam, und alle

*) Denselben Ausdruck gebraucht Kleist 15 Monate später in Bezug auf den „Robert Guiskard": „In Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu schreiben haben, denn ich nähere mich allem Erdenglück." Koberstein 80.

Leute glaubten, ich wäre darum so seelenheiter, weil ich angestellt wäre — Die Thoren!" Diese für seine Lieben so erfreuliche Nachricht wird ihnen aber gleich wieder durch die Hiobspost vergällt, daß er entschlossen sei, kein Amt zu nehmen. „Vor meiner Reise," setzt er Ulrike auseinander, „war das anders — jetzt hat sich die Sphäre für meinen Geist und für mein Herz ganz unendlich erweitert — das mußt Du mir glauben, liebes Mädchen." Und an Wilhelmine schreibt er: „Bei mir ist es indessen doch schon, so gut wie gewiß, bestimmt, daß ich diese Laufbahn nicht verfolge. Wenn ich aber dieses Amt ausschlage, so giebt es für mich kein besseres, wenigstens kein practisches. Die Reise war das einzige, das mich reizen konnte, so lange ich davon noch nicht genau unterrichtet war. Aber es kommt dabei hauptsächlich auf List und Verschmitztheit an, und darauf verstehe ich mich schlecht. Die Inhaber ausländischer Fabriken führen keinen Kenner in das Innere ihrer Werkstadt. Das einzige Mittel also, doch hinein zu kommen, ist Schmeichelei, Heuchelei, kurz Betrug.*) — Ja, man hat mich in dieser Kunst zu betrügen schon unterrichtet; nein, mein liebes Ulrikchen, das ist nichts für mich." Diese entschiedene Weigerung stürzt ihn natürlich in eine Menge Mißhelligkeiten. Der König, den er in Potsdam sieht und der ihm auch wegen seiner Aufgabe des Soldatenstandes zürnt, ist sehr unfreundlich gegen ihn, was Kleist zu dem stolzen Ausruf veranlaßt: Wenn der König meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weniger. Der Minister bietet ihm eine praktische und gute Stelle im Finanzamte an und droht ihm schriftlich, daß wenn er sich jetzt nicht gleich anstellen ließe, würde sich in der Folge für ihn wenig Aussicht zeigen; aber Kleist antwortet ausweichend, er wolle vorläufig diesen Winter den Sitzungen der technischen Deputation bloß beiwohnen, um sich zu orientieren und ohne darin zu arbeiten. Im nächsten Frühjahr würde er sich bestimmt erklären. So geht der Winter für ihn höchst unbehaglich vorüber. Die Sessionen sind ihm zuwider geworden. In Gesellschaften kommt er selten. In der gelehrten Welt, in die er durch Professor Huth, seinem ehemaligen Lehrer in Frankfurt, eingeführt ward, findet er sich so wenig wohl, als in der ungelehrten. „Diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatt, Jeder glaubt, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht." Von andern Kreisen waren ihm die geistreichen jüdischen noch die liebsten; aber sie thaten ihm zu preziös mit ihrer Bildung. „Ach, liebe Ulrike," setzt er hinzu, „ich passe mich nicht unter die Menschen; es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweife angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht. . . Indessen, wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr, weil ich

*) Diese Stelle hat Koberstein zu der Mutmaßung geführt, es sei bei der Würzburger Reise auf Erforschung eines wertvollen Fabrikgeheimnisses abgesehen gewesen, aber Kleist meint hier die amtlichen Reisen überhaupt.

mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche." Und nun verlor er noch um diese Zeit den Freund, in welchem er sein Ideal des Mannes erblickte. Brockes, der den Winter über in Berlin zugebracht, ging Ende Januar 1801 nach Mecklenburg, wo er in Dargun die Stelle des Landdrost versah, aber schon im Oktober niederlegte, „weil er sich den Bestechungsversuchen der Herren nicht fügen wollte". Die Kluft, die der scheidende Freund zurückließ, vermochten weder Rühle noch Pfuel auszufüllen. Sie wohnten in Potsdam und besuchten Kleist nur selten in seiner Berliner Einsamkeit. Mit seinem Stubengenossen, dem jungen Lieutenant von Zenge, hatte er offenbar nichts zu teilen. Eines Tages entschloß er sich, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis er über einen Lebensplan entschieden wäre; aber acht Tage vergingen, und er mußte doch am Ende das Zimmer unentschieden wieder verlassen.

Endlich erlosch ihm auch der Schimmer, von dem er bisher die Wissenschaften umglänzt gesehen hatte. Als im März Wilhelmine in einem Briefe bat, ihr einmal ausführlich mitzuteilen, wie es in seinem Inneren aussehe, legt er, wie es scheint, einen um diese Zeit für Rühle geschriebenen, leider für uns verloren gegangenen Aufsatz: „Geschichte meiner Seele"*) seiner Antwort an die Braut zu Grunde, wobei er freilich seine künstlerischen Kämpfe umgeht. „Vor Kurzem wurde ich mit der neueren sogenannten Kant'schen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird als mich . . . Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, seien grün — und nie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeige, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthue, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehöre. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist's das Letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr — und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich. — — Wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächele nicht über einen Andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken,

*) Vgl. den Brief von Johanna von H. [Haza] an Tieck (L[ewitz], 26. Nov. 1816): „Leider vermuthet meine Mutter auch die „Geschichte meiner Seele" bei mir; bei unserer Trennung behielt sie aber dieselbe und macht mir durch ihre Nachfrage sehr bange um die Wiederauffindung dieses unschätzbaren Werkes, welches wahrscheinlich in dem Getümmel der letzten Zeit verloren gegangen ist, ohne welches aber Kleists ganze Schriften nur ein Fragment bleiben dürften, wenigstens für die, welche ihn gern ganz kennen und würdigen, vorzüglich seinen letzten Schritt entschuldigen möchten. Sollte sich die „Geschichte meiner Seele" noch finden lassen, so wäre sie wohl am sichersten bei Herrn Obrist Rühle zu suchen, für den sie ursprünglich geschrieben war." (Briefe an Tieck II, 174.) Bülow bemerkt (IX), daß Rühle zwar manche Schriften Kleists in Doppelmanuskripten besessen habe, die während seiner Abwesenheit in den Freiheitskriegen verschwunden und wahrscheinlich infolge eines Mißverständnisses verbrannt worden seien.

und ich habe keins mehr ... Seitdem habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innere Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen" ...

In dieser schweren Zeit, wo der Zweifel an der Natur des Bestehenden auch das in ihm Entstehende bedrohte, schmiedet er einen neuen Plan um den andern. Ein freies Künstlerleben, recht ferne von seiner drückenden Umgebung, erscheint ihm jetzt als Ideal. Im November schreibt er an seine Braut, ob sie nicht vielleicht in der Fremde, etwa in Südfrankreich, in der durch Rousseau geweihten französischen Schweiz, in dem schönsten Erdstriche von Zürich, ein bescheidenes Glück mit einander aufsuchen wollten. Wenn ihr beiderseitiges Vermögen nicht ausreichte, sie zu ernähren, so könnte er durch Unterricht in der deutschen Sprache den nötigen Zuschuß erwerben; und für die Folge, bei einiger Geduld, sollte es an Verbesserung ihrer Lage nicht fehlen. „Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten, meine ich. Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird, weil ich rasch darin vorrücke, weil ich so Manches schon aus eigener Erfindung hinzugethan habe — — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir sagen ... Da stände mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen ... Da ist die Aussicht auf Erwerb äußerst vielseitig. Ich könnte nach Paris gehn und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen". Schließlich verrät er auch, warum die Fremde ihn lockt. „Erstlich, weil es mir in dieser Entfernung leicht werden würde, ganz nach meiner Meinung zu leben, ohne die Rathschläge guter Freunde zu hören, die mich, und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verstehn; zweitens weil ich so ein paar Jahre lang ganz unbekannt leben könnte und ganz vergessen werden würde, welches ich recht eigentlich wünsche." Er möchte sich aller Fesseln entledigen und liebt es, sich nicht ohne Absicht schlechtweg „Heinrich Kleist" zu schreiben. „Weg mit allen Vorurtheilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande," ruft er aus. „Ich bin sehr fest entschlossen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen. Shakespeare war ein Pferdejunge und jetzt ist er die Bewunderung der Nachwelt." Und nun kommt sein altes Ceterum censeo: „Liebe Wilhelmine, laß mich reisen ... Die Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Fleck ... Sobald ich einen Gedanken ersonnen habe, der mich tröstet, sobald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder streben kann, so kehre ich um, ich schwöre es Dir ... Im Freien werde ich freier denken können ... Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage,

mein Innerstes zu zeigen." Inzwischen hatte sich sein Reiseplan krystallisiert. Es sollte ein „großer Spaziergang durch Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich" sein; vor Weihnachten gedachte er jedenfalls zurückzukehren. Er wünschte auch keinen Begleiter auf dieser Reise. Aber er hatte einst seiner Schwester versprochen, das Vaterland nicht zu verlassen, ohne sie mitzunehmen. Noch hoffte er, die Hast seines Entschlusses und die Kosten des abenteuerlichen Unternehmens würden sie von der Teilnahme zurückhalten. Allein die excentrische Schwester war nicht abzuschrecken, und nun brauchte er Pässe, mußte als Reisezweck beim Minister des Auswärtigen „wissenschaftliche Studien" angeben, denen er gerade hatte entrinnen wollen, bekam Aufträge und Empfehlungen mit auf den Weg, und die Lust an der Reise war ihm verdorben, ehe er sie antrat. „Soll ich nun," schreibt er in seiner Bestürzung an die Braut, „soll ich nun zurückkehren über den Rhein, so wie ich hinüberging? Habe ich nicht selbst die Erwartung der Menschen gereizt? Werde ich nicht in Paris im Ernste etwas lernen müssen?" Der ganze Plan erschien ihm nun als eine Übereilung, und die Art, wie er sich ihm unter den Händen verwandelt hatte, verstörte ihn. „Wir dünken uns frei," ruft er aus, „und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden mit sich fort . . . Mir ist dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich blos zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig Aber nun ist es unabänderlich geschehen, und ich muß reisen."

Da er keine Zeit mehr fand, von Wilhelmine persönlichen Abschied zu nehmen, den er vielleicht fürchtete, so schickte er ihr sein Bild, das er von dem damals geschätzten Maler und Kupferstecher Joh. Friedr. Aug. Krüger hatte in Miniatur malen lassen.*) „Mögest Du es ähn-

*) Als später dieses Verhältnis sich löste, gab Wilhelmine das Bild der Schwester Ulrike zurück; durch sie erhielt Kleist es wieder. Er nahm es auf seiner zweiten Schweizerreise mit und hinterließ es 1803 in Thun. „Dort fand es," wie Bülow (XIII) erzählt, „später eine treue Freundin glücklicherweise wieder und löste es ein; der hohe Wert, welchen sie darauf legt, bezeugt seine Ähnlichkeit." Diese Nachricht können wir nach mündlichen Mitteilungen einer Nichte Kleists ergänzen. In den vierziger Jahren reiste Wilhelminens „goldene" Schwester Luise v. Zenge in Gesellschaft eines Fräulein Blümner in die Schweiz. Der Zufall wollte, daß ihr Wagen gerade bei Thun umwarf, so daß die beiden Damen, etwas kontusioniert, einige Zeit das Zimmer hüten mußten. Indessen erinnerte sich Luise, daß sich Kleists Miniaturbild hier vorfinden müsse, und durch die Vermittlung ihres Arztes wurde es bei einem Prediger ausfindig gemacht. Das Bild des „lieben jungen Deutschen", der eine Zeitlang diese Gegend bewohnt hatte, war dem verstorbenen Großvater des Besitzers geschenkt worden und stand seit drei Generationen hoch in Ehren. Die jetzige Besitzerin des reizenden Bildes hatte die Güte, es uns zum Zwecke photographischer Reproduktion anzuvertrauen, und eine Heliogravüre davon schmückt die vorliegende Ausgabe. Ein Vergleich mit dem Sagertschen Stich (bei Bülow) zeigt, daß wir es dort mit einer ganz willkürlichen Wiedergabe zu thun haben. Kleist besaß weder die hohe Stirne, noch die großen Augen, die ihm Sagert angedichtet hat. Das Original sah weniger bedeutend, aber freundlicher, träumerischer aus. Sagert versicherte uns übrigens, daß seine ursprüngliche Bleistiftzeichnung, die seinem Stiche zu Grunde lag, dem Krügerschen Bilde viel ähnlicher sah, aber Varnhagen, der in Bülows Auftrag die Reproduktion überwachen sollte, machte, mit seinem Bleistift in der Hand, so viel Ausstellungen an Original und Kopie, daß sich Sagert immer mehr von seinem Vorbild entfernen mußte. Bei dieser

licher finden, als ich," schreibt er dazu. „Es liegt etwas Spöttisches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte, er hätte mich ehrlicher gemalt. — Dir zu Gefallen habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und so wenig ich auch dazu gestimmt war, gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte."

Um also dem „Ekel" an aller geistigen Thätigkeit zu entfliehen und mit sich selbst ins Reine zu kommen, wußte sich Kleist mit nichts anderem zu helfen, als abermals mit einer Reise. Die Geschwister verließen Berlin Ende April 1801. Der Abschiedsbrief an Wilhelmine verrät, in welch selbstquälerischer Stimmung Kleist sich damals befand. Es scheint, daß eben jetzt wieder ein poetischer Anlauf mißglückt war. „Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften und allen Ehrgeiz auf immer auf. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!" Und dieses klagende Verlangen nach idyllischem Frieden, diese Furcht vor dem Dämon des Ehrgeizes kehrt in allen seinen Reisebriefen wieder. Die Fahrt ging zunächst nach Dresden, auf derselben Straße, die ihn vor acht Monaten nach Würzburg geführt. In der Stadt schaute er sich besser um, als er dies bei seinem ersten Besuche gethan zu haben scheint. Er widmete sich diesmal mit ganzem Eifer den Kunstsammlungen; ihm war „so wohl bei diesem ersten Eintritt in diese neue Welt von Schönheit". Nirgends aber fand er sich so im Innersten ergriffen, wie in der katholischen Kirche, „wo die größte, erhabenste Musik zu den anderen Künsten tritt, um das Herz gewaltsam zu bewegen". Und wie Natur, Kunst und Religion, so kamen auch die

Gelegenheit mögen einige Zeugnisse über Kleists äußere Erscheinung willkommen sein. Tieck schreibt in den Hint. Schriften XXVIII f.: „Heinrich Kleist war von mittlerer Größe und ziemlich starken Gliedern, er schien ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in seinem Betragen. Er schien mir mit den Bildern des Torquato Tasso Ähnlichkeit zu haben, auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein." Rahel meinte: „Seine Augen geben mir keine Sicherheit" (Gallerie von Bildnissen II 91). Fouqué (Drei Kleiste S. 253) spricht von dem „kräftigen, aber nur im treuherzigen Lächeln seiner Augen anmutigen Heinrich". Brentano schildert 1810 in einem Brief an Görres Kleist als einen „sanften, ernsten Mann ohngefähr von meiner Statur". Zschokke fühlte sich Kleist verwandt „wegen seines gemütlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte". Und an Bülow schreibt er: „Kleist war eine der schönen Erscheinungen im Leben für mich, die man um ihres Selbstes willen liebt und nie zu lieben aufhört. In seinem Wesen schien mir, selbst während der fröhlichen Stimmung seines Gemütes, ein heimliches inneres Leiden zu wohnen. Eben das zog mich an ihn; fast mehr als sein talentreicher Geist und sittlicher edler Sinn. Er verlieh seinem Umgang die eigentümliche Anmut." Wieland versichert (Bülow 33): „Wiewohl mir nichts mehr zuwider und peinlich ist, als ein überspannter Kopf, so konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen." Auf Rühles Information ist wohl Bülows Bemerkung (S. 47) zurückzuführen, daß Kleist „leicht verlegen ward, stotterte, errötete, ein Kindergesicht hatte und französisch eigentlich fließender als deutsch sprach". Eine andere Quelle spricht von seinem sehr wenig empfehlenden Äußern und seinem Hang zu Schwärmerei und allzu großer Empfindlichkeit, doch sei er ein guter, sehr sittlicher Mensch von Geist und Bildung gewesen und bei seinen Kameraden und in allen Gesellschaften sehr beliebt.

Menschen den beiden Reisenden liebevoll entgegen. Durch einen Verwandten, den Lieutenant von Einsiedel, und dessen Frau lernten Heinrich und Ulrike eine Familie von Schlieben kennen, eine Witwe mit einem Sohn und zwei Töchtern, von gutem Adel, aber in Dürftigkeit, so daß die Mädchen sich heimlich von der zierlichen Arbeit ihrer Hände ernährten. Kleist fand sie „arm und freundlich und gut — drei Eigenschaften, die zusammengenommen mit zu dem Rührendsten gehören, was ich kenne". Die jüngere Schwester, Henriette, war eine anziehende, blonde germanische Gestalt; wenn ein fremder Maler, meinte Kleist, eine Deutsche malen wollte, und fragte ihn nach der Gestalt, nach den Zügen, nach der Farbe der Augen, der Wangen, der Haare, so würde er ihn zu diesem Fräulein führen und sagen, das ist ein echtes, deutsches Mädchen. Er scheint ihr aber erst bei einem späteren Besuche näher getreten zu sein.*) Diesmal fesselte ihn mehr ihre ältere Schwester Karoline. Sie war Malerin und kopierte Gemälde in der Galerie. Sie war bereits verlobt mit einem jungen Maler und Kupferstecher Namens Lohse, der damals in Paris lebte; aber sie wandte dem düsteren, geheimnisvollen Fremdling, wie er ihr, herzliches Wohlwollen und reine Teilnahme zu. Er erinnerte sie später daran, wie er „zuweilen an kühlen Abenden, unter den dunkeln Linden des Schloßgartens, frohe Worte wechselnd, an ihrer Seite ging, oder schweigend neben ihr stand auf der hohen Elbbrücke, wenn die Sonne hinter den blauen Bergen unterging"; wie er „sie zuweilen durch den Olymp der Griechen voll Götter und Heroen führte, und oft mit ihr vor der Mutter Gottes (der Sixtinischen Madonna) stand, vor jener hohen Gestalt, mit der stillen Größe, mit dem hehren Ernste, mit der Engelreinheit"; wie er einst am Abhange der Terrasse an einem schönen Morgen die Halme hielt, aus denen sie den Glückskranz flocht, der ihre Wünsche erfüllen sollte**); und wie sie ihm ihr Andenken für immer versprach. Ihrer Schwester Henriette schrieb Kleist folgendes Gedenkblatt ins Stammbuch:

Thue recht und scheue niemand.

Mit dieser hohen Lehre, welche Sie zugleich in der Demuth und

*) Im Nachlasse ihrer Schwester Karoline, späteren Frau Lohse, fand sich eine Bleistift- und Kreidezeichnung, die wir oben wiedergeben, mit der Unterschrift: „Henriette von Schlieben, Kleists Braut." Da Kleists Brief an Karoline aus Paris nicht einmal Grüße an Henriette und auch sonst nicht die geringste Andeutung über ein Verlöbnis enthält, so müßte ein solches erst später stattgefunden haben. Jedenfalls aber auch nicht bei Kleists zweitem Besuch 1803, denn sein Brief an Henriette vom 29. Juli 1804 (vgl. Briefe V) atmet keine Bräutigamsstimmung. Kleist müßte also während der „Phöbus-" Periode 1808—9 sich mit Henriette verlobt haben, obgleich jedes Zeugnis dafür fehlt, daß er um jene Zeit bei Schliebens verkehrt hat. Wir wissen nur, daß er damals die Pflegetochter des alten Körner liebte.

**) Dieser Kranz ist uns wunderbarerweise erhalten. Dürr, aber noch grün und fest verknotet, findet er sich in Karoline Lohses geb. v. Schlieben Nachlaß (jetzt im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau) in einem Umschlag mit folgender rührenden Überschrift von Karolinens Hand: „Dießen Kranz habe ich noch mit dem guten Kleist gebunden am 16 May 1801." Leider fand sich der Schattenriß, den Karoline von Kleist machte und der ihm sehr ähnlich gewesen sein soll (vgl. Bülow XII), nicht vor.



Henriette von Schlieben

im Stolze, über Ihre Pflichten und über Ihre Rechte unterrichtet, erinnere ich Sie zugleich an die christliche Religion, an ein gute Handlung, an einen schönen Abend und an Ihren Freund

Heinrich Kleist, aus Frankfurt a/Oder.

Dreßden d. 17t Mai, 1801.

Viel länger, als es in ihrem Plane stand, verweilten die beiden Reisenden in Dresden. Endlich nach einem Ausfluge nach Moritzburg, Pillnitz, Tharand, Freiberg, Teplitz, Lowositz und Aussig, entschlossen sie sich zur Weiterreise. Der Abschied von den Freundinnen war wehmütig. Die eine der Schwestern von Schlieben weinte aus vollem Herzen; ohne Zweifel war es Karoline, die obendrein den Reisenden Empfehlungen und Grüße an ihren Bräutigam Lohse mitgab. Da die Reisenden mit eigenen Pferden zu fahren vorzogen, was das Beste war, was man damals bei dem schlechten Stand der Posten und Wege thun konnte, so hatte Einsiedel ein gutes Gespann für sie gekauft, das der aus Berlin mitgebrachte Diener Johann, den ihnen Karl v. Zenge abgetreten, trefflich zu führen übernahm. So zogen sie denn ihre Straße weiter, „wie die alten Ritter von Burg zu Burg wandernd" und überall „gar ein freundliches Wort mit den Leuten wechselnd"; denn sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, in jeder Stadt die Würdigsten, „die Lehrer der Menschheit" aufzusuchen. In Leipzig schloß sich Kleist mit besonderer Zuneigung an den alten Professor der Mathematik und Physik Hindenburg an, und Ulrike wohnte einer öffentlichen Vorlesung des Physiologen und Philosophen Platner bei — der Verabredung mit diesem gemäß in Mannskleidern, um Störungen zu vermeiden. In Halle wurde der Mathematiker Klügel, in Göttingen wurden Blumenbach, Weisberg u. a. aufgesucht. Zu Halberstadt fand Kleist in dem alten Gleim „einen der rührendsten und interessantesten Greise", der die Verwandten seines verehrten Christian Ewald v. Kleist herzlich willkommen hieß und ihnen die bekannte Anekdote, wie er einst den Freund durch einen Scherz des Zufalls zum Dichter gemacht, mit leicht zu erratender Wirkung erzählte. Der Alte fürchtete, Kleist würde in Frankreich ein Franzose werden, aber unser Poet versprach ihm, als Deutscher zurückzukommen. Dann ging die Fahrt ins Harzland hinein. In Wernigerode fanden beide an der Stolbergschen Familie großes Wohlgefallen; bei Goslar fuhren sie in den Rammelsberg und wanderten am 31. Mai von Ilsenburg aus auf den Brocken, den Kleist in früheren Jahren schon einmal mit Rühle bestiegen hatte. In Göttingen wurde, „indessen das Herz weint", ein Ball mitgemacht; über Kassel ging es nach Frankfurt am Main, nachdem sie zuvor in dem Städtchen Butzbach durch eine Unart ihrer Pferde in Lebensgefahr geraten waren. In Rödelheim fand Kleist einen Menschen, den er „fast den besten nennen möchte", doch giebt er über dessen Person keinen Aufschluß; in Mainz ging's zu Schiffe den Rhein hinab — „eine Gegend wie ein

Dichtertraum". Der alte deutsche Strom schien ihm ein Ebenbild oder Vorbild zu sein. Am ersten Tage kamen sie bis Koblenz, am zweiten, wo sie bis Köln reisen wollten, mußten sie des Sturmes wegen in einem trierschen Dorfe landen; um 11 Uhr in der Nacht schifften sie sich wieder ein, aber der Sturm brach wieder so heftig los, daß die Schiffer das Fahrzeug nicht lenken konnten und die ganze Gesellschaft in Schrecken gesetzt wurde. „Ach," schreibt er der Braut, „es ist nichts ekelhafter als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das nur dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon; denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch, — o, wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, noch ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das Jeder wegwerfen möchte wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann wie oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt."

Überhaupt war seine Stimmung auf dieser ganzen Reise fast ununterbrochen eine sehr unglückliche. Bald vernachlässigte er sein Tagebuch, weil ihm „vor allem Schreiben ekelt". Er schreibt auch nicht an die Seinigen, und seine Briefe an die Braut sind kurz und selten. Sie verlangt von der Geschichte seines Inneren etwas zu wissen, aber er scheut das geschriebene Wort, weil es ewig ist, und deutet nur dunkel an, daß er sein wahres Ziel ahnt. Auch die Gesellschaft der extravaganten, energischen Schwester war ihm kein Trost. „Ich kann Ulrike Alles mittheilen," klagt er der Braut, „nur nicht was mir das Theuerste ist. Du glaubst auch nicht, wie ihr lustiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen gegen mein Bedürfniß absticht . . . Ich ehre Ulrike ganz unbeschreiblich, sie trägt in ihrer Seele Alles was achtungswürdig und bewundernswerth ist; Vieles mag sie besitzen, Vieles geben können, aber es läßt sich, wie Göthe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen." Und Karolinen v. Schlieben klagt er: „Ich wäre auf dieser einsamen Reise, die ich mit meiner Schwester machte, sehr glücklich gewesen, wenn — wenn — — Ach, liebe Freundin, Ulrike ist ein edles, weises, vortreffliches, großmüthiges Mädchen, und ich müßte von allem diesen nichts sein, wenn ich das nicht fühlen wollte. Aber — so viel sie auch besitzen, so viel sie auch geben kann, an ihrem Busen läßt

sich doch nicht ruhen — Sie ist eine weibliche Heldenseele, die von ihrem Geschlechte nichts hat, als die Hüften, ein Mädchen, das orthographisch schreibt und handelt, nach dem Takte spielt und denkt — — Doch still davon. Auch der leiseste Tadel ist zu bitter für ein Wesen, das keinen Fehler hat, als diesen, zu groß zu sein für ihr Geschlecht."*)

Von Mannheim reisten sie Mitte Juni nach Straßburg. Sie beabsichtigten jetzt, nach der Schweiz und von dort aus nach Paris zu gehen, aber man erzählte ihnen so viel von der Pracht der Friedensfeste, die, dem „ewigen" Frieden von Luneville zu Ehren, am 14. Juli gefeiert werden sollten, daß sie sich entschlossen, direkt der französischen Hauptstadt entgegenzustreben. Jetzt durften sie aber keinen Tag mehr verlieren, um zur rechten Zeit hinzukommen. Am 20. Juni verließen sie Straßburg. In acht Tagen wurde, ohne auszuruhen, der Weg bis Paris, 120 Poststunden, oft 14 Stunden an einem Tage, mit dem Wagen zurückgelegt. In den ersten Julitagen zogen die Reisenden in Paris ein. Wenn man sich Kleists Stimmung vergegenwärtigt, so begreift man, daß er, obgleich er mit Scharfsinn und Geist beobachtete, nur die Nachtseiten, den Untergang und die Zerstörung im Babel an der Seine sah. Er schien keine Ahnung zu haben, daß diese „Affen der Vernunft", wie er die Franzosen nannte, binnen kurzem die Karte von Europa umgestalten, sein eigenes Vaterland an den Rand des Abgrunds bringen und die Welt mit ihrem Waffenruhm erfüllen würden. Ein griesgrämiger aber tief sittlicher Philosoph, spottet er über die frivolen Freuden der Weltstadt und fragt sich, wozu Rousseau gelebt habe. „Ich kann Dir nicht beschreiben," heißt es in einem Briefe an die Braut, „welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte. Wohin das Schicksal diese Nation führen wird? — Gott weiß es! Sie ist reifer zum Untergange als irgend eine andere europäische Nation." Und an die „goldene" Schwester Luise schreibt er einen ergötzlichen satirischen Brief, worin Paris sehr übel behandelt wird. Zu dem täglichen Verkehr der Geschwister, die in der Rue Royer wohnten, gehörte die Tochter des berühmten Astronomen Lefrançais de Lalande, der um 1751 von der französischen Akademie zu wissenschaftlichen Zwecken nach Berlin geschickt worden war, Alexander von Humboldt, der bald darauf nach Deutschland zurückreiste, und der preußische Gesandte Marquis

*) Diese Stelle wurde von Bülow unterdrückt. Aus dem nämlichen Briefe, der uns im Original vorlag, tragen wir noch folgenden von Bülow gestrichenen Passus zu S. 198 (nach: Pferde) nach, der beweist, wie unkritisch der Herausgeber mit seinem Material umging: „Wir haben sie [die Pferde] unaufhörlich gebraucht, sie haben uns nie im Stiche gelassen, und wenn wir 14 Stunden an einem Tage gemacht hatten, so brauchten wir sie nur vollauf mit Haber zu füttern und ein wenig schmeichelnd hinter den Ohren zu kitzeln, so zogen sie uns am folgenden Tage noch 2 Stunden weiter. In 8 Tagen haben wir ohne auszuruhen von Straßburg bis Paris 120 Poststunden gemacht — Hier nun haben wir sie verkauft, und nie ist mir das Geld so verächtlich gewesen, als der Preis für diese Thiere, die wir gleichgültig der Peitsche des Philisters übergeben mußten, nachdem sie uns mit allen ihren Kräften gedient hatten. Uebrigens war dieser Preis mit 13 franz. Louisd'or circa 87 Thlr., also nur 2 Thaler Verlust."

von Lucchesini*); durch die beiden letzteren ward er mit einigen französischen Gelehrten bekannt. Nur kurze Zeit besuchte er die Vorlesungen. „Die Menschen sprachen mir von Alkalien und Säuren, indessen mir ein allmächtiges Bedürfniß die Lippen trocknet.“ Bald mied er auch die Gesellschaft. Er gestand der Braut, daß er die Wissenschaften ganz aufgegeben. Der Dichter regte sich in ihm. „Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen und werde das Versäumte hier nachholen; aber nicht mehr blos um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlicheren Zweck ... Ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen. Thue ich es noch einmal, so ist es das letzte Mal. Denn ich verachte alsdann entweder meine Seele oder die Erde, und trenne sie ... Ich habe mir in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter“ — hier nennt er das Wort zum erstenmal! — „das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Jungfrau das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe.“ Um diese Zeit mag er sich gewiß wieder mit „Robert Guiskard“ beschäftigt haben.

Indessen wurde sein Verhältnis zur Schwester immer unleidlicher. Ulrike scheint sein Dichtergeheimnis in Paris, wenn nicht schon früher, entdeckt zu haben. Sie billigte es nicht, denn sie glaubte schwerlich an sein Talent. Der reizbare Kleist setzte ihr seine ganze Empfindlichkeit entgegen. Es kam zu peinlichen Kämpfen. Man verdarb sich gegenseitig die Tage und beschloß, sich zu trennen. Ulrike strebte nach Hause zurück; für seinen Teil wollte und konnte Kleist an eine Heimkehr nicht denken, denn zu Hause hatte man unerfüllbare Hoffnungen in ihn gesetzt und drohte ihm mit einem Amte. Der Rousseausche Geist des Widerwillens gegen alle Civilisation und die Sehnsucht nach der einfachen Natur kamen über ihn. Er sehnte sich nach einem Asyl, wo er als „verunglücktes Genie“ unerkannt leben und seinen Kohl pflanzen oder ungestört den gnädigen Musen opfern könnte. Ulrike, die zunächst von dem Plane erfuhr, widersetzte sich ihm. Ahnte sie, daß sich hinter dem Landmann nur der Poet verstecke? Einmal versichert er seiner Braut, daß er nur Ruhe vor dem Ehrgeize suche. „Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn sie fünfzig Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Herd nieder und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst nennen sie sich weise! — Sage mir, könnte man nicht klüger sein und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? ... Was meinst Du? Ich habe nur noch etwas Vermögen; doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen,

*) Nachmals preußischer Staatsminister, geborener Italiener, nahm 1806 nach dem Waffenstillstand (Jena), den der König nicht genehmigte, seinen Abschied, starb 1825 in Florenz.

der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich will im eigentlichen Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden möchte, wird mich nicht irre führen... Wenn es möglich wäre, daß Deine Begriffe von Glück hier mit den meinigen zusammenfielen!... Wenn Du mir dieses Opfer bringen könntest! Deine Erziehung, Deine Seele, Dein ganzes bisheriges Leben ist von der Art, daß es einen solchen Schritt nicht unmöglich macht."

Kleist scheint in der That geglaubt zu haben, daß Wilhemine ihre Einwilligung nicht versagen werde; jedenfalls aber fühlte er, daß er für so viel Schmerzen, die er ihr durch seine inneren Kämpfe zugefügt, ihr ein ruhiges Glück in der Zukunft schuldig sei. Schon auf der Reise nach Paris hatte er oft mit sich gekämpft, ob es nicht eigentlich seine Pflicht sei, sie zu verlassen, sie von dem zu trennen, der sichtbar, wie er meinte, seinem Abgrund entgegeneilte. „Warum," ruft er in einem seiner Briefe aus, „bin ich wie Tankred verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen?" Jetzt glaubte er endlich gefunden zu haben, was ihn und sie glücklich machen könne. Er legte ihr in einem zweiten Briefe seinen Plan noch einmal mit vieler Wärme ans Herz. Paris fesselte ihn durch nichts; er werde daher noch vor dem Winter nach der Schweiz reisen, um den Winter selbst „zu Erkundigungen und Anstalten zu nützen". Aber er werde nichts Entscheidendes unternehmen, bis er Nachricht von ihr erhalten habe. Endlich forderte er von ihr Geheimhaltung gegen alle; auch ihr Vater müsse den Plan erst erfahren, wenn er ausgeführt sei. Aber Wilhelmine enttäuschte ihn bald. Sie hatte seine dunklen Andeutungen mißverstanden und ahnte nicht, daß der Bauer nur der Strohmann des Poeten, daß der Ackerbau ihm nur Mittel zum Zwecke sei. Von einer dichterischen Beschäftigung, die er nebenbei als Schweizer Landmann treiben wolle, hatte er ihr ja nichts deutlich gesagt, und so richteten sich denn alle ihre Einwürfe immer nur gegen seinen Plan, als ein Bauer sich für immer aus Deutschland zu verbannen. Es ist ihr daher nicht zu verdenken, daß sie gegen seine Forderung: sie solle sich gleich ihm aus den gewohnten Verhältnissen, von Eltern und Verwandten und Vaterland losreißen und in einem verborgenen Thale der Schweiz seine, eines Bauers Frau werden, ihm abermals Vorstellungen machte. Noch am Morgen der Abreise von Paris erhielt er einen Brief von ihr, der für ihre Weigerung, ihm nach der Schweiz zu folgen, mehrere Gründe anführte: es sei ihr schmerzhaft, das väterliche Haus zu verlassen, sie sei zu schwach für die Pflichten einer Bauersfrau, im Sonnenschein bekomme sie Kopfweh, er möge zu mündlicher Beratung nach Frankfurt kommen u. s. w. Diese Weigerung erschütterte Kleists Plan nicht; er war fest entschlossen, ihm alles zu opfern. „Aber, wenn ich auch, als ich Deinen Brief erhielt, meinen Koffer noch nicht durch die Post nach Bern geschickt gehabt hätte, so würde ich doch nicht haben nach Frkft. zurückkehren können,

wenigstens jetzt noch nicht. Denn, ob ich gleich alle die falschen Urtheile, die von Gelehrten und Ungelehrten über mich ergehen werden, in der Ferne ertragen kann, so wäre es mir doch unerträglich gewesen, sie anzuhören oder aus Mienen zu lesen. Ich kann nicht ohne Kränkung an alle die Hoffnungen denken, die ich erst geweckt, dann getäuscht habe — und ich sollte nach Frkft. zurückkehren?" Er war also entschlossen, kein Hindernis zu beachten.

So verließ er im November 1801 Paris mit Ulriken, aber nur, um sich in Frankfurt am Main von ihr zu trennen. Hier schrieb er noch einmal an Wilhelmine, daß er auf seinem Plane beharre. Während Ulrike allein heimkehrte, reiste er nach der Schweiz. Schon in Paris hatte sich ihm der Maler und Kupferstecher Lohse, der Verlobte seiner Dresdener Freundin Karoline von Schlieben, angeschlossen, der als Landschafter in der Schweiz Studien machen wollte und die dortigen Maler zu verdrängen hoffte. „Er ist wohl ein guter Mensch," schreibt Kleist an seine Schwester über den Reisegefährten, „den man recht lieb haben kann. Seine Rede ist etwas rauh, doch seine That ist sanft." Sicher ist, daß sich schon in Metz zwischen dem reizbaren, empfindlichen Kleist und dem derben Lohse, der gar wenig verstand, „mit dem Zarten umzugehn", ein Zwist entsponnen hatte, infolge dessen Lohse verschwand und lange vergeblich von Kleist gesucht und endlich beschwichtigt wurde. Am 14. oder 15. Dezember kamen sie nach Basel. Abermals schien der Rhein dem nachdenklichen Kleist ein Bild seines Lebens. Aber bald erkennt er, daß das Land seiner idyllischen Träume kein Ort des Friedens ist. „Ach, Ulrike, ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz. Es feinden sich die Bürger unter einander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben!"

Die Schweiz war in der That durch die Einmischung des französischen Direktoriums in die Zwistigkeiten des Berner Patriziats mit dem waadtländischen Unterthanenlande und die hierauf erfolgte Zertrümmerung der alten Eidgenossenschaft in unabsehbare Wirren geraten. In Basel suchte Kleist vergeblich seinen Landsmann Heinrich Zschokke, den nachmals fruchtbaren Novellisten, der aus einem Frankfurter Privatdozenten helvetischer Regierungsstatthalter und eine einfluß- und zukunftsreiche politische Persönlichkeit in der Schweiz geworden war. Zschokke hatte kurz zuvor nach dem Friedensschlusse seine Stelle niedergelegt, weil er eine endlose Reihe von Kämpfen wider die alte Eidgenossenschaft und den helvetischen Einheitsstaat voraussah, und war nach Bern gezogen. So hielt sich Kleist nur wenige Tage in Basel auf. Von da aus machten die beiden Reisegefährten bei Schnee und Eis einen Ausflug nach Liestal*), wo Lohse vielleicht winterliche Landschaftsmotive oder — Kleist los zu werden suchte. Hier entzweiten sie sich (22. Dezember). Lohse reiste sofort

*) Kleist schreibt den Hauptort des jetzigen Halbkantons Baselland, offenbar durch den Schweizer Dialekt irre geführt, „Liechsthal". Vgl. Briefe II.

ab, angeblich nach Basel. Kleist, der sich von dem Auftritt krankhaft ermattet fühlte, schrieb folgenden Tages an Lohse ein Schreiben, das von der Exaltation seiner Stimmung Zeugnis ablegt. „Ich will Abschied von Dir nehmen auf ewig, und dabei fühle ich mich so friedliebend, so liebreich, wie in der Nähe einer Todesstunde. Ich bitte um Deine Verzeihung! Ich weiß, daß eine Schuld auch auf meiner Seele haftet, keine häßliche zwar, aber doch eine, diese, daß ich Dein Gutes nicht nach seiner Würde ehrte, weil es nicht das Beßte war. O verzeihe mir! ... Was suchten wir wohl auf unserm schönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenschaft? Warum grade, grade Du? — Es war mir doch Alles in der Welt so gleichgültig; wie gieng es zu, daß ich mich oft an das Nichtswürdige setzen konnte, als gälte es Tod und Leben? Ach, es ist abscheulich, abscheulich, ich fühle mich jetzt wieder so bitter, so feindseelig, so häßlich — Und doch hättest Du alle holden Töne aus dem Instrumente locken können, daß Du nun bloß zerrissen hast — ... O wenn Gott diesmal mein krankhaftes Gefühl nicht betrügen wollte, wenn er mich sterben ließe! Denn niemals, niemals hier werde ich glücklich sein, auch nicht wenn Du wiederkehrst — Und Du glaubst, ich würde eine Geliebte finden? Und kann mir nicht einmal einen Freund erwerben? O geht, geht, ihr habt alle keine Herzen. Schreibe mir, in ein Paar Monaten, wo Du bist, dann will ich mein Versprechen halten, und Dir die Hälfte von Allem überschicken, was mein ist.“ Als aber Kleist folgenden Tages nach Basel reiste, wo er Lohse im gemeinschaftlichen Quartier zu finden hoffte, da war dieses leer, und er erhielt seinen Brief zurück: der Gefährte war gar nicht nach Basel, sondern nach Bern gefahren. Kleist folgte ihm zürnend, denn er mußte ja fast an einen absichtlich herbeigeführten Bruch glauben, und wurde in Bern von Zschokke, der sich von seinem gemütlichen Wesen, seinem Seelenadel und seiner stillen Schwermut angezogen fühlte, bestens aufgenommen. Er sah auch Lohse bald darauf unter den Arkaden wieder und schrieb eine erste bittere, dann eine zweite wehmütige Nachschrift unter den Brief aus Liestal, den er jetzt an ihn abschickte. Wahrscheinlich versöhnten sie sich leidlich, denn sie bezogen später eine gemeinsame Wohnung.

In Bern fand Kleist neue Freunde, und in ihrer Gesellschaft neues Vertrauen zu seinen dichterischen Gaben. Bisher war es sein Unglück gewesen, daß er völlig einsam und heimlich für sich produziert hatte; hier geriet er nun zum erstenmal in eine Gesellschaft nach seinem Sinne. Zschokke machte ihn mit Ludwig Wieland, dem Sohne des Oberon-Dichters, und dessen Schwager, dem Buchhändler Heinrich Geßner*), dem Sohne des Idyllendichters, bekannt. Das leichtsinnige, lustige Sorgenkind des Wielandschen Hauses, auch ein aufstrebender Poet, dessen Lustspiele und Erzählungen freilich mit Recht verschollen sind, sollte in Bern

*) Über diese Schweizer Freunde und den ganzen Aufenthalt vgl. Zolling, H. v. Kleist in der Schweiz, Stuttgart 1882.

die französische Sprache lernen und womöglich eine Anstellung finden. Er schwärmte so sehr für die romantische Schule, daß ihm sein eigener Vater kaum mehr für einen Dichter galt, und sah mit den jungen Neuerern in Goethe den Messias der deutschen Litteratur. Zschokke dagegen liebte Schiller und sein begeisternd ans Herz der Hörer schlagendes Pathos über alles und kannte von Schlegel und Tieck kaum mehr als den Namen. Man teilte sich gegenseitig die eigenen Dichtungen mit, und nun endlich trat auch Kleist aus seiner Verschlossenheit hervor und öffnete seine sorgfältig gehüteten Mappen. Aber sein erstes Auftreten als Dichter war nicht eben glücklich. Als er den Freunden die „Familie Ghonorez“ vorlas, wurde im letzten Akte das Gelächter so stürmisch, anhaltend und den Dichter selber ansteckend, daß es ihm unmöglich war, bis zur letzten Mordscene zu gelangen; aber die Freunde sahen dennoch aus dieser Arbeit und vielleicht aus dem gewiß schon entworfenen „Robert Guiskard“, daß in Kleist eine geniale Begabung stecke. Wieland beeilte sich, dies seinem Vater zu melden: es sei ein ganz außerordentliches Talent entdeckt, das sich mit aller Kraft auf die dramatische Kunst geworfen habe, und von dem in diesem Fach etwas viel Größeres zu erwarten sei, als bisher in Deutschland gesehen worden. Am 10. Juni 1802 antwortet der alte Wieland: „Dein neuer Freund v. Kleist interessirt mich so sehr, daß du mich durch nähere Nachrichten von ihm sehr verbinden würdest.“ Geßner, der Buchhändler und helvetische Nationalbuchdrucker, erbot sich, die „Familie Ghonorez“ in Verlag zu nehmen. Zugleich aber bewog ihn Ludwig Wieland, die in Spanien vorgehende Handlung des Stückes nach Schwaben zu verlegen. Kleist folgte diesem Rat, arbeitete sofort das spanische Drama um, und so entstand daraus: Die Familie Schroffenstein. Bald umringte ihn eine Menge von Entwürfen und Plänen, und er stürzte in eine Hitze der Produktion, die ihn nur zu bald erschöpfen mußte. Die jungen Freunde vereinten sich unter anderem auch, „wie Virgils Hirten“, zum poetischen Wettkampfe. In Zschokkes Mietzimmer „neben dem Café italien“ hing ein französischer Kupferstich von J. J. Le Veau: Le juge ou la cruche cassée, nach einem Gemälde von Debucourt. In dessen Figuren glaubten die Freunde ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter und einen großnasigen Richter zu erkennen; darüber kam ihnen der Einfall, jeder von ihnen sollte diesen Gegenstand in seiner Weise verwerten: Wieland als Satire, Zschokke als Erzählung, Kleist als Lustspiel. Wieland verfaßte eine einaktige, in Blankversen geschriebene, übrigens jämmerliche Komödie: „Ambrosius Schlinge“, die vier Jahre später veröffentlicht wurde*); Zschokke seine bekannte anmutige Erzählung: „Der zerbrochene Krug“, Geßner schrieb einfach die holperigen Hexameter ab, in welche der große Versifex Ramler 1787 seines Vaters Idylle: „Der zerbrochene Krug“, Klagen eines Fauns über sein zerschelltes Weingefäß, gezwängt hatte, und Kleist

*) Über Ludwig Wielands Talent als Lustspieldichter vgl. Hoffmanns v. Fallersleben Findlinge, S. 170ff.: Brief des alten Wieland an Iffland (24. Febr 1806).

errang den Preis mit seinem unsterblichen Lustspiel. Zschokke verlegte seine Erzählung in die Heimat des Bildes, nach Frankreich, und machte den Richter, wozu Debucourt nicht auffordert, zum Rivalen des Burschen; letzteres that auch Kleist, der zu der meisterhaften Wahl des niederländischen Schauplatzes gewiß durch den Charakter des Bildes bewogen wurde.*) Einen anderen größeren Stoff fand er in der Schweizergeschichte, ein Drama: Leopold von Österreich; doch ward nur der später vernichtete erste Akt vollendet, aus dem sich Pfuel einer Scene entsann, wo die übermütigen österreichischen Ritter am Vorabend im Zelt das Schlachtenglück auswürfeln, und einer nach dem anderen schwarz wirft.**) Vor allem beschäftigte ihn aber in der Schweiz sein dramatisches Ideal: „Robert Guiskard".

Inzwischen wurde der Aufenthalt in Bern aus politischen Gründen unerquicklich. Die Patrizier bekamen die Oberhand, Junker und Pfaffen ergriffen die Zügel des verfahrenen Staatswagens, und ihr Anführer, der tapfere Landammann Reding, kutschierte ihn noch tiefer in den alteidgenössischen Sumpf. Der verdächtig gewordene Zschokke und seine zwei norddeutschen Freunde Wieland und Kleist wurden von der Berner Polizei scharf beobachtet. Als Zschokke einst seinen Bekannten Kleist, Geßner, Wieland, Pestalozzi u. a. ein Nachtessen gab, fand die heimkehrende Gesellschaft vor der Hausthüre eine Polizeiwache, welche ehrlich gestand, der Herr Polizeidirektor wolle wissen, wer bei ihm speise. Kein Wunder, daß Kleist, der noch immer seinen Gedanken, sich in den Schweizer Bergen anzukaufen, nicht aufgeben mochte, sich von Bern hinweg sehnte. Gewiß drängte es ihn, seine poetischen Pläne in ländlicher Stille auszuführen, aber der Schwester verriet er noch nichts davon. „Ich will Dir wohl sagen," schreibt er, „wie ich mir das letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt habe; denn wirklich ist auch seit dieser Zeit mein Geist seltsam abgespannt. Darum soll er für jetzt ruhen, wie ein erschöpftes Feld; desto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird." Er begann in der That, sich nach kleinen Bauerngütern umzusehen, die Landleute auszufragen und landwirtschaftliche Bücher zu lesen; und Zschokke förderte ihn eifrig in seinem Vorhaben. Er verweilte einige Wochen in Thun, wo er die alte Lust zur Arbeit wieder bekam, oft und weit spazieren ging und Zschokkes Gesellschaft sehr vermißte, denn außer den Güterverkäufern kannte er nur wenige angesehene Männer, wie den Haupt-

*) Vgl. Kleists Vorrede in unserer Einleitung zum Zerbrochnen Krug.

**) Bülow 40 meint zwar, die verschollenen Dramen „in Shakespeareschem Stil": Peter der Einsiedler und „Leopold von Österreich", von welch letzterem ihm Rühle aus der Erinnerung einen Teil des Planes erzählt habe, seien 1803 in Paris entstanden, aber da Kleist damals nur kurze Zeit dort lebte, so muß ihre Entstehungszeit früher anzusetzen sein. Tieck behauptet dagegen, die Tragödie über den Fall Leopolds habe Kleist 1804 in Dresden schreiben wollen, aber nicht geschrieben.

mann von Mülinen*) und dessen Hofmeister. Er ließ sich von seinem Schwager von Pannwitz den Rest seines Vermögens überschicken. Jedoch der Plan, den er bereits gefaßt hatte, ein etwas verfallenes Gut am Thunersee für ungefähr 3500 Thaler und später ein anderes in dem Gwat bei Thun, unweit der Mündung des Kanderflusses, zu kaufen, scheiterte, wie er später meldet, an den unsicheren Zuständen und der drohenden Gefahr, französischer Unterthan zu werden. „Mich erschreckt die bloße Möglichkeit, statt eines Schweizerbürgers durch eines Taschenspielers Kunstgriff, ein Franzose zu werden", schreibt er am 2. März an Zschokke. „Sie werden von den Unruhen im Simmenthal gehört haben, es sind bereits Franzosen hier eingerückt, und nicht ohne Bitterkeit habe ich ihrem Einzuge beigewohnt." Er entschloß sich, den Rest seines baren Vermögens ohne weiteres zu verzehren und sich für die Zukunft auf seine nun endlich zu Tage getretene Schriftstellerei zu verlassen. Nach kurzem Aufenthalt in Bern begleitete er auf einige Tage mit Wieland seinen Freund Zschokke in den Aargau, wo letzterer das Schloß Biberstein bei Aarau gepachtet hatte, und zog sich dann in die tiefste romantische Einsamkeit zurück, um sich wieder an der höchsten Aufgabe seines Ehrgeizes zu versuchen. Nachdem er einige Wochen in Thun gewohnt, mietete er „eine Insel in der Aare mit einem wohleingerichteten Häuschen", die am Ausfluß der Aare aus dem Thunersee belegene sogenannte Delosea-Insel.**) In einem schwärmerischen Briefe an die Schwester vom 1. Mai beschreibt er sein dortiges idyllisches Leben: „Jetzt leb' ich auf einer Insel in der Aare am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter Niemand als nur an der anderen Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname, Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht

*) Niklaus Friedrich von Mülinen (1760—1833), nachmals Schultheiß der Stadt und Republik Bern und Stifter der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft. Er wohnte damals auf seinem Gute zu Hochstetten an der Einmündung des Thunersees in die Aare und konspirierte von dort aus gegen die helvetische Regierungspartei. Wenige Monate nach Kleists Aufenthalt auf der Insel kamen die Mitglieder der aristokratischen Partei daselbst nächtlicherweile zusammen und beschlossen den unverzüglichen Aufruf des schlagfertigen Volkes unter die Fahnen. Vgl. Der Schweizerische Geschichtsforscher (von C. L. Wurstenberger) 1837, IX, 118 ff.

**) Das Häuschen, das damals oft zum Sommeraufenthalt vermietet wurde, steht noch heute in unverändertem Zustande. Vgl. Zolling 63 ff. mit Abbildung.

in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir Beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. . . Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe Niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir; — kurz, ich habe keinen anderen Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse thun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die anderen Ufer, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung; — Du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst Du zu mir. Denn wenn sich mein Leben würdig beschließen soll, so muß es doch in Deinen Armen sein."

Der Brief ist nicht wörtlich zu nehmen, sondern wie ein verhaltenes Gedicht. Das damals noch nie erstiegene Schreckhorn soll in dieser Schweizeridylle Stimmung machen, und auch das Zusammenleben mit Mädeli — sie hieß Elisabeth Magdalena Stettler, geboren 20. Juli 1777*), also einige Monate älter als Kleist — scheint nicht viel mehr als eine Fiktion zu sein, so herzlich man auch dem unglücklichen Dichter ein nicht bloß erträumtes Liebesglück gönnen könnte.

Kleists Lage hatte sich äußerlich also sehr verändert. Wohl war ihm wegen der politischen Unruhen sein Entschluß, ein Gut zu kaufen, leid geworden, so daß er jetzt Wilhelminens Weigerung, ihm in die Schweiz zu folgen, für ein Glück ansah, aber die Berner Freunde hatten seinen schon halb aufgegebenen Ehrgeiz wieder erweckt; er hatte seine idealen Bedenken gegen das „Bücherschreiben" aufgegeben, verdiente mit seiner Feder Geld und hoffte schon „vielleicht in einem Jahre" seine Rückkehr in die Heimat als ruhmgekrönter Dichter erwirken zu können. Trotzdem knüpfte er mit seiner Braut nicht wieder an. In diese Zeit fällt

*) Die Meinung des Ortsgeistlichen von Thun, daß Kleists Mädeli Magdalena Furer geheißen, ist durch neuerliche Untersuchungen des Professors Arnold Hidber in Bern widerlegt worden. Dieser hat die „Bürgerrodel" von Thun und Bern durchgesehen und das Mädeli, die Fischerstochter auf dem Delosea-Inseli, in Elisabeth Magdalena Stettler eruiert. Ebenso bestimmt hat derselbe das wohl durch Kleists schwärmerischen Ausruf: „ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That" hervorgerufene Gerücht, der Dichter sei hier Vater geworden, urkundlich ins Gebiet der Fabel verwiesen. Die Standesregister wissen nichts davon. Warum Biedermann Mädeli (Diminutiv von Magdalena) „Maideli" nennt, ist uns unerfindlich.

sogar sein Bruch mit ihr. Um die Jahreswende hatte sie ihm noch einmal brieflich all ihre Bedenken wiederholt und war ohne Antwort geblieben. Kleist entschuldigte sich später, er habe es in einer Menge von vorhergehenden Briefen an Bitten und Erklärungen von seiner Seite nicht fehlen lassen, so daß von einem neuen Briefe kein besserer Erfolg zu erwarten war, und da es ihm selbst schien, als erwarte sie keine weiteren Bestürmungen, so ersparte er sich und ihr das Widrige einer bestimmten Antwort. Ein vom 10. April aus Frankfurt datierter liebevoller Brief Wilhelminens, der keine Ahnung von der nahen Lösung des Verhältnisses verrät, schien nun aber doch Kleist eine schriftliche Erklärung notwendig zu machen. Es erfolgte sein auf der Aarinsel am 20. Mai geschriebener letzter Brief an Wilhelmine, der fast hart und kalt klingt und nicht einmal ein Wort des Trostes enthält über den Tod ihres Bruders Karl und ihre eigene schwere Erkrankung. „Ich werde wahrscheinlich niemals in mein Vaterland zurückkehren", setzt er ihr auseinander. „Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich thörichter Weise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden, wie die Natur meiner Seele." Er meldet ihr, daß er sich nun, mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei machen muß. „Indessen geht, bis mir dieses glückt, wenn es mir überhaupt glückt, mein kleines Vermögen gänzlich darauf, und ich bin wahrscheinlicher Weise in einem Jahre ganz arm. Und in dieser Lage, da ich noch außer dem Kummer, den ich mit Dir theile, ganz andre Sorgen habe, die Du gar nicht kennst, kommt Dein Brief und weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war. Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunsch, als: bald zu sterben!" Damit war das Verhältnis gelöst.*)

Die romantische Idylle auf der Aarinsel sollte jäh mit einer Katastrophe enden. Die vorangegangenen Erschütterungen seines Gemütes und die geistige Überanstrengung führten, wie man annehmen muß, gemeinsam die heftige Erkrankung herbei, die ihn im Juni ergriff und nach Bern zurücktrieb, wo er von Zschokkes Freund, dem Arzt und Apotheker Dr. Wyttenbach, behandelt wurde. Erst im August, nachdem er die Seinigen ein Vierteljahr ohne Nachricht gelassen hatte, schrieb er an seinen Schwager von Pannwitz, er liege seit zwei Monaten krank in Bern, und seine Mittel seien aufgezehrt. „Ich bitte Gott um den Tod und Dich um Geld, das Du auf meinen Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter schreiben als das Allernothwen-

*) Bülows S. 24 gegebene Inhaltsangabe des letzten Briefes von Kleist an seine Braut stimmt mit dem jüngst veröffentlichten Texte keineswegs überein.

digste. . . Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl!" Auf diese Nachricht hin eilte die treue Ulrike zu ihm und pflegte ihn, bis er genesen war. Eben als sie nach Bern kam, hatte der politische Wind wieder gewechselt. Die freisinnige helvetische Partei, die, während Kleist in Thun war, wieder an die Spitze des Landes getreten, mußte einer Verschwörung der Patrizier weichen, und in Bern herrschte gerade damals ein kopfloses Regiment der Willkür und Rache. Der Schweizer Ehrenbürger Zschokke fand es geraten, auf einige Zeit in den Schwarzwald zu reisen, Geßners Nationalbuchdruckerei wurde geschlossen und versiegelt, und auch Kleist und Wieland müssen zu den Mißliebigen gehört haben. Unter solchen Umständen war es Ulrike nicht schwer, ihren Bruder von der Notwendigkeit zu überzeugen, das unsichere Land zu verlassen. Nach Frankfurt, wohin Ulrike zurück mußte, wollte Heinrich unter keinen Umständen, denn seine Krankheit hatte ihn ja an der Vollendung seiner Arbeit gehindert, die ihn vom Exil befreien sollte. Die Geschwister beschlossen also, zunächst nach dem preußischen Neuchâtel, dann nach Jena und Weimar zu reisen, als ein unvorhergesehenes tragikomisches Ereignis ihren Abschied beschleunigte und ihnen den jungen Wieland als Reisebegleiter aufdrängte. Unter dem Vorwande, daß Wieland und Kleist vor dem Generalquartier gestanden und gelacht hätten, erhielt ersterer vom Polizeidirektor den Befehl, innerhalb zwölf, dann binnen zwei Stunden, endlich in einer, die Stadt zu verlassen. In der vorgeschriebenen Zeit fuhren Kleist, Wieland und Ulrike, der letzteren Koffer und Mäntel bei Geßner zurücklassend, zum Thore hinaus gen Basel.

Im Herbst 1802 kehrte also Kleist nach Deutschland zurück. Zuerst ging er nach Jena, wo Schiller ihn freundlich aufnahm. In Weimar wurde Goethe besucht, der ihm mit Wohlwollen entgegenkam; aber das ganze Wesen des geheimnisvollen Menschen stieß ihn ab. „Mir erregte er," äußerte Goethe später, „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre."*) Vielleicht erriet er auch etwas von dem feindseligen Ehrgeiz, der in dieser gärenden Jünglingsseele wohnte; denn für Kleist gab es, wie er seinem Freunde Pfuel oft gestanden hat, nur das eine Ziel, der größte Dichter seiner Nation zu werden und auch Goethe zu überwinden: „ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen", war der Ausdruck seiner leidenschaftlichen Überhebung, die sich schwer genug rächen sollte.

In Weimar trennte er sich von Ulrike, die den alten Wieland in Männerkleidung besucht hatte, ohne erkannt zu werden; sie kehrte nach Frankfurt zurück. Wieland konnte der Liebenswürdigkeit Kleists, dem er sich schon seines Sohnes wegen verpflichtet fühlte, nicht widerstehen. Da Kleist mit seiner Weimarer Wohnung unzufrieden war, so nahm er gern eine

*) Recension von Tiecks „Dramaturgischen Blättern" in Goethes Werken 45, 110.

Einladung Wielands an, sein Gast auf seinem Gute in Osmannstädt zu werden. Schon die Weihnachtsfeiertage hat er hier zugebracht und bereits die Gefahr empfunden, die ihm von einer anmutigen Tochter Wielands, der erst vierzehnjährigen Luise*), drohte. Anfangs Januar 1803 zog er dann ganz hinaus und fuhr hier in seiner geheimnisvollen Weise zu arbeiten fort. Er verschwieg dem alten Wieland sein ganzes Thun und Treiben; nur durch seine Zerstreutheit verriet er, was ihn erfüllte. Oft murmelte er bei Tisch in einer an Verrücktheit grenzenden Weise etwas zwischen den Zähnen, wobei er die Miene eines Menschen hatte, der sich allein glaubt oder geistesabwesend ist. Endlich lockte Wieland, den diese Verschlossenheit beunruhigte, wenigstens so viel aus ihm hervor, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen habe. Auf weiteres Fragen und Forschen gestand Kleist zögernd, er arbeite an einem Trauerspiel; aber es schwebe ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vor, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Scenen nach und nach aufgeschrieben, aber er vernichte sie immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Ganz umsonst suchte ihn Wieland zu bewegen, das Stück nach dem entworfenen Plan einstweilen zu vollenden; es gelang ihm nicht einmal, nur eine einzige Scene zu Gesichte zu bekommen. Erst nach vielen vergeblichen Bitten schloß sich Kleist in einer glücklichen Nachmittagsstunde so weit gegen ihn auf, daß er ihm einige Hauptscenen und Fragmente mit großem Feuer aus dem Gedächtnisse rezitierte. Wieland geriet in die äußerste Bewunderung. Er gab es in seiner Art durch die herzlichsten Ausbrüche, noch mehr aber durch seine innerliche Bewegung zu erkennen. Das ergriff den heftig erregten Kleist so gewaltig, daß ihm vor Freude die Sprache verging; er stürzte zu Wielands Füßen nieder und bedeckte seine Hände mit heißen Küssen. Es war für den Alten von dieser Stunde an entschieden, daß Kleist dazu geboren sei, die durch Schiller und Goethe noch offen gelassene große Lücke in unserer dramatischen Litteratur auszufüllen; ja er war des Glaubens, daß, wenn die Geister des Äschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie eben das sein würde, was Der Tod Guiskards des Normannen**) sei, sofern nur das Ganze jenen Scenen entspräche. Voll Feuereifer suchte er ihn zur Vollendung seines Werkes zu bewegen, und Kleist versprach in der ersten Rührung alles Gute. Wirt und Gast kamen zu einem herzlicheren Zusammenleben. Ende Januar schrieb Kleist an Ulrike: „In Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu schreiben haben; denn ich nähere mich allem Erdenglück.“ Zu der Bewunderung des Vaters kam die Zuneigung der Tochter; Kleist, scheint es, schenkte

*) Es war die jüngste Tochter Wielands Maria Luise Charlotte, getauft am 5. Mai 1789, vermählt im Mai 1814 mit dem Jenaer Stadtgerichtsaktuar, Hofgerichtsadvokaten Gustav Emmighaus († 1859) und schon am 27. Juli 1815 gestorben.

**) Vgl. Wielands Brief bei Bülow 35 ff.

ihr ebenfalls sein Herz, und Wieland soll willens gewesen sein, ihm das Mädchen zur Frau zu geben.*) Aber das alles zerstob wieder vor der Übermacht seiner fixen Idee, die ihm auch hier keine Ruhe gönnte. Er fühlte die Unmöglichkeit, sich für irgend etwas auf Erden zu entscheiden, solange er nicht seine große Aufgabe erfüllt. Vielleicht, daß ihm auch Wielands liebenswürdige Zudringlichkeit und die Zärtlichkeit der Tochter lästig fielen. „O Ihr Erinnyen mit Eurer Liebe!" jammert er in einem Brief an Ulrike. Noch im Januar schrieb er der Schwester: „Ich habe hier mehr Liebe gefunden, als recht ist, und muß über kurz oder lang wieder fort; mein seltsames Schicksal." Am 13. März 1803 finden wir ihn plötzlich in Leipzig wieder, von wo er Ulriken diesen neuen Wechsel meldet. „Ich weiß nicht," schreibt er, „was ich Dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. . . . Kurz, ich habe Osmannstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum. Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Du! — Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt! Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshause zu Weimar zu und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte . . . Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum. — Kurz, ich bin hier."

In dieser Leipziger Einsamkeit nahm er Unterricht in der Deklamation bei „einem gewissen Kerndörffer"**), um seine eigene Tragödie vortragen zu lernen. Er faßte sich auch ein Herz und besuchte den Professor Hindenburg wieder, der sein Aufgeben der mathematischen Studien erst mißbilligte, aber dann zu Kleists Freude mit ihm überein kam, der Mensch müsse sein vorherrschendes Talent anbauen. Eine Einladung Wielands, der Osmannstädt verkauft hatte und am 3. Mai zur Feier seines Wiedereinzugs in Weimar öffentlich geehrt werden sollte, lehnte er ab, wenn auch ungern denn: „Alles, was süß ist, lockt mich." Unterdessen war die „Familie Schroffenstein", die er fertig bei Geßner in Bern zurückgelassen hatte, im Druck erschienen, und obwohl sie im ganzen unbeachtet blieb, fand sie doch auch hier und da begeisterte Anerkennung.***) Kleist selbst, dem im „Guiskard" ein viel höheres Ideal vorschwebte, bat die Schwester, die „elende Scharteke" — er strich übrigens das harte Wort gleich wieder aus — nicht zu lesen; auch sollten nur seine allernächsten und verschwiegensten Verwandten erfahren, wer der Verfasser sei.

*) Ulrike bestätigte später, Wieland habe eine seiner Töchter an Heinrich verheiraten wollen. Koberstein 84.

**) H. A. Kerndörffer, (1769—1846), Lektor der deutschen Sprache und Deklamation an der Universität Leipzig, Herausgeber der Materialien für den ersten Unterricht in der Deklamation und Verfasser zahlreicher Ritterromane und Kindergeschichten.

***) So in einer prophetischen Kritik von Schillers und Körners ehemaligem Freunde L. F. Huber. Wahrscheinlich hatte Zschokke ihm die Novität empfohlen, denn dieser stand in Briefwechsel mit ihm und seiner Frau Therese.

In wachsender Verstörung zog er dann nach Dresden weiter und ließ die Seinigen wieder länger als ein Vierteljahr ohne Nachricht. Er fand dort seine Freunde Pfuel, Rühle, Fouqué*) und verkehrte wieder in der Familie Schlieben. Da er mit Lohse auseinandergekommen, so waren Schliebens wie Kleist anfangs sehr betreten. Karoline schwebte in großer Sorge um ihren Verlobten, der jetzt in Mailand weilte und seit vielen Monaten kein Lebenszeichen geschickt hatte. Kleist suchte sie zu trösten und schrieb an Lohse, wenn er zu seiner Kraft noch ein klein wenig Mut spüre, so müsse keine Arbeit ihn schrecken, die dies vortrefflichste der Mädchen gewinnen könne; andernfalls solle er zu schweigen fortfahren, wenn er „sein Schicksal von den Schicksalen dieses armen Mädchens zu trennen" wünsche; er selbst würde dann schon alles mögliche thun, um Karolinens großen Schmerz zu mildern.**) Manchmal war freilich sein Trost sehr eigener Art. Eines Tages saß er neben seiner ganz trübsinnig gewordenen Freundin, die in die Worte ausbrach: Wenn dieser Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt. „Sie haben recht," erwiderte er ihr, „es ist das Beste, was Sie thun können, und wenn Sie Ihren Verstand je wiederfinden, nehme ich eine Pistole und schieße Sie und mich tot. Ich kann Ihnen schon den Gefallen thun." Dieses fürchterliche Wort soll einen so tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht haben, daß sie von ihrer Melancholie genas.

Der treue Pfuel konnte zuletzt nicht länger Zeuge dieser Selbstverwüstung bleiben, ohne einen Versuch zu Kleists Heilung zu machen. Der treffliche Freund übte wirklichen Einfluß auf ihn aus und zwar den denkbar günstigsten. So äußerte er eines Abends Zweifel an Kleists komischem Talent und reizte ihn dadurch, dem Ungläubigen sofort die drei ersten Scenen des schon in der Schweiz konzipierten, aber wohl später in Paris

*) Fouqué berichtet in seiner feierlichen Weise über dieses Zusammentreffen: „Der heitre Dresdner Aufenthalt schien Fouqué auch damals näher zusammenführen zu sollen mit Heinrich von Kleist . . . Damals hatte Kleist sein überkräftig wunderliches Schauspiel „Die Familie Schroffenstein" in Druck gegeben, ohne Autornamen. Fouqué wußte davon, ohne es bisher gelesen zu haben. Nun hätte man meinen sollen, es seien Elemente genug vorhanden gewesen, die beiden einander zu nähern, und zwar aufs allerinnigste. Jeder, ob zwar in verschiedenen Scharen, hatte den letzten Rheinfeldzug im Jahre 1794 als erste Waffenprüfung mit durchgefochten, einander im Jahre 1795 zu Potsdam in heitrer Geselligkeit als jugendlich elegante Ritter antreffend und Wohlgefallen an einander findend. Seither waren sie beide aus dem Kriegsdienst zurückgetreten, sich poetischen Studien ergebend. Auch jetzt freuten sie sich wechselseitig des Zusammentreffens in Dresden, und dennoch blieben sie einander in poetischer Hinsicht gänzlich fern und unzugänglich. Wie das kam? Heinrich Kleist gehörte der Wielandschen Schule [!] an, Fouqué der Schlegelschen und beide waren, was sie waren, immerdar aus glühender Seele ganz. Sie hielten sich denn in ihren Gesprächen — denn einander geistig fern bleiben konnten und wollten sie nicht — an die Kriegskunst." (Lebensgeschichte, aufgezeichnet von ihm selbst, Halle 1840, S. 25.)

**) Vgl. Briefe, IV. Aus dieser Epoche besitzen wir noch ein anderes Zeugnis: einen Brief Karolinens an Lohse, den wir im Anhang der Briefe veröffentlichen. Die Situation ist die oben beschriebene. Kleist das „wunderbare Wesen," rätselvoller und verbitterter als je, mit Mord- und Selbstmordgedanken spielend; Karoline, von Lohse wieder einmal seit Monaten ohne Nachricht gelassen, der Schwermut nahe. Ein Eingehen dieser Freundin auf Kleists lebensüberdrüssige Stimmung hätte diesem schon jetzt die Todesgefährtin bringen können.

zerstörten Zerbrochnen Krugs in die Feder zu diktieren. Kleist trug dem Freunde schon damals wiederholt an, mit ihm zusammen zu sterben, aber der kerngesunde Pfuel antwortete nur mit sarkastischem Humor und suchte ihn von dieser fixen Idee durch Spott zu heilen. Endlich forderte er ihn auf, mit ihm zusammen in die Schweiz zu gehen und so lange von seinem Gelde zu leben, bis er das Gedicht vollendet habe; wohl in der Hoffnung, daß Kleists Universalmittel: die Bewegung und der Wechsel einer Reise ihn aufrütteln werde. Kleist nahm das edelmütige Anerbieten an, soweit es Pfuels Reisegesellschaft betraf; im übrigen aber wandte er sich an Ulrike, um sich von ihr die nötige Geldunterstützung zu erbitten, da der ganze Rest seines Vermögens aufgezehrt war. Er war gerade damals wieder voll der überschwenglichsten Hoffnungen inbetreff „Guiskards", und ein neuer anspornender Brief Wielands half ihn ermutigen. „Nichts", schrieb der Alte, „nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und alles auf Sie drückt." Kleist wurde durch dieses Schreiben hocherfreut. Er schickte es sofort an Ulrike mit der Bemerkung: „Ich sehe sein Antlitz vor Eifer glühen, indem ich ihn lese. Die beiden letzten Zeilen sind mir die rührendsten." Doch die Reise war beschlossen. Ulrike kam selbst nach Dresden, mit ihr noch andere seiner nächsten Verwandten; es gelang ihm leichter, sich mit ihnen zu verständigen und auszugleichen, als er gefürchtet hatte. Die Schwester versah ihn mit Geld, und so ward denn am 20. Juli 1803, wieder im tiefen Geheimnis über den Zweck, die Reise angetreten. Erst am Tage vorher war Kleist in der Familie v. Schlieben mit der plötzlichen Erklärung erschienen, er gehe mit Pfuel nach der Schweiz und nach Mailand zu dem alleinigen Zwecke, dort seinen Freund Lohse zu besuchen.

Nach drei Monaten sollte diese Reise auf das traurigste enden. Nachdem die beiden Touristen meist zu Fuß die Schweiz durchwandert und Kleist auf dem Delosea-Inseli eine kurze Ruhe zur Arbeit wiedergefunden*), ging es wahrscheinlich über den Grimsel, die Furka und den Gotthardpaß nach Italien. In Varese, zwischen Comer- und Langensee, wo er auf einige Zeit Lohse sah, verlebte er einen der froheſten Tage seines Lebens. Mit Werdecks**), Pfuel und Lohse fuhr er zusammen nach Madonna del Monte, „einem ehemaligen Kloster am Fuße der Alpen." Kleist schreibt später über diesen Ausflug: „War es diese Gesellschaft und dieser Ort, dieser wunderschöne Ort, vielleicht auch der Genuß der gewürzreichen Weine, und der noch gewürzreicheren Lüfte dieses Landes:

*) Dieser Besuch und die Thatsache, daß er Mädeli sein Bild zurückließ, spricht am besten gegen Bülows Angabe, daß ihm das Mädchen wegen eines französischen Offiziers untreu geworden sei. Vgl. über diese Reise Anhang Brief V.

**) Gutsbesitzer von Werdeck aus der Nähe von Cottbus ist derselbe Verwandte, der den alten Wieland im Sommer 1803 mit einem Empfehlungsschreiben Kleists besuchte. Vgl. Koberstein 65, 88; Bülow 36 f. — Lohse heiratete bald darauf Karoline von Schlieben und starb nach kurzer Ehe in Mailand.

ich weiß es nicht; aber Freude habe ich an diesem Tage so lebhaft empfunden, daß mir diese Erscheinung noch jetzt, bei dem Kummer, der mir zugleich damals fressend ans Herz nagte, ganz verwunderungswürdig ist." Von Mailand ging es wieder nach der westlichen Schweiz zurück. In Genf brach endlich die volle Verzweiflung aus, die der Unglückliche so lange gefürchtet hatte, und in einem unheimlich ergreifenden Brief an seine Schwester verzichtete er feierlich auf sein Ideal und seinen Beruf. „Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike," schreibt er aus Genf am 5. Oktober, „wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: ‚mein Gedicht ist fertig'. Aber, Du weißt, wer nach dem Sprüchwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, ‚wenn jeder ihrer lieben Söhne nur ebenso viel thäte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen'. Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen... Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für Den, der sie einst ausspricht. — — Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O, niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung... Die Hölle gab mir meine halben Talente; der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins." In blinder Unruhe durchreiste er, „wie von der Furie getrieben", Frankreich von neuem in zwei Richtungen, zuerst über Genf und Lyon nach Paris. Auf dem Wege war er „sehr entschlossen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden werde", aber im Innersten dachte er nur noch an den Tod. Er forderte Pfuel abermals vergebens auf, mit ihm gemeinsam zu sterben. Seine Seele verbitterte sich, wie es scheint, auch gegen den Freund. Er war an der Grenze des Wahnsinns angekommen, und nach einem Streit über Sein und Nichtsein mit Pfuel, den ein letzter Anfall von rasender Überhebung hervorgerufen hatte, eilte er verzweifelnd in seine Wohnung, verbrannte den „Guiskard" und alle seine

Papiere und verschwand. Während Pfuel, von dem entsetzlichsten Verdacht ergriffen, ihn am anderen Tage und wieder am Tage darauf in der Morgue unter den aufgefundenen Leichen suchte, wanderte Kleist nach Norden, ohne Paß, zu Fuß, seinen Untergang suchend. In Boulogne sur Mer rüstete man damals die unausgeführt gebliebene Expedition gegen England aus; dorthin machte er sich auf den Weg, und von Saint Omer schrieb er am 26. Oktober 1803 an Ulrike folgenden Abschiedsgruß:

„Meine theure Ulrike! Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt, und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser Aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein!"

Doch der Lebensüberdrüssige konnte sein wahnsinniges Vorhaben nicht vollführen. Schon unterwegs war er einem Haufen Konskribierter begegnet und hatte ihnen den Vorschlag gemacht, für einen von ihnen als gemeiner Soldat einzutreten, aber man wies ihn ab. Jetzt, nahe vor Boulogne, führte ihm der Zufall einen Bekannten, einen französischen Stabsarzt, entgegen, der ihn verwundert fragte, was er da zu thun habe. Kleist erzählte ihm, er laufe ohne Paß herum. Der Franzose versicherte ihm, dann schwebe er in Gefahr, als Spion erschossen zu werden, und nahm ihn unter seinem Schutz als seinen Bedienten mit nach Boulogne. Von hier aus schrieb der Unglückliche, der vor einem solchen Ausgang doch zurückbebte, an den preußischen Gesandten in Paris, den Marquis Lucchesini, und bat um einen Paß, — in einem Briefe, der, wie die Abschiedsworte an Ulrike, seine innere Zerrüttung unzweideutig verriet. Nach vier Tagen erhielt er den Paß, aber dieser war unmittelbar nach Potsdam ausgestellt. So sah er sich gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren.

Der Heimweg ging über Paris und Mainz. Hier sank er endlich krank darnieder und hütete nahe an fünf Monate abwechselnd das Bett oder das Zimmer. Er wurde durch den Freiherrn von Wedekind, den trefflichen Arzt und Schriftsteller, behandelt und hergestellt. Am Rhein soll er die Bekanntschaft von Karoline von Günderode*) gemacht

*) Die schwärmerische Dichterin und Stiftsdame, die sich 1806 erstach, weil ihr Geliebter, der berühmte Philolog Creuzer, sie verlassen hatte. Vgl. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde I, 75 f. und Bettinas „Die Günderode", Berlin 1840.

haben; auch wohnte er eine Weile in der Nähe von Wiesbaden in ländlicher Stille bei einem Pfarrer, welcher sich am 3. April 1804 beim alten Wieland über seinen rätselvollen Gast erkundigte, den er durch Aufnahme in dem Bureau eines Freundes auch geistig retten wollte. Hier spielte er ganz dieselbe Rolle, wie in Osmannstädt; er soll auch mit der Tochter des Pfarrers vorübergehend ein zartes Verhältnis gehabt haben. Eine Zeitlang hatte er den Einfall, sich in Koblenz zu einem Tischler zu verdingen; kurz, er war bis zur tiefsten Resignation gesunken, ein gebrochener Mann. Er selbst schreibt vier Monate später, am 29. Juli: „Ich bin nicht im Stande, vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motiven verloren, und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf andere erfolgen konnten.“*)

Im Juni 1804 erschien der seinen Freunden ganz verschollene Kleist plötzlich wieder in Potsdam und überraschte eines Abends den inzwischen zu seinem Regimente zurückgekehrten Pfuel. Sobald Ulrike dies erfuhr, reiste sie herbei und übernahm in schwesterlicher Aufopferung wieder die Sorge für seine Existenz, forderte aber von ihm, daß er nun der unglückseligen Poesie für immer entsage und in den Staatsdienst zurücktrete. Kleist war zu sehr gebrochen, um sich nicht zu fügen. Er wollte nicht mehr titanenhaft alles und das Höchste auf einen Wurf setzen, sondern mannhaft um eine gesicherte Existenz kämpfen. Er bemühte sich um die Huld des Königs, der schon seit Jahren gegen den Unbeständigen eingenommen war und dem überdies Lucchesini Kleists exaltierten Brief aus St. Omer an ihn vorgelegt hatte. Der Generaladjutant des Königs, der wunderliche K. L. von Köckritz, hatte dem Unglücklichen eine Audienz gewährt, bei welcher er ihm dafür, daß er das Militär verlassen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchstreift, „Verse“ gemacht, sich in der Schweiz ankaufen und später die Landung mitmachen wollte, tüchtig den Text las; schließlich riet er ihm zu einer Immediateingabe, die Kleist sofort aufsetzte. Inzwischen tauchte ein anderer Plan auf. Der Major Peter von Gualtieri**), der Bruder seiner Gönnerin und Cousine Marie von Kleist (ihr Gatte war Flügeladjutant des Königs), erbot sich, den Dichter als Attaché nach Madrid mitzunehmen, wo er als preußischer Gesandter hingehen sollte, doch zerschlug sich die Sache, weil der König mittlerweile das Gesuch günstig aufgenommen hatte. Sogleich warf sich Kleist mit Eifer auf die Kameralwissenschaft, um sich auf seine künftige Thätigkeit vorzubereiten. Jetzt ward er, ohne Zweifel durch Rahel Levin, mit den jungen Dichtern vom „Nordsternbund“, Chamisso, Varnhagen, Wilhelm Neumann bekannt, ver-

*) Vgl. Anhang Brief V, der mit einemmale in diese ganze Periode Licht bringt.

**) Über diesen originellen, offenherzigen, gewandten Hofmann vgl. Varnhagens Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel I, 159 ff. Er starb bald nach seiner Versetzung nach Madrid, dessen Pöbel den Sarg des Protestanten mit Steinen bewarf.

hehlte ihnen aber auf das sorgfältigste, daß auch er ein Poet und Verfasser der „Familie Schroffenstein“ sei.*) Wahrscheinlich noch im Winter von 1804 auf 1805 wurde er auf Empfehlung des damaligen Geh. Oberfinanzrats und späteren Ministers von Altenstein, der ihm wohl wollte, als Diätar der Domänenkammer nach Königsberg versetzt. Er fand hier, außer Arnim, Pfuel wieder, der gleichfalls eine Anstellung in Ostpreußen gefunden hatte, und verkehrte viel im Hause der Oberpräsidentin von Auerswald und des Staatsrats und patriotischen Dichters Friedrich August von Stägemann. Auch Schwester Ulrike besuchte ihn einmal auf längere Zeit sie pflegte sich zu ihm zu setzten, wenn er über Akten oder der Algebra brütete**), doch scheint Heinrich ihr öfter in gereizter Stimmung begegnet zu sein, denn, wie er sich später entschuldigt, das Unglück machte ihn „heftig, wild und ungerecht“.

In der Königsberger Gesellschaft traf er auch seine ehemalige Braut Wilhelmine, die er schon 1804 in Frankfurt kurz nach ihrer Vermählung und vor ihrer Übersiedelung nach Königsberg wiedergesehen, aber gemieden hatte, als zufriedene Gattin des Philosophieprofessors Wilhelm Traugott Krug (1770—1842), der als Kants Nachfolger Professor der Logik und Metaphysik geworden war. Die „goldene Schwester“ wohnte damals bei ihr. Anfangs 1806 sah Kleist die letztere zum erstenmal, ohne sein Zuthun, in einer Gesellschaft. Nachdem er sich lange in peinlichen Empfindungen von ihr entfernt gehalten, faßte er sich endlich ein Herz, ging auf die Schwester zu, forderte sie zum Tanze auf, sprach weich und herzlich mit ihr, schüttete unter vielen Selbstanklagen sein Herz aus und fragte, ob ihn Wilhelmine wohl würde wiedersehen wollen. Sie stellte ihn sogleich ihrem Schwager vor, der ihn sie zu besuchen einlud, und nach kurzer Zeit war er im Hause täglicher Gast geworden.***) Die beiden Schwestern fanden ihn stiller und ernster als vordem, aber sein Gemüt von der alten „kindlichen Hingebung“ und seine Phantasie glühender als je. Er las ihnen von seinen neuen Dichtungen vor, hörte gern ihre Urteile darüber an und entwickelte ihnen mit besonderer Liebe seine Gedanken über die Kunst des Vortrags. Für die ehemalige Braut, mit der er einst so schroff gebrochen, schrieb er auch eine beziehungsreiche, freie Übersetzung von Lafontaines schöner Fabel: Die beiden Tauben.

Nun greift ein neues Moment störend in das Lebensglück des Schwergeprüften ein: die Not des Vaterlandes. Die großen politischen Ereignisse von 1805 wirkten mächtig auf den Königsberger Diätar, der sich bisher sehr wenig um Welthändel gekümmert hatte. Sein deutsches und preußisches Nationalgefühl wurde jetzt in ihm geweckt, um zu einer alles verzehrenden Leidenschaft zu werden, die von nun an sein Leben durch-

*) Vgl. Varnhagens Denkwürdigkeiten 1843, I 315.

**) Vgl. Kleine Schriften S. 282, 32.

***) Als Krug 1809 nach Leipzig berufen wurde, erhielt er abermals Kleists Besuch. (Biedermann XXIV.) Wilhelmine starb am 25. April 1852 nach vierzigjähriger glücklicher Ehe.

drang, seine Dichtung mit Begeisterung füllte und auch seinen Tod herbeiführen half. Der Durchzug der Franzosen durch das preußische Franken, die Niederlagen Österreichs, die Entscheidungsschlacht bei Austerlitz mußten sein patriotisches Gefühl tief verletzen und für die Zukunft des isolierten preußischen Staats das Schlimmste fürchten lassen. Die Briefe aus jener Zeit imponieren uns durch ihren patriotischen wie politischen Geist. „So wie die Dinge stehen," schrieb er prophetisch Ende Dezember 1805 an Rühle, „kann man kaum auf viel mehr rechnen als auf einen schönen Untergang ... Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte sie rührend gemacht! — seine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten König regiert sein wollten oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben? Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300 000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu sterben. Meinst Du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? ... Aus dem Oesterreichischen geht dieser glückgekrönte Abenteurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, gewiß nicht wieder heraus. In kurzer Zeit werden wir in den Zeitungen lesen: „man spricht von großen Veränderungen in der deutschen Reichsverfassung," und späterhin: „es heißt, daß ein großer deutscher (südlicher) Fürst an die Spitze der Geschäfte treten werde." Kurz, in Zeit von einem Jahre ist der Kurfürst von Baiern König von Deutschland. — Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat!"

Indessen zog der Krieg noch einmal an Preußen vorüber, und nun konnte Kleist den Drang seiner liedervollen Brust nicht mehr gewaltsam zurückdämmen. Sobald der Lebensmut wieder in ihm aufflackerte, mußte auch die Muse sich einstellen, erst zaghaft, mit schüchternem Werben, dann mit leidenschaftlicher, alles verzehrender Heftigkeit. Vorderhand waren es keine weltstürmenden Pläne mehr, wie der unselige „Guiskard". Statt, wie vor der großen Katastrophe, in prometheischem Trotze den allerhöchsten Problemen nachzujagen, fing er jetzt umgekehrt mit kleineren Aufgaben an. Er warf sich auf die Novelle und schrieb hier: *Das Erdbeben von Chili*, *Die Marquise von O...*, dann die geniale mystisch-romantische Nachdichtung des „*Amphitryon*" von Molière. Der 1803 in Dresden auf Pfuels Anstiften wieder aufgenommene *Zerbrochne Krug* wurde wohl erst in der Königsberger Stille ganz vollendet, und die Erzählung *Michael Kohlhaas*, auf deren Stoff ihn Pfuel gebracht hatte, begonnen. Am Ende fand er die Kraft, in seinem am gewaltigsten

von Poesie durchglühten Werke: „Penthesilea“ die Geschichte seines Kampfes um „Robert Guiskard“ zu objektivieren und damit den letzten Rest seiner alten Krankheit abzuschütteln. Denn es ist gewiß, daß er in dieser titanischen Schöpfung, in der, wie er selbst sagte, der ganze Schmerz zugleich und Glanz seiner Seele liegt, die anfänglichen Kämpfe um den Kranz, den er Goethe von der Stirn zu reißen sich vermaß, seine Anläufe, den Guiskard zu vollenden und sein Ikarus-Geschick geschildert hat. Und indem sich so seine Mappen füllten, strebte Kleist wieder hinaus aus seinen beengenden Verhältnissen. Zunächst that er den Schritt, den seine Rückkehr zur Poesie ihm bei seiner Gewissenhaftigkeit unvermeidlich machte. Er gab im Frühjahr 1806 seine Stellung auf, um als Schriftsteller von seiner Feder zu leben. Eine Pension von jährlich 60 Louisdor, die ihm seine hochgestellte und hochherzige Cousine Marie von Kleist von der Königin Luise aus deren Privatschatulle „zu Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in seinen litterarischen Arbeiten“ erwirkt hatte und die er seit dem Dezember 1805 bezog, erleichterte ihm diesen folgenschweren Schritt.

Aber der Beginn der neuen Schriftstellerlaufbahn ließ sich schlimm genug an. Zuerst verfiel Kleist in schwere körperliche Leiden, die ihn die Seebäder von Pillau zu gebrauchen zwangen; dann brach der unvermeidlich gewordene Krieg mit Napoleon los, und französische Kriegsgefangenschaft war das Ende. Es ist als hätte er all dieses Unglück vorausgesehen, denn in einem Brief aus dieser Zeit an Rühle spricht sich seine alte Schwermut höchst schmerzlich aus und abermals spielt er mit der Idee des freiwilligen Todes. „Der Gedanke will mir noch nicht aus dem Kopfe,“ schreibt er an den Freund, der gerade damals das Glück der Liebe gefunden hatte, „daß wir noch einmal zusammen etwas thun müssen. Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein! ... Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns, und eine Ewigkeit fliehen wir wieder aus einander ... Ach! es muß noch etwas Andres geben, als Liebe, Glück, Ruhm und X Y Z, wovon unsere Seelen nichts träumen. Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht; es ist blos ein unbegriffener. Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur diese unendliche Fortdauer! Myriaden von Zeiträumen, jedweder ein Leben, für jedweden eine Erscheinung wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Sirius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! Sage mir, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahndungen reicher, als Gedanken fassen und Worte sagen können. Komm, lass' uns etwas Gutes thun und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andre gehn.“ — „Nun wieder zurück zum Leben!“ setzt er nicht weniger melancholisch hinzu;

„so lange das dauert, werde ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe eben wieder gestern eins fortgeschickt; es ist der 'zerbrochene Krug'. Sage mir dreist, als ein Freund, Deine Meinung, und fürchte nichts von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von meiner Fähigkeit ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schön finde, nicht das, was ich leiste. Wäre ich zu etwas Anderm brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen. Ich dichte blos, weil ich es nicht lassen kann."

In Pillau war Kleist bettlägerig, so daß er während des fünfwöchigen Aufenthaltes nur fünf- oder sechsmal das Bad nehmen konnte, und im Krankenzimmer traf ihn auch die Nachricht von der vernichtenden Entscheidung bei Jena und Auerstädt. Das warf ihn vollends nieder. Der furchtbare Umsturz trat ihm unmittelbar vor Augen, denn der Kriegssturm verschlug den Hof und die Regierung (auch seinen Gönner Altenstein) nach Königsberg. Hier fand seine ganz ins Große gestimmte Seele gewissermaßen eine Ablenkung von seinem eigenen Elend. „Mit meinem körperlichen Zustande," schreibt er am 6. Dezember an Ulrike, „weiß ich nicht, ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben blos vor der ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurücktritt. Ich fühle mich leichter und angenehmer als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weicher und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger . . . An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Krieg, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln." Im Januar 1807 trieb es ihn aus Königsberg fort, um einen günstigeren Boden für seine dichterische Thätigkeit zu suchen. Er dachte an Dresden, wo er so manchen lieben Freund besaß, und verließ mit einer größeren Reisegesellschaft, zu der auch die Offiziere Pfuel, Gauvain und Ehrenberg gehörten, Königsberg, um zuvörderst nach Berlin zu gehen. Unterwegs trennte sich die Gesellschaft, Gauvain und Kleist reisten voran, Ehrenberg kam nach und Pfuel nahm den Weg nach Nennhausen, dem Landgute Fouqués. Kleist hatte sich in Cöslin einen Paß verschafft und denselben in Damm und Stettin, wo er zuerst französische Truppen fand, visieren lassen; als er, Gauvain und Ehrenberg aber in Berlin die Pässe beim Gouvernement unterzeichnen lassen wollten, machte man ihnen die sonderbarsten Schwierigkeiten, verhörte und verhaftete sie, denn man mißtraute ihrem angeblichen Austritt aus dem Heere. Trotz aller Beteuerungen ihrer Unschuld brachte die Gendarmerie am dritten Tage alle drei als Kriegsgefangene erst in ein unterirdisches Gefängnis nach Wustermark bei Potsdam und führte sie dann über Marburg, Mainz, Straßburg und Besançon ab nach dem Fort de Joux bei Pontarlier,

hart an der Schweizer Grenze; in dieselbe Festung, wo Toussaint l'Ouverture und Mirabeau geschmachtet hatten. Am 5. März kamen sie hier an. Man führte sie in Gewölbe „ohne Licht und Luft", wie Kleist versichert, und behandelte sie wie gemeine Verbrecher. Erst auf Verwendung des Festungskommandanten de Bureau bei dem Gouverneur in Besançon wies man ihnen „andere Behältnisse an, die wenigstens den Namen von Wohnungen verdienen konnten". Der Kommandant lieh den drei kriegsgefangenen Offizieren auf ihren Wunsch Bücher, wofür sich Kleist brieflich bestens bedankte.*) Mittlerweile eilte Ulrike auf die Nachricht von Heinrichs Verhaftung sogleich nach Berlin und wandte sich in einem energisch nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit fordernden Schreiben an den Gouverneur General Clarke (späteren Kriegsminister und Herzog von Feltre). Dieser gab ihr schriftlich zur Antwort, Kleist habe sich durch die Reise „vom feindlichen Hauptquartier in den Rücken der französischen Armee" der Gefahr ausgesetzt, als Spion erschossen zu werden, und sei noch mit Nachsicht behandelt worden. Indessen habe er, der Gouverneur, nun an den Kriegsminister geschrieben und ihn ersucht, die Gefangenen freizugeben. Mittlerweile hatten diese infolge einer gleich bei ihrer Ankunft auf der Festung abgefaßten Beschwerdeschrift an den Kriegsminister den Befehl erhalten, die Gefangenschaft auf dem Fort, gleich den anderen Kriegsgefangenen, mit der Internierung im Lager von Chalons sur Marne zu vertauschen. Hier hielt man sie noch monatelang fest. „Was sind dies für Zeiten!" schreibt Kleist aus der Haft in Chalons an Frau Marie von Kleist, die sich gleichfalls eifrig für ihn verwendete, „Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten, und doch ist vielleicht Niemand inniger damit verbunden als ich. Wie trostlos ist die Aussicht, die sich uns eröffnet! Zerstreuung und nicht mehr Bewußtsein ist der Zustand, der uns wohlthut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblick, wo Alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn Alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können, jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe und jetzt, mit einem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, so frage ich mich, wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei."

Am 13. Juli 1807 kann Kleist endlich Rühle mitteilen, daß soeben von dem General Clarke der Befehl zu seiner Loslassung und Rückkehr nach Berlin angekommen sei. Er bittet den Freund, ihm das Honorar des schon vor 10 Wochen gedruckten Amphitryon zu senden, indem man ihm jede Reiseentschädigung verweigere. Da letztere folgenden Tages aber bewilligt wird, so entschließt er sich sofort in drei, spätestens vier

*) Vgl. Briefe VI.

Tagen abzureisen und Tag und Nacht, womöglich mit dem Kurier zu fahren, um in etwa vierzehn Tagen in der Heimat zu sein.*)

In Berlin hielt sich Kleist nur kurze Zeit auf, da er schon vor einem halben Jahre den Entschluß gefaßt hatte, nach Dresden zu seinen Freunden Rühle und Pfuel überzusiedeln. Er eilte zuvor nach Gulben bei Cottbus, wo Ulrike auf dem Gute des Schwagers von Pannwitz weilte, und reiste dann in ihrer Gesellschaft von hier nach Wormlage in der Lausitz, dem Landgute der verwandten Familie von Schönfeldt. Unterwegs bot er der Schwester, die ihm schon einen großen Teil ihres Vermögens geopfert hatte, seine Pension von der Königin an, denn er hoffte jetzt sehr wohl von der Schriftstellerei leben zu können; die Schwester möge in Dresden mit ihm zusammen wohnen, und er wolle sich dann mit dem, was er erwerbe, bei ihr in Kost geben. Aber Ulrike war nach den schlimmen Erfahrungen, die sie in Paris und in Königsberg mit ihm gemacht hatte, nicht dazu zu bewegen; sie bewahrte ihm ihre zärtliche, opferfähige Liebe, wies aber seinen Vorschlag eines neuen Zusammenlebens ab. So zog er denn seine Straße nach Dresden weiter. In dieser Stadt, die für einige Zeit der Zufluchtsort der guten Gesellschaft geworden, eröffneten sich ihm die günstigsten Aussichten. Er traf dort Rühle, welcher Major und Kammerherr des Herzogs von Weimar und Erzieher des Prinzen Bernhard geworden, mitten in umfassender litterarischer Thätigkeit**) und Pfuel ebenfalls als Lehrer des jungen Prinzen, der als Offizier bei der sächsischen Garde stand. Rühle nahm seinen alten Freund mit offenen Armen auf, und von ihm stammt auch ohne Zweifel im Cottaschen „Morgenblatt", das kurz zuvor Das Erdbeben von Chili veröffentlicht hatte, eine Dresdener Korrespondenz v. 3. Okt. 1807 mit der Meldung: „Wir erfreuen uns der Gegenwart eines der vorzüglichsten jetzt lebenden Dichter, des Herrn von Kleist, der den Altar des Vaterlandes mit einem so frischen Kranze, dem Lustspiel 'Amphitryon' geschmückt hat und vielleicht längere Zeit bei uns verweilen wird." Dem Rühleschen Kreise gehörte auch der naturwissenschaftliche Mystiker Gotthilf Heinrich von Schubert an, der im Winter 1807 auf 1808 stark besuchte Vorlesungen über die Nachtseite der Naturwissenschaften, über Visionen, Magnetismus, Ahnungen und Somnambulismus hielt, denen Kleist gewiß auch beiwohnte, denn von jetzt an taucht ein mystischer Zug in seinen Dichtungen auf. Zu seinem Unglück schloß sich aber Kleist besonders eng an den Berliner Adam Heinrich Müller (geb. 1779) an, den von Friedrich Gentz protegierten und auch von Johannes Müller, A. W. Schlegel, ja sogar von Goethe außerordentlich überschätzten Philosophen des Gegensatzes und der Vermittelung, geistreichen Ästhetiker,

*) Vgl. Briefe VII.

**) Rühle gab 1808—1809 „Pallas, eine Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst" heraus, schrieb in Dresden damals: Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiet der Wissenschaften in die Geschichte des Tages, und Kleist meldet Ulrike, daß Rühles Buch: „Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen" bei Cotta schon in zweiter Auflage erschienen sei. (Koberstein 13.)

eleganten Sophisten und mystischen Konvertiten. Müller hatte vor kurzem, während Kleist kriegsgefangen war, auf Rühles Wunsch den Amphitryon mit einer schwärmerischen Vorrede herausgegeben und allerorten, namentlich eifrig bei seinem Freunde Gentz, der in Karlsbad weilte*), für Kleist als den wahren Dichter der Zukunft und zumal seines neuen Christentums Propaganda gemacht. Dieser üble Einfluß wurde durch den Umgang mit Schuberts intimsten Freunde Karl Friedrich Gottlob Wetzel (1799—1819), dem Dichter und Arzt, mit dem biedern Maler und Professor der Dresdener Kunstakademie Ferdinand Hartmann aus Stuttgart, mit den Brüdern Schlegel**), mit dem Übersetzer Friedrich Laun (Fr. A. Schulze, 1770—1849), mit dem Archäologen Karl August Böttiger (1760—1835), dem ehemaligen Weimarer „ubique“, mit Varnhagen***), Friedrich Dahlmann aus Wismar und Ludwig Tieck keineswegs ganz aufgehoben. Letzterer wirkte besonders belebend und fördernd auf Kleist, ohne in ein eigentlich freundschaftliches Verhältnis zu ihm zu treten. Er fand ihn ernst, schweigsam und voll würdigen Stolzes; gewissenhaft ängstlich in seinen langsam vorrückenden, oft sich verändernden Arbeiten, und selbst am schwersten zu befriedigen, doch auch von Grund aus hartnäckig und starr gegen fremdes Urteil. Auch Dahlmann erzählt, daß Kleist ihm nie in seinem kritischen Tadel recht gegeben habe.

Der Dichter verkehrte in den besten Häusern Dresdens, so bei dem österreichischen Gesandten Baron Buol-Schauenstein (1763—1834), dem späteren Bundestagspräsidenten, bei dem Landrate Bernhard von Haza-Radlitz und dessen Frau Sophie geb. von Taylor, Adam Müllers nachmaliger Gattin†), bei dem Maler Seidelmann, dessen liebenswürdige Gemahlin, eine Venetianerin, ein ungezwungenes Zusammenleben verschiedener Stände und aller politischen Parteien in ihrem Salon möglich machte. Im Hause des Appellationsrates Christian Gottfried Körner verschaffte ihm Schillers ungemein günstiges Urteil über ihn die beste Aufnahme. Der alte Körner schätzte ihn freilich, noch bevor er den Menschen kennen lernte, bereits als Dichter. Adam Müller hatte ihm, als Kleist noch in französischer Kriegsgefangenschaft sich befand, das Manuskript des Amphitryon zur Lektüre übergeben und daran den

*) Vgl. Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam H. Müller 1800—1829. Stuttgart 1857, S. 93 ff. Auf Tieck machte Müller „stets einen abstoßenden Eindruck; er war rechthaberisch, hochfahrend und vornehm-geheimnisvoll“; vgl. Ludwig Tieck von R. Köpke 1855, I 338. Varnhagen dagegen schildert ihn in der „Gallerie von Bildnissen“ II 148 als einen der angenehmsten und hinreißendsten Menschen im Umgang und Gespräch.

**) In Begleitung Wilhelm Schlegels war die Staël im Juni 1808 eine Woche in Dresden, verkehrte bei Körners und Müllers und lernte wohl auch Kleist kennen. Müller machte im „Phöbus“ und in den „Abendblättern“ fleißig Propaganda für sie.

***) Vgl. Briefe XI.

†) Seit 1805 war das Haus des Herrn von Haza, der hauptsächlich der Erziehung seiner Kinder wegen aus Posen nach Dresden gezogen, der Mittelpunkt für katholisierende Romantiker. 1807 empfahl Adam Müller den nach Karlsbad gehenden Haza an Goethe, der diese Bekanntschaft als eine sehr angenehme bezeichnet. (Brief an Müller v. 28. Aug. 1807 in Riemers Briefen von und an Goethe, 1846, S. 171.) Noch im selben Jahre scheint die Ehe getrennt worden zu sein. Er starb 1853 als Landrat in Samter.

Wunsch geknüpft, es möchte ein „gutdenkender Verleger" dafür gefunden werden. Körner hatte auch am 17. Februar 1807 mit einer warmen Empfehlung das „merkwürdige poetische Produkt, das sich besonders durch den Schwung und die Hoheit auszeichnet, womit die Liebe Jupiters und der Alkmene dargestellt ist", an den Buchhändler Goeschen geschickt, scheint aber von diesem einen ablehnenden Bescheid erhalten zu haben. So war also Kleist bei Körners vortrefflich eingeführt.*) Man huldigte in dem klassischen Hause am Kohlenmarkte den Musen und allen guten Geistern. Es wurde gedichtet, gemalt, musiziert, und die Körnerschen Familienglieder gingen ihren kunstsinnigen Gästen mit gutem Beispiel voran. Die witzige, kritische, aber auch etwas altjüngferlich prüde Schwester der Hausfrau, Dora Stock (1762—1842), war eine vorzügliche Pastellmalerin, und die Tochter Emma (1788—1815) malte Öl und Miniatur mit Talent; auch sang sie sehr artig. Karl**), ein hübscher Knabe, versuchte sich bereits in der Dichtkunst. Poetische Gäste lasen ihre Produkte vor. Auch Kleist überwand seine Scheu und gönnte seinen Freunden Einblicke in sein poetisches Schaffen. Er fand bei Körners, deren Hausgott Freund Schiller war, Anerkennung aber auch strenge Kritik. Am 15. April 1808 schreibt Emma Körner, offenbar hier das Echo ihrer Familie, an Professor Weber***): „Kleist sehen wir ziemlich oft, und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen, er ist ein ganz eigener Mensch, und man muß ihn genau kennen, um ihn zu verstehen. Er hat eine reiche Phantasie, welche, wenn ihr die Zügel mehr angelegt werden, gewiß noch große Dinge hervorbringen wird. Obgleich Kleist nichts weniger als anmaßend ist, so bedarf er doch gewiß einen strengen Kritiker, welcher sein außerordentliches Talent auf andere Gegenstände leitet, als er immer zu seinen Dichtungen wählt. Er liebt es mit Stoffen zu kämpfen, aber es ist schade, wenn er seine Kraft verschwendet. Müller tadelt ihn vielleicht nicht streng genug, sondern findet alles unverbesserlich, was Kleist in der Folge nur schaden kann." Noch strenger äußert sich Tante Dora (an Weber, 11. April 1808): „Herrn von Kleist sehen wir oft in unserm Hause, und wir schätzen ihn als Menschen, wie er es verdient. Mit dem Schriftsteller haben wir manchen Streit. Sein Talent ist unverkennbar; aber er läßt sich von den Heroen der neuern Schule auf einen falschen Weg leiten, und ich fürchte, daß Müller einen schädlichen Einfluß auf ihn hat. Seine Penthesilea ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schaudern habe anhören können. Sein zerbrochener Krug ist eine Schenkenscene, die zu lange dauert und die

*) Auch Kleists Familie war Körners nicht unbekannt. Dora Stock erkundigt sich am 19. Febr. 1807 bei Professor Weber: „Ist die Familie Kleist noch in Frankfurt? und vorzüglich die Schwester von Heinrich von Kleist, eine Frau von Massow?" Offenbar ist Tante Massow gemeint. Vgl. Briefe der Familie Körner 1804—1815, herausgegeben von Prof. Albert Weber in Deutsche Rundschau 1878, Heft 9 und 10, S. 467.

**) In den Familienbriefen wird er erst nach 1811 Theodor genannt.

***) Friedrich Benedikt Weber (1774—1848), Professor der Land- und Staatswissenschaft in Frankfurt a. O., dann Breslau.

ewig an der Grenze der Decenz hinschießt. Seine Geschichte der Marquise von O. kann kein Frauenzimmer ohne Erröten lesen. Wozu soll dieser Ton führen?" Bald findet aber Kleist im Körnerschen Hause einen stärkeren Magnet. Im April 1803 hatte der alte Körner auf den Wunsch seines eben verstorbenen Freundes, des Leipziger Kaufmanns Kunze, der auch zu den nahen Freunden Schillers gehörte*), dessen Tochter Emma Juliane (geb. 1786) zu sich genommen.**) Sie war ein gutartiges Wesen und, obwohl etwas älter als seine Tochter Emma doch eine angenehme Gesellschaft für diese. Die Kinder schlossen sich eng aneinander wie rechte Geschwister. Alle drei zeigten Talent und Eifer zum Singen; die Eltern ließen ihnen im Sommer 1803 von einem guten Meister Unterricht im Gesang erteilen, und der Vater freute sich im voraus auf die musikalischen Genüsse, wenn sie mit ihm zusammen singen würden. Schiller war sogar von Karl gebeten worden, ein Schaukellied zu liefern, entschuldigte sich aber damit, daß ihm just vom Tell der Kopf ganz „wirblicht" sei. Bald wurde Juliens Gesang eine Hörenswürdigkeit des Körnerschen Hauses. „Ihr Gesang," schreibt Frau Körner an Frau von Schiller am 24. Januar 1807, „ist wirklich etwas Vorzügliches; sie ist überhaupt ein liebes Mädchen, das ich wie mein eigenes Kind liebe. Sie ist uns auch in kindlicher Zärtlichkeit zugethan; sie gehört so zum Ganzen." Es währte nicht lange, und Kleist interessierte sich äußerst lebhaft für die junge Waise, und diese war nicht unempfänglich für seine Huldigungen. Da bekannte er stürmisch seine Liebe und verlangte von Julie, wie ehedem einmal von Wilhelmine von Zenge, sie solle sich ihm ohne Rückhalt hingeben und ihm sich verloben und ihm Briefe schreiben, ohne ihre Pflegeeltern davon etwas wissen zu lassen. Entschlossen lehnte das Mädchen diese Forderung ab; wie es heißt, nicht ohne den Beirat von Tante Dora Stock. Kleist wiederholte seine Bitte nach drei Tagen, in denen er sie nicht besuchte, dann nach drei Wochen und wieder nach drei Monaten, und löste, als seine Bedingung ihm nicht zugestanden wurde, das Verhältnis auf.***) Nicht lange

*) Vgl. Briefwechsel von Schiller und Körner I, 74f., 150, 157.

**) Vgl. Anhang zu den Briefen: 1. Alimentationskontrakt Julie Kunze und Chr. G. Körner betreffend.

***) Wieviel und was an diesen Überlieferungen wahr ist, läßt sich kaum mehr ermitteln. Daß Julie Kunze und ihr Verhältnis zu dem Dichter des „Käthchens" sich in diesem mehrfach wiederspiegelt, liegt auf der Hand. Es scheint im ersten Teil ganz in glücklichster Bräutigamsstimmung geschrieben; nur die spätere Bearbeitung, vor welche der Bruch fallen mag, zeugt von Kleists Verbitterung. Daß ihm Tante Dora zur Rache als Modell diente, ist nicht unglaubwürdig. Jedenfalls ließen Körners es mit nichten merken, daß sie das Urbild der Kunigunde kennen. Sie bewahrten Kleist ihre freundliche Gesinnung, und noch am 28. November 1809 schreibt Emma an Weber: „Heinrich Kleist wird Ihnen gewiß immer mehr gefallen, je länger Sie ihn kennen; er hat kleine Eigenheiten in seinem Charakter, die anfänglich auffallen, die aber so unumgänglich zu dem ganzen Menschen gehören, daß man sich sehr bald daran gewöhnt, wenn man das große dichterische Genie, welches er besitzt, zu schätzen weiß. Wenn Sie ihn sehen, so haben Sie die Güte ihm für sein Andenken zu danken und ihn vielmals von uns allen zu grüßen." Und am 20. November 1810 teilt sie mit, daß ein Blatt „wovon Fouqué und Kleist Redakteurs sind, täglich unter dem Namen „Abend-Zeitung" in Berlin herauskommt". Erst in Theodors Brief an seinen Vater, der ihm Kleists Tod anzeigt, verrät sich die Mißstimmung, wenn

darauf veröffentlichte er zwei boshafte Epigramme, die offenbar auf Julie gemünzt sind.*) Das im Liebesglück (Frühling 1808) entstandene Käthchen von Heilbronn, dessen Heldin der Geliebten ein Beispiel geben sollte, wie man lieben müsse, arbeitete er noch einmal um, wobei die Annahme, daß Tante Dora seine Verbindung mit Julie hintertrieben, ihn bestimmt haben soll, die Person und den Charakter seiner Kunigunde nachträglich in übertriebenem Maße ins Schwarze und Häßliche auszumalen. Julie vermählte sich noch im selben Jahre mit Alexander von Einsiedel auf Schloß Gnandstein.**)

Auch die vornehme Welt Dresdens fing nun an, unseren Dichter zu feiern. „Amphitryon" und der „Zerbrochene Krug" wurden in öffentlichen Gesellschaften mit großem Beifall vorgelesen, ebenso einmal das „Käthchen von Heilbronn" durch Müller; der „Zerbrochne Krug" sollte auf Buols Veranstaltung auf einem vornehmen Liebhabertheater aufgeführt werden, und der Dichter wurde am 10. Oktober bei Buol an der Tafel „von den zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind", mit dem Lorbeer gekrönt. Bei einem Besuch, den er mit Buol bei Friedrich Gentz, der namentlich den „Amphitryon" bewunderte, in Teplitz abstattete, machte er eine Menge großer Bekanntschaften, ja man eröffnete ihm die Aussicht auf eine Direktionsstelle am Wiener

der Schreiber sich wundert, nicht über des Dichters trauriges Ende, sondern daß „sich eine Frau aus Liebe zu ihm hat erschießen können". Vgl. Briefe Anhang 4.

*) Im Juni-Hefte des „Phöbus" 1808: Epigramme B, 6 und 7.

**) Vgl. Bülow 52, der den Namen des „reichen und liebenswürdigen jungen Mädchens" nicht nennt. Wir erfahren ihn erst aus Jonas' Christian Gottfried Körner, Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus, Berlin 1882, S. 132ff., eine verdienstvolle Quellenschrift, die endlich eine Darlegung dieser Liebesepisode in Kleists Leben ermöglicht und für das Urteil der Zeitgenossen über unseren Dichter nicht unwichtig ist. — Julie Kunze vermählte sich noch im Herbst 1808, und das Paar siedelte am 16. März 1809 nach Schloß Gnandstein über. Kurz vor ihrer Hochzeit, am 20. Okt. hat sie sich in Theodor Körners Stammbuch (jetzt in unserem Besitze) mit folgenden wehmütigen Versen eingetragen:

„Wecke den Amor nicht auf! noch schläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedient sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen noch schläft, denn es erwacht nur zu bald."

Auf ein folgendes Blatt schrieb Alexander von Einsiedel: „Man muß sich vom Gewöhnlichen zu dem Idealen erhoben haben, ehe man zur goldenen Mittelstraße zurückkehren und sich überzeugen kann, daß nur in der Mitte von beyden Extremen das Glück wohnt, deßen wir fähig sind." Wir entnehmen einem ungedruckten Briefe von Frau Körner (13. Juli 1836) noch folgende Nachricht: „Ich hatte in diesem Frühjahr die Freude, meine Pflegetochter, die ich in 17 Jahren nicht gesehen habe, vier Tage zu sehen. Sie war mir von einem sterbenden Freunde vertraut. Gut, liebenswürdig, talentvoll, reich, von vielen würdigen Männern gesucht, nächst Emma die Zierde unsres Hauses — hat sie sich ein Schicksal geschaffen, das bedauernswert ist. Ganz gegen unsern Willen schloß sie ihre Verbindung — dies hatte sie in allem von uns getrennt." Die Gatten liebten und achteten sich, aber die Ehe war unglücklich wegen v. Einsiedels Epilepsie, an welcher derselbe schon von klein auf litt, und welche für Julie die Quelle großer Sorgen wurde, zumal die Anfälle sich immer mehr steigerten und geistige Störungen eintraten, die bis zur Gehirnerweichung ausarteten, woran er denn auch starb. In den Briefen der Familie Körner 1804—15, (Deutsche Rundschau 1878, Heft 9 und 10) ist übrigens das Verhältnis zu Kleist nirgends angedeutet, aber von ihm und dem zukünftigen Gemahl mehrfach die Rede (S. 473, 467f., 470, II, 113, 119). Wir geben hier eine Reproduktion von Juliens Jugendporträt, aus dem Besitze des Körner-Museums zu Dresden, von Emma Körner gemalt. Ein späteres Ölbild befindet sich noch heute auf Gnandstein.



Julie Kunze.

Burgtheater, das eben damals eine Gesellschaft von Kavalieren mit dem Fürsten von Esterhazy an der Spitze in Pacht genommen hatte. Zwar zerschlug sich dies, doch andere Projekte gediehen um so hoffnungsvoller Erst sollte auf Körners Rat das Privilegium zu einer Buch-, Karten- und Kunsthandlung von Adam Müller, Pfuel, Rühle und Kleist gekauft werden, dann, als dies Geschäft den Freunden entging, bot ihnen im Oktober Herr von Carlowitz, einer der reichsten Kavaliere Sachsens, ein unentgeltliches Privileg in seiner Immediatstadt Liebstadt an, womit sie das Recht erhielten, in Dresden selbst ein Warenlager zu halten. Kleist macht der Schwester auch Andeutungen über seine nähere Bekanntschaft mit dem französischen Gesandten Graf Bourgoing, der sich schon während seiner Gefangenschaft für ihn interessiert hatte, und über eine französische Protektion der neuen Buchhandlung, doch hat Ulrike die darüber handelnden Zeilen des Briefes mit großer Sorgfalt ausgestrichen.*) Dann ist wieder die Rede von der Gründung einer Phönix-Buchhandlung, in der Absicht, vor allem die eigenen Produktionen zu drucken und zu verlegen. Das erste, was geschaffen wurde, war eine Monatsschrift: „Phöbus, Ein Journal für die Kunst", von dem sich Kleist Wunderdinge versprach. Adam Müller, der einige junge Talente, Schubert, Wetzel, den Maler Ferdinand Hartmann, an sich gezogen, übernahm nun gemeinsam mit Kleist die Redaktion des „Phöbus", den natürlich auch Ulrike wieder mit ihrem Vermögen unterstützen mußte. Müller redigierte die Philosophie und Kritik, Kleist die Poesie, Hartmann die bildende Kunst; Johannes von Müller, Wieland, der russische Gesandte Graf Karikow in Dresden und Schlegel, H. v. Collin sagten Beiträge zu, auch Goethe versprach seine Mitarbeiterschaft.**) Bald konnte Kleist den Plan der neuen Zeitschrift an Cotta schicken und um dessen buchhändlerische Verwendung bitten; gegenüber Gentz, der sich ebenfalls dafür interessierte, verbat man sich den Vergleich mit dem Athenäum und Schillers eingeschlafenen „Horen"***), und noch vor Ablauf des Jahres sandte Kleist an seinen Gönner, den Minister von Altenstein, den Prospekt.†) Die von Kleist und Müller gemeinsam unterzeichnete Ankündigung, die das „Morgenblatt" abdruckte, lautet sehr zuversichtlich: „Wir stellen den Gott, dessen Bild und Name

*) Man ist versucht, hier an Hermanns diplomatische Kniffe gegenüber Varus zu denken, die Kleist später dramatisch verherrlichte. Welch ein kindlicher Glaube verbarg sich hinter jener zweideutigen Absicht, indem der wunderliche Kleist sicherlich wähnte, französisches Geld würde sich zur Unterstützung franzosenfeindlicher Zwecke gern eingefunden haben! Jedenfalls schmiegt sich die in ihrer leidigen Zerstörung doppelt verfängliche Briefstelle weit eher seinen mit einander hadernden Widersprüchen erklärend an, als daß sie sich widerwärtig zu einem Rätsel zuspitzte, dessen Lösung den sittlichen Menschen in Kleist beflecken müßte, der so mutig gegen die gemeine Lebensnot ankämpfte.

**) Am 11. Jan. 1808 schreibt Rühle an Bertuch: „Goethe hat Müller geantwortet und versprochen, so bald es Zeit und Gesundheit erlauben, Beiträge zum Phöbus zu liefern; Sie können uns sehr verbinden, wenn Sie ihm von Seiten Müllers, Kleists und meiner darüber etwas Schmeichelhaftes sagen wollen." Aus Bertuchs Nachlaß im Goethe-Jahrbuch II 411.

***) Briefwechsel Gentz-Müller, S. 126, 123, 127.

†) Vgl. Anhang Brief VIII.

unsere Ausstellungen beschirmt, nicht dar, wie er in Ruhe, im Kreise der Musen auf dem Parnaß erscheint, sondern vielmehr wie er in sicherer Klarheit die Sonnenpferde lenkt. Die Kunst in dem Bestreben recht vieler gleichgesinnter, wenn auch noch so verschieden gestalteter Deutschen darzustellen, ist dem Charakter unserer Nation angemessener, als wenn wir die Künstler und Kunst-Kritiker unserer Zeit in einförmiger Symmetrie und im ruhigen Besitz um irgend einen Gipfel noch so herrlicher Schönheit versammeln möchten. — Unter dem Schutze des daherfahrenden Gottes eröffnen wir einen Wettlauf; jeder treibt es, so weit er kann und bleibt unüberwunden, da niemand das Ziel vollkommen erreichen, aber dafür jeder neue Gemüther für den erhabenen Streit entzünden kann ohne Ende fort. — Wir selbst wissen unsere Arbeiten an keinen ehrenvolleren Platz zu stellen, als neben andere eben so eigenthümliche und strenge; Ansichten und Werke können sehr wohl miteinander streiten, ohne sich gegenseitig aufzuheben. Aber wie wir selbst bewaffnet sind, werden wir keinen anderen Unbewaffneten oder auch nur Leichtbewaffneten auf dem Kampfplatze, den wir hierdurch eröffnen, neben uns leiden. Große Autoren von längst begründetem Ruhm werden mit uns seyn; andere, wie das Eisen den Mann an sich zieht, werden ihnen nachfolgen, wenn sie den Geist dieser Unternehmung in seiner Dauer sehen werden. — Die bildende Kunst wird ohne Rücksicht auf den spielenden und flachen Zeitgeist, mit Strenge und Ernst, in die ganze wohlgeschlossene Verbindung eingreifen." Das Exemplar sollte jährlich zehn Reichsthaler kosten, und Cotta in Tübingen, Perthes in Hamburg, das Industrie-Comptoir in Weimar und die Realschulbuchhandlung in Berlin nahmen Bestellungen an. Etwas verspätet erschien im Januar 1808 das gut ausgestattete erste Heft unter scheinbar günstigen Aussichten und in glänzender Ausstattung.

Kleist beeilte sich, das erste „Stück" des „Phöbus", welches die in Frankreich und Dresden verfaßte Penthesilea als „organisches Fragment" mit verbindenden prosaischen Erläuterungen enthielt, an Goethe zu schicken, der damals die Weimarer Bühne leitete. Goethe aber, dem diese ganze Dichtung einen peinlichen Eindruck machte, ging in seiner Erwiderung über ihren poetischen Gehalt hinweg und beklagte sich desto nachdrücklicher über die kunstwidrige Form. „Erlauben Sie mir zu sagen," schrieb er an Kleist, „daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta!" Bald darauf, am 2. März 1808, ging Der zerbrochne Krug in Weimar in Scene, aber nur um schmählich zu verunglücken. Ohne Zweifel hatte Goethe den Mißerfolg mitverschuldet,

denn da Kleist sein Stück für einen Akt — und es vertrug nur einen — zu lang gemacht hatte, war Goethe auf den unglücklichen Ausweg geraten, es in drei Aufzüge abzuteilen, was, bei schon kühler Stimmung des Publikums, das Stück rettungslos vernichten mußte. Kleist, bereits durch jene Ablehnung der „Penthesilea“ gereizt, geriet hierüber in die größte Erbitterung; er glaubte sich in böser Absicht mißhandelt, warf die ganze Schuld des Mißlingens auf Goethe und wollte ihm sogar eine Herausforderung zuschicken. Dann aber griff er zu einer Waffe, die seiner unwürdig war, indem er im „Phöbus“ Goethe mit giftigen Epigrammen bekämpfte.

An der Ungunst der ehernen Zeit, die aller schöngeistigen Zerstreuung abgeneigt war, scheiterten bald Kleists sämtliche Hoffnungen. „Penthesilea“ mißfiel fast überall. „Amphitryon“ ging unbemerkt vorüber. Das „Käthchen von Heilbronn“, das er schon im August 1808 an die Dresdener Hofbühne verkauft hatte, sollte erst zwei Jahre später in Wien auf die Bühne gelangen. Die Berliner Kritik fiel auf das unbarmherzigste über die Phöbus-Hefte her. Goethes Beistand war verscherzt.*) Wieland und Johannes von Müller ließen die Herausgeber im Stiche. Das Publikum vermochte sich weder für Kleists „organische“, aber in Wahrheit als Bruchstücke doch nur unbefriedigende und zum Teil den Prüden — auch Gentz — anstößige Fragmente, noch für Adam Müllers lange und langweilige ästhetische Exkurse**) und Wetzels und des Grafen O. H. von Loeben Gedichte zu begeistern, und Schubert, Fouqué und Novalis' Nachlaß erschienen allzu selten. Übrigens waren die Herausgeber selbst von Anfang an nur allzu geschäftig, in ihren Kreisen die Überzeugung auszubreiten, in solcher Zeit müsse Wissen, Kunst und alles zurückstehen gegen die Politik, d. h. die Befreiung der Nation. Fräulein von Knebel schrieb an ihren Bruder: „Hier sendet Dir die Prinzeß wieder einen Phöbus. Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfütze so nennt, die wohl auch von der Sonne beschienen wird. Für solch eine unverschämte Bettelei sollte man doch gewiß seine Louisdor nicht aufheben“.***) Und schon im April hatte Dora Stock an Weber geschrieben: „Überhaupt fürchte ich, daß der Phöbus nicht länger wie ein

*) Knebel schreibt am 3. Mai 1808 an Goethe: „Das neueste Stück vom Phöbus, das ich eben erhalten, ist ein Wunder von Abgeschmacktheit, Geschmacklosigkeit und Pretension.“ (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, I 325.) Und Goethe antwortet ihm (am 3. oder 4. Mai): „Mit den Dresdnern habe ich gleich gebrochen. Denn ob ich gleich Adam Müller sehr schätze und von Kleist kein gemeines Talent ist, so merkte ich doch nur allzugeschwind, daß ihr Phöbus in eine Art von Phébus übergehen würde; und es ist ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erste Undank ist besser als der letzte.“ (Grenzboten, III 1879, S. 346.) Der leichtfertige Riemer veröffentlicht diese Notiz unter „Goethes Tischreden“ und mit dem falschen Datum: 1. Mai 1805. Vgl. Mitteilungen II 696.

**) Als Eichstädt die Rezension von Goethes Werken Müller übertragen wollte, meinte Goethe (1. Febr. 1808): derselbe werde den ganzen Vorrat seiner Thätigkeit brauchen, die Sonnenpferde zu füttern.

***) Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hrsg. von H. Düntzer. Jena 1858. S. 328.

Jahr leben wird. Jetzt schon wird er weder mit Vergnügen erwartet, noch mit Interesse gelesen. Und doch wollen diese Herren an der Spitze der Litteratur stehen und alles um sich und neben sich vernichten."*) Die gestrenge alte Jungfer sollte recht behalten. Versuche, das Blatt durch Verkauf an einen großen Verleger über Wasser zu halten, schlugen fehl. Weder Cotta noch Goeschen**) wollten die Übernahme wagen, trotzdem ihnen Kleist alle erdenklichen Leichtigkeiten in Aussicht stellte: gegen Übernahme der Totalkosten gänzlich unentgeltliche Lieferung der Manuskripte, und Kredit, was die schon vorhandenen Kosten betrifft, bis zur Ostermesse 1809; erst für den künftigen Jahrgang müßte ein neuer Kontrakt geschlossen werden. „Der Phöbus," schreibt Kleist im August 1808 an Ulrike, „hat sich, trotz des gänzlich darniederliegenden Buchhandels, noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht. Es würde mir leicht sein, Dich zu überzeugen, wie gut meine Lage wäre, und wie hoffnungsreich die Aussichten, die sich mir in die Zukunft eröffnen, wenn diese verderbliche Zeit nicht den Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerstörte . . . Ich denke mein Stück [das Käthchen], wenn mich der Krieg nicht stört, auch nach Wien zu verkaufen; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort [unter der Herrschaft der französischen Kommandantur] nur Übersetzungen kleiner französischer Stücke gegeben werden, und in Kassel ist gar das deutsche Theater abgeschafft und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob Jemand noch nach hundert Jahren in dieser Gegend deutsch spricht!" An einem Herbsttage fand ihn Rühle, von einer starken, aber zum gewollten Tode doch allzu schwachen Dosis Opium der Besinnung beraubt, auf dem Bette liegen und brachte ihn wieder zu sich. Auch das deutet auf ernste Gemütsstörung, daß Kleist einmal Frau von Rühle versicherte, Adam Müller müsse ihm seine Frau abtreten, und diesen über die Brustwehr in die Elbe stürzen wollte.***)

Der „Phöbus" ging bald darauf zu Grunde. Zwar ließ der Buchhändler Walther in Dresden das Journal in seinem Verlag erscheinen, aber dies konnte das Unternehmen doch nicht retten, wenn es auch wenigstens das völlige Erscheinen des ersten Jahrgangs ermöglichte. Zwar hatte man in der Ankündigung des Verlagswechsels versichert, daß alle Hindernisse für die Zukunft durch die Teilnahme der Frau von Staël und der Herren Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck beseitigt

*) Jonas S. 121. Varnhagen urteilt in der „Gallerie von Bildnissen" II 145 ähnlich: „Das prahlerische Auftreten, welches besonders auch den Namen Goethes als eines Verbündeten mit ungeheuren Geschützsalven den Leuten in die Ohren donnerte, konnte sich in den ungünstigen Zeitumständen nicht halten, obwohl man gestehen mußte, daß Müller eine seltene Virtuosität geistiger Beweglichkeit, eindringlichen Wirkens und besonders guten Tones der vornehmen Welt in seinen mündlichen wie schriftlichen Arbeiten vereinigte."

**) Vgl. Briefe X.

***) Bülow S. 54.

seien, aber die beiden letzteren blieben aus und das Gedicht der Französin: Le retour des Grecs war doch auch kein Treffer. Kleists Beiträge flossen spärlicher, bis er sich von dem Unternehmen fast ganz zurückzog. Im siebenten Stück spiegelt sich das Mißverhältnis der Herausgeber in Adam Müllers „Philosophischen und kritischen Miscellen" wieder, wo die drei Freunde A (Kleist), B (Müller) und C (Rühle oder Hartmann) einen Disput über die Notwendigkeit eines „kritischen Teils" in ihrer Zeitschrift führen. B und C sind dafür, A, unser stets gegen Kritik und Wissenschaft eingenommener Dichter, stimmt dagegen und schließt mit den Worten: „Nun gut, ich füge mich. Aber es werden Grenzen abgesteckt. In der ersten Hälfte dauert das alte, ernsthafte Spiel fort; die andere Hälfte des Phöbus überlasse ich euch und ziehe mich zurück." Bald zog sich Kleist überhaupt ganz vom Phöbus zurück. Während Müller auch die letzten Hefte mit seiner Prosa füllte, lieferte Kleist nur noch ein paar ältere Gelegenheitsgedichte und eine Idylle. Im Februar 1809 erschien das Dezember- und Schlußheft.

Dieser klägliche Ausgang eines mit großen Hoffnungen begonnenen Unternehmens, vielleicht auch das Ende seiner Liebe zu Julie Kunze, vor allem jedenfalls aber die Lage seines Vaterlandes erfüllten Kleists Herz mit Bitterkeit. Ein Geist der Rache geht durch seine späteren Dresdener Dichtungen. Napoleon, dem Unterdrücker Europas, und seinen Helfershelfern gilt sein Haß. Rache predigt der Schluß des Findlings, Rache der Michael Kohlhaas, wo der Haß auf den rheinbündischen König von Sachsen und sein Haus, dem das Ende prophezeit wird, mit hineinspielt, und Rache predigt vor allem die Hermannsschlacht. Noch vor Ablauf des Jahres 1808 hatte er dies Schauspiel vollendet und eilte, es der Wiener Hofbühne mit allen Flüchtigkeiten und Härten des Stils zur Aufführung anzutragen. Er schickte es am Neujahrstage 1809 an Heinrich Joseph von Collin, der zu dem Burgtheater in naher Beziehung stand, und dem auch schon das „Käthchen von Heilbronn" und „Penthesilea" vom Dichter ans Herz gelegt war.*) Aber in Wien unterlag gerade damals das Theater der kleinlichsten Censur, und gegen ein so verwegenes Stück mochten wohl auch politische Bedenken auftreten. Man lehnte es ab, und damit war es überhaupt von Deutschlands Bühnen verbannt, denn Wien freute sich einzig noch etwelcher Unabhängigkeit von französischem Machtgebot.

Um diese Zeit, als der unausweichlich gewordene Krieg zwischen Frankreich und Österreich auszubrechen begann, schrieb Kleist zornerfüllte Zeit- und Streitgedichte: Kriegslied der Deutschen, An Kaiser Franz, An Erzherzog Karl, Germania an ihre Kinder. Letzteres wurde, teils auf Pfuels Veranlassung, als fliegendes Blatt gedruckt und scheint starke Verbreitung gefunden zu haben. Der Dichter trug sich auch mit

*) Collin, der Dichter des Regulus, Coriolan 2c., seit 1809 Hofrat bei der geh. Kredit-Kommission, in jener Epoche der gefährlichen Krisen die rechte Hand des österreichischen Finanzministers O'Donnel.

dem Gedanken, eine „größere Sammlung" seiner patriotischen Lieder herauszugeben und schrieb an Collin, dem er einige davon zu schneller Veröffentlichung zusandte: „Ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie, vom Harz herab, den Deutschen absingen."*)

Sobald der Krieg proklamiert war, stob der Dresdener Freundeskreis aus einander. Adam Müller, der herzoglich weimarscher Hofrat geworden, ging nach Berlin, um dort womöglich in Staatsdienst zu treten; Gentz reiste nach Wien; Rühle und Pfuel zogen auf den Kriegsschauplatz. Kleist, der im Oktober 1808 den Besuch Ulrikens empfangen, und im November in der Scheidungssache der Frau von Haza, einer „liebenswürdigen und vortrefflichen Dame", auf das Gut ihres Gemahls nach Lewitz (Posen) gereist war, wollte nunmehr der österreichischen Gesandtschaft nach Wien folgen. Indessen wünschte er, vorher Ulrike noch einmal zu sehen, auch von einer kleinen Erbschaft, die er gemacht — Tante Massow war eben gestorben — einiges Geld im voraus zu empfangen, und so kam es unweit von Dresden zu einer Zusammenkunft der Geschwister. Als er dann zurückkehrte, war Baron Buol schon fort, und Kleist mußte sich nach einer andern Genossenschaft umsehen. Durch einen Zufall fand er sich mit Friedrich Dahlmann zusammen, der damals, als vierundzwanzigjähriger Jüngling, einsam und zwecklos in der Pirnaer Vorstadt hauste, wo auch Kleist wohnte. Noch am ersten Tage ihrer Bekanntschaft beschlossen sie, mit einander zu Fuß nach Österreich zu wandern; denn da einmal der sächsische Hof sich der schlechten Sache anschließe, so sei es besser, die Zukunft in Österreich abzuwarten. Kleist besorgte einen Paß, der auf die Freunde gemeinsam lautete und sie wie ein Paar Eheleute an einander band. Auf dieser mehrtägigen Wanderung über Teplitz durchdrangen sie einander und sahen sich schnell durch die herzlichste Sympathie vereinigt, die so weit ging, daß Kleist seine alte Scheu ganz fallen ließ und Dahlmann seine Dichtungen z. B. die Hermannsschlacht mitteilte. In Prag wurde er durch den Baron Buol in die einflußreichsten Kreise eingeführt, namentlich ins Haus des Stadthauptmannes Grafen Kolowrat.**) Kleist verweilte in dieser Stadt, bis die Sieger von Regensburg mit überraschender Schnelligkeit vordrangen. Dann beschloß er, mit Dahlmann nach Wien zu reisen. In Znaym kamen die Freunde mit dem preußischen Obristen v. Knesebeck, der hernach zu den höchsten militärischen Würden stieg, und, wie es scheint, auch mit Pfuel zusammen. Knesebeck war damals mit geheimen Unterhandlungen seines Hofes betraut, die durch den Erzherzog Karl von Österreich gingen, aber von Anfang her keinen Erfolg versprachen. Die Nichtösterreicher fanden sich hier leicht zusammen und frühstückten ziemlich zahlreich mit einander. Kleist

*) Otto Brahm, Heinrich von Kleist. Berlin 1884. S. 308.

**) Franz Anton Graf v. Kolowrat-Liebsteinski, k. k. Gubernialrat und Stadthauptmann (Polizeidirektor) in Prag, später Staats- und Konferenzminister in Wien.

wollte auf eigene Faust der vaterländischen Sache dienen, indem er während der ganzen Expedition an seine Freunde Berichte, Proklamationen u. s. w. übermittelte.*) Nebenbei trieb er eifrig das damals neue und beliebte Kriegsspiel und ärgerte damit Knesebeck, der nichts davon hielt. Dieser wäre auch beinahe aus Versehen von einem Offizier, welcher mit geladenen Pistolen spielte, die Kleist überflüssigerweise geladen hatte, erschossen worden. In Stockerau wurden Kleist und Dahlmann am 21. Mai durch den Kanonendonner von Aspern aus ihrem Spiele aufgeschreckt. Am 25. gingen sie auf das Schlachtfeld: „um Alles zu betrachten und uns von dem Gang der Ereignisse zu unterrichten". Hier liefen sie Gefahr, von den Österreichern als französische Spione behandelt zu werden. Kleist glaubte sich zu legitimieren, indem er seine Gedichte hervorzog und namentlich das an Kaiser Franz einigen Offizieren reichte, machte aber die Sache nur schlimmer, denn als diese hinter seinen Namen kamen, warfen sie ihm geradezu die Übergabe von Magdeburg durch seine Verwandten vor. Erst in Neustädl, im Hauptquartier des Marschalls Grafen Hiller, erlangten sie ihre Freiheit wieder, mußten aber noch am selben Abend, todmüde wie sie waren, ihr nächtliches Unterkommen eine gute Strecke weiter im Dorfe Kageran suchen. Daraus entstand ohne Zweifel das Gerücht, Kleist sei während des Treffens bei Aspern mit einem österreichischen Stabsoffizier in Streit geraten, welcher ihn für einen französischen Spion hielt.**) Vielleicht ist die weitere Behauptung richtiger, daß Kleist mit vorschneller falscher Siegesbotschaft nach Prag zurückgeeilt sei. Sicher ist, daß er hier mit Dahlmann am 31. Mai eintraf. Jetzt verfaßte er mehrere politische Aufsätze, die er beim Grafen Kolowrat vorlas; sie machten Eindruck, und man ergriff die Idee, ein patriotisches Wochenblatt unter dem Titel „Germania" zustande zu bringen. Kleist, der in ihm seine nationalen Ideen zu verbreiten hoffte und hier immer und immer wieder auf die Notwendigkeit eines Kampfes bis aufs Messer gegen die Franzosen hinweisen und das Volk zum heiligsten Zorn gegen die Fremdherrschaft entflammen wollte, sollte gemeinschaftlich mit Dahlmann die Redaktion übernehmen. Diese politische Wochenschrift nahm schon seine ganze Zeit in Anspruch. Bereits suchte er bedeutende Mitarbeiter zu gewinnen, z. B. Friedrich von Schlegel, der eben kaiserlicher Hofsekretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl geworden war und als solcher durch energische Aufrufe auf die Erhebung des Volkes zu wirken suchte. In Kleists „Germania" sollte sich niemand nennen, weder Herausgeber noch Mitarbeiter, außer in Fällen, wo es ausdrücklich verlangt würde. Überhaupt wollte Kleist besonders den norddeutschen Schriftstellern Gelegenheit geben, das, was sie dem Volke zu sagen hatten, gefahrlos in

*) Vgl. Briefe XIV, XV.
**) Vgl. Bülow S. 57.

seine Blätter rücken zu lassen.*) Er selbst schrieb rastlos für das Blatt, als ob es schon da wäre. Zum voraus entwarf er die „Einleitung“, die den treuesten Sohn der Mark in seinem von kleinlichen Rücksichten und engherzigem Partikularismus freien, wahrhaft großdeutschen Gesinnung zeigt.

Alles schien dem Unternehmen günstig. Ein Gesuch Kleists und Dahlmanns um Bewilligung der Herausgabe war bereits bei der Regierung vorgelegt worden. Aber die Schlacht von Wagram entschied am 5. und 6. Juli den Krieg zu gunsten Napoleons und machte dem Plan ein Ende. „Noch niemals, meine theuerste Ulrike,“ schreibt Heinrich am 17. Juli (nachdem der Waffenstillstand bei Znaym abgeschlossen war), „noch niemals bin ich so erschüttert gewesen wie jetzt. Nicht sowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen — als darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben . . . So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht so viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung — sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.“ In diesen Tagen soll er den verzweifelten, schon früher geäußerten Entschluß gehegt haben, Napoleon zu ermorden.

Eines Tages, so erzählt Kleists redseliger Freund Friedrich Laun**), erhielt der Maler Hartmann in Dresden einen Brief von Kleist, worin ihn dieser unter Vorwänden ersuchte, ihm eine Quantität Arsenik zu besorgen und zuzusenden. Hartmann, der schon aus der Dresdener Zeit Kleists Brutusstimmungen kannte, geriet in tiefe Bestürzung, und antwortete mit einem langen Briefe, worin er dem Unglücklichen darzulegen suchte, daß er sich zur Durchführung dieser blutigen Rolle durchaus nicht eigne. Hierauf erwiderte ihm Kleist mit voller Aufrichtigkeit, bekämpfte Hartmanns Bedenken wegen des Erfolges und setzte hinzu, daß ein dritter nunmehr den Arsenik besorgen und an Hartmann zur Weiterbeförderung übersenden werde. Das Gift traf auch ein; Hartmann aber blieb bei seinem Entschluß und übergab die Sendung einer Dresdener Apotheke. Von dem wilden Vorhaben verlautete hierauf nichts mehr. Kleist scheint es bei wiederkehrender Besinnung, vielleicht auch auf die Kunde von dem mißlungenen Stapsischen Mordversuch (13. Okt. 1809) aufgegeben zu haben. Möglich, daß er damals eher wieder an Selbstmord dachte und den leichtgläubigen Hartmann bloß auf falsche Fährte locken wollte. Er war nämlich durch neue Schulden in verzweifelte Not geraten und mußte abermals Ulrikes Hilfe anrufen. Und nun warf ihn noch eine heftige Krankheit nieder. Dahlmann hatte ihn bereits verlassen; so lag er in Prag einsam, gebrochen und krank. Niemand wußte von ihm. Adam Müller erhielt sogar die Nachricht seines Todes.

*) Vgl. Briefe XV.
**) Memoiren, II 163 ff.

Im November — nach vier Monaten der Verschollenheit — finden wir ihn wieder in der Heimat: zunächst in Frankfurt an der Oder, wo er geschäftliche Angelegenheiten, seinen Anteil an dem Elternhause betreffend, ordnete, aber die Hoffnung, wegen Aufnahme des Geldes sich an die Schwester zu wenden, durch ihre Abreise nach Pommern vereitelt ward. Luise von Zenge sah ihn hier zum letztenmale wieder. Er war sehr verstimmt, und als die „goldene Schwester" den Verfasser eines Gedichtes, das er ihr citierte, nicht kannte, da jammerte er: „O mein Gott! warum mache ich denn Gedichte?" Bald trieb es ihn wieder fort. Er kündigte der Schwester brieflich an, daß er nach dem Österreichischen zurückgehe. Abermals blieb er monatelang verschollen. In diese Zeit fällt ein Brief an Collin aus Gotha.*) Am 12. Januar 1810 befindet sich Kleist „auf der Durchreise nach Berlin" in Frankfurt am Main von wo er die Handschrift des „Käthchens" an Cotta sendet. Zu welchem Zweck er mitten im Winter diese Reisen unternommen, ist dunkel. Wir wissen nur, daß er Anfangs März längst wieder in Berlin war und daß mittlerweile der Prinz von Homburg entstand.

In Berlin, das jetzt nach dem Abzug der französischen Besatzung und der Heimkehr des Königspaares wiederaufzuleben begann, blühten auch Kleists Pläne und Hoffnungen aufs neue. Er durfte auf die hilfreiche Huld seiner Gönnerin, der Königin, rechnen, und seine Familie hatte durch Empfehlungen in ihm die Hoffnung geweckt, sich mit der Dichtung eines vaterländischen Schauspiels eine öffentliche Unterstützung oder gar eine Hofcharge zu verdienen. Der „Prinz von Homburg", der im März 1810 vollendet war, sollte der Königin überreicht werden und auf dem Privattheater des Fürsten Anton Radziwill**), dann auf der Nationalbühne zur Aufführung kommen. Auch die gesellschaftlichen Verbindungen fehlten nicht. Kleist hatte Adam Müller wieder gefunden, der Vorlesungen über Friedrich den Großen hielt und sich umsonst um eine Staatsanstellung bewarb, und mit Arnim und dem Kritiker Friedrich Schulz (1769—1845), dem „cynischen Bruder Sonderling", aufs neue angeknüpft. Bald darauf sah ihn Clemens Brentano und schildert den „für tot gehaltenen Phöbus-Kleist" gegen Görres als einen sanften ernsten Mann von zweiunddreißig Jahren: „ohngefähr von meiner Statur; er war Offizier,

*) Bisher ungedruckt, im Besitze von W. v. Maltzahn.

**) Der Fürst (gest. 1833), Statthalter des Großherzogtums Posen, heiratete 1796 die Prinzessin Friederike Dorothea Philippine Luise von Preußen (gest. 1836), die Tochter des Prinzen August Ferdinand. Lange Jahre, während der fürstliche Statthalter in Berlin wohnte, war das Palais — Wilhelmstraße 77, seit 1875 Wohnung des Reichskanzlers — ein Vereinigungspunkt für die Pflege der Musik. Selbst ein ausgezeichneter Künstler auf dem Violoncell, hatte der Fürst sich durch seine Kompositionen zu Goethes Faust einen hervorragenden Platz unter den musikalischen Größen Berlins erworben. Den musikalischen und dramatischen Aufführungen wohnte fast immer der ganze Hof bei. Ob Kleists „Prinz von Homburg" hier wirklich zur Darstellung kam, ist schwerlich mehr zu konstatieren. Das fürstliche Paar verband auch eine intime Freundschaft mit dem hessen-homburgischen Hause, und es ist wahrscheinlich, daß Kleist dadurch veranlaßt wurde, sein Drama der Prinzeß Wilhelm zu widmen.

kann aber das Dichten nicht lassen, und ist dabei arm".*) Ferner verkehrte Kleist wieder sehr freundschaftlich bei dem Minister Altenstein, beim Geh. Staatsrat Stägemann, in dessen Hause er u. a. die „Penthesilea" und den „Prinzen von Homburg" vorlas, und in der Familie seines Verlegers Georg Andreas Reimer.**) Abermals schlägt er der Schwester, und wiederum vergeblich, nicht gerade ein Zusammenwohnen, sondern einen unabhängigen Aufenthalt in seiner Nähe vor, wozu ihn Hauptmann von Gleißenberg***), ein Schwiegersohn von Schwager Pannwitz, seine Wohnung angeboten habe. „Das aber weiß ich", schreibt er ihr, „daß Du mir von großem Nutzen sein könntest. Denn wie manches könntest Du, bei den Altenstein'schen Damen, zur Sprache bringen, was mir, dem Minister zu sagen, schwer, ja unmöglich fällt ... Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt hat; ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein." Auch bei seiner alten Freundin Rahel verkehrte Kleist wieder. Sie schrieb am 5. Mai 1810 an Varnhagen: „Adam Müllers Kleist sehe ich jetzt. Ich liebe ihn und was er macht. Er ist wahr und sieht wahr."†) Durch Rahel war Kleist auch mit ihrem Bruder, dem Schriftsteller Ludwig Robert, bekannt geworden, und dieser brachte ihn wieder mit Fouqué zusammen.††) Letzterer empfing im Herbst eines Tages durch Robert ein Schreiben Kleists, im wesentlichen des Inhalts: „Wir sind nun wohl als Dichter mündig geworden und der Schule ledig. Es wäre darum an der Zeit, daß wir einander auch in dieser Hinsicht die Hände böten zum heitern Bunde und Verkehr." Mit hoher Freude, berichtet der ritterliche, edle Fouqué, sei er auf dieses Anerbieten eingegangen, und ein freundschaftlicher und herzlicher Verkehr entwickelte sich von da an zwischen den beiden Dichtern.

Am 19. Juli starb die Königin Luise. Während der fingerfertige Müller sofort eine phrasenhafte Flugschrift: „Zum Gedächtniß der verewigten Königin von Preußen" veröffentlichte und Arnim und Brentano sie besangen, schwieg der gewiß tief erschütterte Kleist, der in ihr seine „unvergeßliche Wohlthäterin" verlor.†††) Der Prinz von Homburg, den

*) Görres, Gesammelte Briefe, II 79.

**) Georg Andreas Reimer (gest. 1842) kaufte 1800 die Realschulbuchhandlung und änderte erst 1819 die Firma in: Georg Reimer. Er hat zu Lebzeiten des Dichters 1810 das „Käthchen von Heilbronn" und die „Erzählungen", 1811 den „Zerbrochnen Krug" und den zweiten Teil der Erzählungen in Verlag genommen. Vgl. Briefe XXII, XXIII.

***) Dieser ausgezeichnete Offizier, dem Kleist, gleich Rühle, seine eben vollendeten Schriften zu senden pflegte, fiel als Oberstlieutenant in der Schlacht bei Leipzig. Vgl. Koberstein 13, 89, 152. Briefe V.

†) Vgl. Briefwechsel zwischen Rahel und Varnhagen, 1874, II 65, 76, 113, 115.

††) Und zwar an der Stelle am Wannsee, wo Kleist später aus dem Leben schied. Vgl. Fouqués Lebensgeschichte 292 f.

†††) Die „Abendblätter" enthielten am 22. Dez. 1811 einen Artikel von Brentano: „Zum Tod der Königin Luise" und am 24. ein „Schreiben aus Berlin" über die Beisetzung der Leiche der Königin in Charlottenburg, offenbar nicht aus Kleists Feder.

er jetzt der Prinzeß Wilhelm von Preußen, einer geborenen Homburgerin, widmete, mißfiel wegen seiner den Soldatenstolz beleidigenden Todesfurcht-Scene schon bei der Lektüre allgemein, besonders dem Bruder der Königin, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, und scheint auch beim Prinzen Radziwill nicht aufgeführt worden zu sein. Ein Band Erzählungen (Michael Kohlhaas, Die Marquise von O . . ., Das Erdbeben von Chili), der in diesem Sommer erschien, ging ebenfalls unbemerkt vorüber. Das Käthchen von Heilbronn veranlaßte seinen Bruch mit Iffland, dem Leiter des Nationaltheaters. Kleist hatte durch seinen Freund Major von Schenk dieses Stück an dieser Bühne übergeben lassen, und eine Freundin, Frau von Berg, hatte es übernommen, den Direktor in einer „ausführlichen" Rücksprache persönlich für den Dichter zu interessieren. Aber Iffland erwiderte „nach seiner Überzeugung und den Pflichten seiner Stelle", daß er „die bedeutenden dramatischen Anlagen ehre, welche diese Arbeit darthue, daß aber das Stück in der Weise und Zusammenfügung wie auf der Bühne sich nicht halten könne". Bald darauf kam von Wien die Nachricht, daß das Stück auf dem Theater an der Wien — am 17., 18. und 19. März*) — aufgeführt worden sei, aber nicht recht eingeschlagen habe. Es ist möglich, daß Kleist infolge dessen einige Änderungen an seinem Manuskripte vornahm; sicher ist, daß er das Stück dem Hofrat Römer übergab, um es zum zweitenmale Iffland einzureichen, aber die Übergabe unterblieb, weil Iffland versicherte, daß er es nicht gleich wieder würde lesen können. Hierauf forderte Kleist das Stück zurück, und Iffland ersuchte den Vermittler, „Herrn von Kleist mündlich zu sagen, daß das Stück, dessen poetisches Verdienst er erkenne, ohne gänzliche Umarbeitung auf der Bühne sich ohnmöglich halten könne". Kleist wurde falsch berichtet oder mißverstand in seiner gereizten Stimmung die Meldung, und setzte sofort am 10. August ein äußerst beleidigendes Billet an Iffland auf. „Ew. Wohlgeboren," schreibt der jähzornige Poet, „haben mir, durch Herrn Hofrath Römer, das auf dem Wiener Theater, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten**), zur Aufführung gebrachte Stück, das Käthchen von Heilbronn, mit der Aeußerung zurückgeben lassen: es gefiele Ihnen nicht. Es thut mir leid, die

*) Die erste Darstellerin des Käthchen Christiane Dorothea Pedrillo geb. Eigensatz war ein Liebling des Wiener und Berliner Publikums und glänzte als Schauspielerin wie als Sängerin. Christel Eigensatz wird in Gentz' Tagebüchern (I 34) und Schriften (I 104, 109, 250) als dessen Geliebte genannt.

**) Die Vermählung der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon fand eine Woche früher, am 10. März statt, und deren Abreise von Wien erfolgte schon am 13. desselben Monats. Übrigens erschien das Stück in Wien in einer Bearbeitung von Kleists Freund Collin. Wir erfahren dies erst aus einem durch uns aufgefundenen Briefe Kleists an Collin v. 8. Dez. 1808: „Das Käthchen von Heilbronn, das, wie ich selbst einsehe, nothwendig verkürzt werden muß, konnte unter keine Hände fallen, denen ich dies Geschäft lieber anvertraute, als den Ihrigen. Verfahren Sie ganz damit, wie es der Zweck Ihrer Bühne erheischt. Auch die Berliner Bühne, die es aufführt, verkürzt es; und ich selbst werde vielleicht noch, für andere Bühnen, ein Gleiches damit vornehmen." Mit dem nämlichen Briefe bat Kleist den Freund, für ihn das Honorar von 300 Gulden für das „Käthchen" bei der K. K. Theaterkasse einzuziehen. Vgl. Briefe XII.

Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde er Ew. Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben.“ Also abermals, wie Goethe gegenüber, verschmähte der leidenschaftliche Dichter selbst nicht den gemeinsten Klatsch, um die vermeinte Beleidigung zu rächen. Iffland, von den Anstrengungen der letzten Jahre körperlich und geistig geknickt und überhaupt eine wenig männliche Natur, antwortete demütig, er sei „als Direktionsführer“ verpflichtet, die Meldung Römers richtig zu stellen, denn er habe keineswegs ihm sagen lassen, das Stück gefiele ihm nicht. „Damit würde ich,“ bemerkt Iffland, „eine Gemeinheit begangen haben, die ich nicht erwiedere, auch wenn solche gegen mich gebraucht werden sollte. Ihr Schreiben an mich werde ich der Frau von Berg selbst vorlegen, um damit die Aufträge zu erledigen, welche sie mir in Beziehung auf Sie ertheilen zu wollen die Ehre erwiesen.“ Damit war die Sache abgethan. Kleist war für die erste Bühne seines Vaterlandes unmöglich geworden. Er scheint auch gar nicht den unnützen Versuch gemacht zu haben, den ohnehin in höheren Kreisen mißliebigen „Prinzen von Homburg“ auf das Nationaltheater zu bringen.*)

In diese Zeit muß auch Kleists Bekanntschaft mit der Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz fallen. Kleist war bei einem Berliner Mäcen, dessen Reichtum im umgekehrten Verhältnis zu seiner Bildung stand, zu Tische geladen. Als besondere Aufmerksamkeit war ihm die Hendel, die durch ihre pantomimischen Darstellungen damals ganz Berlin bezauberte, als Tischnachbarin zugeteilt worden. Der Banquier hatte sich dem Künstlerpaare gegenübergesetzt, damit ihm ja kein Wort der bevorstehenden interessanten Unterhaltung entginge. Frau Hendel-Schütz, eine schöne, üppige Gestalt, deren Reize noch durch ein phantastisches, durchsichtiges Gewand gehoben wurden, begann mit dem schüchternen, gesellschaftlich schwerfälligen Poeten eine genial-ungenierte Unterhaltung von dem Orden der Dichter und Dichterinnen, der mit allem, was Theater heißt, eng zusammenhinge, von den geheimen Erkennungswörtern desselben, von dem magischen Bande, das die verschwisterten Seelen hoch über Menschensatzung, Vorurteile und konventionelle Formen hinauszuheben imstande sei u. s. w. Dem guten Kleist, der zu dieser Verbrüderung nicht zu gehören glaubte, von Natur wortkarg und scheu, war diese Unterhaltung im höchsten Grade zuwider, er schwieg beharrlich und beschäftigte sich mehr mit der leiblichen Nahrung des Gastgebers, als mit der geistigen seiner Tischnachbarin. Die feurige Künstlerin ließ aber mit ihren Deklamationen nicht nach und bestand darauf, sie wolle ihm heute noch als neuaufgenommenem Dichterbruder die Weihe geben, wozu sie durch das Statut ermächtigt sei, und lud ihn zum Abend zu sich zu Gaste. Kleist wurde ob dieser Zudringlichkeit ganz starr, und ohne ein

*) Vgl. J. V. Teichmanns Litterarischer Nachlaß herausgegeben von Fr. Dingelstedt, Stuttgart 1863, S. 273 f. Beide Briefe haben schon Bülow (59) vorgelegen, der die Sache obenhin erwähnt.

Wort zu sagen, mit dem Taschentuche die in seinem Gesichte auflodernde Glut verbergend, stand er auf und rannte ohne Hut spornstreichs die Treppe hinunter und zu seinem Freunde Kriegsrat Peguilhen, dem er das Abenteuer in unglaublicher Exaltation vortrug.*)

Ein anderes komisches Begebnis aus dieser Zeit erzählt die Rahel 1819**): „Vor vielen Jahren war ich einmal mit der Generalin Helwig [Amalie von Imhoff] und ihren beiden Schwestern bei Mad. Sander, wo sie mich wollte kennen lernen; ich hatte aber damals schon den Namen Robert, und so meinte sie, ich sei's nicht; ich, die dies nicht wußte, trat nicht vor und mußte den ganzen Abend nur! mit Heinrich Kleist und Adam Müller sprechen; weil Achim Arnim und Clemens Brentano in schwarzen Theekleidern und Bestrumpfung aus Respect vor der interessanten vornehmen Dame rempart spielten, und niemand in der Hitze heranließen. Kleist, mit straßenbeschädigten Stiefeln und ich lachten heimlich in einem Winkel und amüsirten uns mit uns selbst. Ich erfuhr erst nachher die bévue und die verfehlte Bekanntschaft: Frau von Helwig konnte es gar nicht vergessen mit den Namen! Sie wußte nur von hoch-, ich aber von falschgeboren."

Jetzt griff Kleist nochmals zu der Idee, eine politische Zeitschrift zu gründen. Es war die denkbar ungünstigste Zeit dafür. Obwohl die französischen Truppen bereits im Dezember 1808 die preußische Hauptstadt verlassen hatten, so blieb doch die Scheu, das Mißtrauen der französischen Regierung wachzurufen, in den maßgebenden Kreisen so groß, daß jede öffentliche Äußerung auf das ängstlichste überwacht und namentlich die Tagespresse der strengsten Censur unterstellt wurde. Am 1. August 1809 übernahm der Kriegsrat Himly das Censoramt und unterdrückte mit wahrhaft drakonischer Strenge jede Äußerung, die auch nur entfernt das Mißfallen der allmächtigen französischen Regierung erregen konnte. Kleist selbst hatte in dieser Richtung bereits früher eine böse Erfahrung gemacht. Als die Rückkehr des Königs nach Berlin angenommenermaßen bald nach dem Abzuge der französischen Besatzung erfolgen sollte, da wünschte Kleist sein im Frühjahr 1809 zur Feier dieses Ereignisses gedichtetes Begrüßungspoem bei dem Hofbuchdrucker Decker in einem Separatabdruck erscheinen zu lassen, aber der Polizeipräsident Gruner verweigerte das Imprimatur.***)

*) Aus: Gubitz, Berühmte Schriftsteller der Deutschen, 1854; der Aufsatz ist von Peguilhen. In einer vergessenen Broschüre „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Frauen Henriette Hendel gebornen Schütz" (1815) findet sich eine Eintragung Kleist: die 3. Strophe von Schlegels „Arion" ins Persönliche gewendet und die Stellen, in denen von dem Ruhme des Dichters gesprochen wird, dahin abgeändert, daß der Ruhm der Künstlerin gepriesen wird. Übrigens scheint sich Kleist mit der „antikplastischen Madame Eunike-Mayer-Hendel-Schütz geb. Schüler" wieder befreundet zu haben, denn sie mimte später auch einmal die Penthesilea und ward vom Berliner Klatsch als eine von denen bezeichnet, die Kleist geliebt haben soll.

**) In ihrem Briefe an G. v. Brinckmann 30. Nov. 1819, Rahel II 611.

***) Vgl. Einleitung zu den Gedichten. Auch Adam Müller hatte die Rückkehr des Königs zu einer Gelegenheitsschrift begeistert, von der Gentz viel Gutes zu sagen wußte. Vgl. Dorows Denkwürdigkeiten III 39.

Unter diesen schlimmen Aussichten traten am 1. Oktober 1810 die „Berliner Abendblätter“ ins Leben*). Welch ein Unterschied zwischen dem sieghaft auftretenden „Phöbus“ und diesem Erzeugnis der Not! Jener erschien einst in Quart, auf feinstem Büttenpapier, mit großen Antiqualettern gedruckt und mit Kupfertafeln geschmückt, — diese im allerkleinsten Oktav, vier Seiten enthaltend, auf grauem Löschpapier, durch Druckfehler entstellt, mit stumpfen Typen, die unter Anwendung aller raumsparenden Kniffe bis zum augenmörderischsten Petit hinabstiegen. Da die Gründung einer neuen rein politischen Zeitung zweifellos bei der Regierung auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen wäre, so kündigte Kleist — ohne zunächst seinen Namen zu nennen — sein Journal als ein Unterhaltungsblatt an, mit der Absicht, in derselben Weise wie der „Freimütige“ und der „Hausfreund“, nebenbei auch politische Artikel aufzunehmen. Er gewann dadurch den Vorteil, daß sein Journal nicht von dem Kriegsrat Himly, sondern dem ihm persönlich wohlwollenden Polizeipräsidenten Gruner censiert wurde. Anfänglich ging alles gut. Kleist trat äußerst vorsichtig auf. In der Einleitung kleidete er sein Programm in ein Gebet des Zoroaster, das als Übersetzung „aus einer indischen Handschrift, von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefunden“ dem Leser vorgestellt wurde. Der Krieg in Spanien, die Operationen vor Lissabon finden kurze Erwähnung im Depeschenstil. Diese Bulletins sind alle von mimosenhafter Vorsicht, fast franzosenfreundlich. Napoleon wird stets Se. kaiserl. Majestät genannt, von den „siegreichen Kaiserl. französischen Waffen“ wird immer das Angenehmste gemeldet. Einmal heißt es: „Die französischen Armeen von Andalusien, Granada und Murcia befinden sich, Gott Lob! in dem besten Gesundheitszustande.“ Wie muß dies „Gott Lob!“ den patriotischen Redacteur geschmerzt haben! Ein Bulletin aus Burgos sagt: „Die Franzosen führen überall Ordnung und gute Polizei ein. Wir leben unter dem Schutze der Französischen Truppen wieder auf.“ Auch ein franzosenfreundliches Bulletin aus Hamburg muß Aufnahme finden: „Die Treulosigkeit der Engländer gegen den Souverän der dänischen Nation, der Brand von Copenhagen, der in vollstem Frieden erfolgte und der nicht weniger treulose Raub der dänischen Kriegsschiffe, sind dem Gedächtnisse dieser Seeleute von allen Graden eingeprägt.“ Erst am 22. Oktober tritt Kleist mit einer redaktionellen Erklärung aus der Anonymität heraus. Übrigens ist das Blättchen mehr

*) Die Vossische Zeitung v. 25. Sept. 1810 brachte folgende Ankündigung:

Berliner Abendblätter.

Unter diesem Titel wird sich mit dem 1ten Octbr. d. J. ein Blatt in Berlin zu entabliren suchen, welches das Publicum, insofern dergleichen überhaupt ausführbar ist, auf eine vernünftige Art unterhält. Rücksichten, die zu weitläuftig sind, auseinander zu legen, mißrathen uns eine Anzeige umständlicherer Art. Dem Schluß des Jahrgangs wird ein weitläuftiger Plan des Werks angehängt werden, wo man alsdann zugleich im Stande sein wird, zu beurtheilen, in wie fern demselben eine Genüge geschehen ist. Berlin, den 25sten Septbr. 1810. Die Redaction der Abendblätter.

mit der Schere als mit der Feder redigiert und für uns einzig deshalb von Wert, weil es eine Reihe von Novellen, Abhandlungen, Anekdoten, Gedichten und viel redaktionelles Füllwerk aus Kleists Feder enthält und den Dichter als Journalisten zeigt.*) Hier veröffentlicht Kleist zuerst u. a. die „Ode auf den Wiedereinzug des Königs“, dann seine Ansichten über Aëronautik und andere Projekte, seine Geschichten und Abhandlungen: Die heilige Cäcilie, Das Bettelweib von Locarno, Über das Marionettentheater, Allerneuester Erziehungsplan und eine große Anzahl von Anekdoten. Interessant sind namentlich die politischen Aufsätze, zum Teil wahre journalistische Musterstücke. Überall finden wir das Ringen eines stahlharten und grübelnden Verstandes mit einem weichen, in süßen und zarten Bildern schwelgenden Gefühl, eine männliche, stürmische und doch wieder mit ihrem eigenen Feuer spielende, wie in Zerstreuung innehaltende und im Einzelnen verweilende Leidenschaft, einen seltsam fesselnden Wechsel zwischen Satire und Pathos, lyrischer Erregung und starr verständiger Auseinandersetzung. Aber in den elenden „Abendblättern“ fanden sie zwischen Nachdruckartikeln, Polizeinachrichten und anderen Unglücksfällen ihr Publikum nicht.

Kleist war kein guter Redacteur, so überaus fleißig er auch für sein Blatt arbeitete. Er trieb den Beruf nur widerwillig, nur für das tägliche Brot. Seine Seele weilte nicht in der elenden journalistischen Tretmühle, sondern auf freieren Höhen. Pegasus im Joche. Aber in der Tasche trug er den „Prinzen von Homburg“ und Novellenmanuskripte, die viel zu gut für das allabendliche Löschpapier und sein nach Polizeinachrichten dürstendes Publikum waren. Ebenso wenig wie den „Phöbus“ vermochte er die „Abendblätter“ zu einem interessanten Journal zu machen. Freilich lagen hier die Verhältnisse viel weniger günstig. Das Blatt sollte den Verleger wenig oder gar nichts kosten; Papier, Druck, Format, Inhalt waren auf die äußerste Billigkeit angelegt. Honorare scheinen keine gezahlt worden zu sein, nur Fr. Schulz, der Theaterreferent, wird einmal gebeten, das Honorar, mit welchem Kleist ihm verhaftet sein soll, anzugeben.**) Dabei wurde der Herausgeber von seinen Freunden schlecht unterstützt. Sie betrachteten das Blatt als einen Papierkorb für leichte Gedankenspähne und flüchtige Erzeugnisse. Müller verfolgte dabei seine Privatzwecke, Fouqué schrieb immer frommer, Arnim stets kindlicher und Brentano langatmiger als je. Einmal lieferten die beiden letzteren einen breiten, anscheinend dialogisierten Aufsatz über ein eben ausgestelltes Gemälde, den Kleist ohne tüchtige Striche nicht unterzubringen wußte. Dies erzürnte zumal Brentano so sehr, daß Kleist förmlich um Verzeihung bitten und eine öffentliche Erklärung abgeben mußte.***) Bald entstanden

*) Eine eingehende Darstellung des Inhalts der „Berliner Abendblätter“ in unseren „Nachträgen“ (Gegenwart 1883, II, 183 ff.).

**) Vgl. Briefe XXI.

***) Vgl. Briefe XVII.

Berliner Abendblätter.

19tes Blatt. Den 22ten October 1810.

Erklärung.

S. Voß. Zeitung, den 25. Sept. 1810.

Mancherlei Rücksichten bestimmen mich, mit diesem Blatt, welches sich nunmehr etablirt hat, aus der Masse anonymer Institute herauszutreten. Demnach bleibt der Zweck desselben zwar, in der ersten Instanz, Unterhaltung aller Stände des Volks; in der zweiten aber ist er, nach allen erdenklichen Richtungen, Beförderung der Nationalsache überhaupt: und mit meinem verbindlichsten Dank an den unbekannten Herrn Mitarbeiter, der, in dem nächstfolgenden Aufsatz, zuerst ein gründliches Gespräch darüber eingieng, unterschreibe ich mich,

der Herausgeber der Abendblätter,
Heinrich von Kleist.

Christian Jacob Kraus.

Antwort auf den Aufsatz im Abendblatt Nr. 11. Vom 12. Oct. 1810.

Das Hauptverdienst des zu früh verstorbenen Professor Kraus besteht allerdings darin, daß er die Lehre Adam Smiths für den Preuß. Staat gleichsam lebendig gemacht, und kräftig mitgewirkt hat, ihr bei den Verwaltungs-Behörden Eingang zu verschaffen. Eine eigne staatswirthschaftliche Theorie hat er nicht aufgestellt, und nicht aufstellen wollen, weil ihm die Smithsche genügte, und es auch schwerlich eine praktische Aufgabe giebt, welche sich durch sie nicht befriedigend lösen ließe. Wenn alle diejenigen, welche nichts neues und originelles zu Tage bringen, unfruchtbare Köpfe sind, so war es allerdings auch Kraus. Aber ist eine solche Unfruchtbarkeit nicht mehr werth, als eine übelgerichtete Fruchtbarkeit, die nach Neuheit strebt, bloß — um neu zu sein; die darin allein einen Ruhm setzt, und diesem Ruhme alles opfert, selbst das Heil des Vaterlandes, das durch Eintracht am Ende doch wohl mehr, als durch Gegensätze, gewinnen dürfte?

[19]

Faksimile einer Titelseite der Kleistschen Abendblätter.

Brief eines Mahlers an seinen Sohn.

Mein lieber Sohn,

Du schreibst mir, daß du eine Madonna mahlst, und daß dein Gefühl dir, für die Vollendung dieses Werks, so unrein und körperlich dünkt, daß du jedesmal, bevor du zum Pinsel greifst, das Abendmahl nehmen mögtest, um es zu heiligen. Laß dir von deinem alten Vater sagen, daß dies eine falsche, dir von der Schule, aus der du herstammst, anklebende Begeisterung ist, und daß es, nach Anleitung unserer würdigen alten Meister, mit einer gemeinen, aber übrigens rechtschaffenen Lust an dem Spiel, deine Einbildungen auf die Leinewand zu bringen, völlig abgemacht ist. Die Welt ist eine wunderliche Einrichtung; und die göttlichsten Wirkungen, mein lieber Sohn, gehen aus den niedrigsten und unscheinbarsten Ursachen hervor. Der Mensch, um dir ein Beispiel zu geben, das in die Augen springt, gewiß, er ist ein erhabenes Geschöpf; und gleichwohl, in dem Augenblick, da man ihn macht, ist es nicht nöthig, daß man dies, mit vieler Heiligkeit, bedenke. Ja, derjenige, der das Abendmahl darauf nähme, und mit dem bloßen Vorsatz ans Werk gienge, seinen Begriff davon in der Sinnenwelt zu construiren, würde ohnfehlbar ein ärmliches und gebrechliches Wesen hervorbringen; dagegen derjenige, der, in einer heitern Sommernacht, ein Mädchen, ohne weiteren Gedanken, küßt, zweifelsohne einen Jungen zur Welt bringt, der nachher, auf rüstige Weise, zwischen Erde und Himmel herumklettert, und den Philosophen zu schaffen giebt. Und hiermit Gott befohlen.

y.

Polizeiliche Tages-Mittheilungen.

Die nach den vorgestrigen polizeilichen Mittheilungen verfolgte Frauensperson, auf welche der Verdacht, der einem Kaufmann aus Sträßburg gestohlenen 400 Stück Frd'ors gefallen, ist von einem hiesigen Polizei-Kommissarius in Potsdam verhaftet, und hat derselbe noch 300 Stück Frd'ors baar bei ihr vorgefunden.

Der durch einen hiesigen Polizei- und einen Kriminal-Offizianten hergesandte Unterofficier ist vom Inquisiten Horst als ein Mitglied der Brandstifter-Bande rekognoszirt.

Erklärung. Der Aufsatz Hrn. L. A. v. A. und Hrn. C. B. über Hrn. Friedrichs Seelandschaft (S. 12te Blatt.) war ursprünglich dramatisch abgefaßt; der Raum dieser Blätter erforderte aber eine Abkürzung, zu welcher Freiheit ich von Hrn. A. v. A freundschaftlich berechtigt war. Gleichwohl hat dieser Aufsatz dadurch, daß er nunmehr ein bestimmtes Urtheil ausspricht, seinen Charakter dergestalt verändert, daß ich, zur Steuer der Wahrheit, falls sich dessen jemand noch erinnern sollte, erklären muß: nur der Buchstabe desselben gehört den genannten beiden Hrn.; der Geist aber, und die Verantwortlichkeit dafür, so wie er jetzt abgefaßt ist, mir. H. v. K.

Faksimile einer Seite der Kleistschen Abendblätter.

auch Mißhelligkeiten mit dem Buchhändler J. E. Hitzig, so daß Kleist schon am 23. Dezember einen neuen Verleger suchen mußte.*)

Kleist kam endlich mit der Behörde in Konflikt.**) Adam Müller hatte das ohnehin gefährdete Unternehmen seines Freundes benutzt, um die unwürdigste Partei- und persönliche Politik zu treiben. Er hatte sich mit dem Geschichtsschreiber Friedrich von Raumer, der jetzt in einer besonderen Vertrauensstellung um den Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg thätig war und vom Volke der „kleine Staatskanzler" genannt wurde, überworfen, weil dieser angeblich seine Prätensionen, die Stelle eines Staatsrats oder gar eines Kanzlers der Universität Frankfurt zu erhalten, bekämpft hatte. Um sich nun an der Regierung zu rächen, schlug sich Müller auf einmal zur feudalen Partei und ward der Ratgeber und Schriftsteller jener Ultra-Aristokraten, die allen Veränderungen und Verbesserungen, der ganzen Reform des preußischen Staates widersprachen.***) Müller, der trotz seiner offenen Opposition nicht aufhörte, den Fortbezug des ihm vom Staatskanzler ausgesetzten Wartegeldes nachzusuchen, fand bei den „Abendblättern" ein erwünschtes Terrain für seine Intriguen. Bereits hatte eine Notiz der „Abendblätter" vom 3. November, betreffend ein Gefecht der Franzosen in Portugal, das Mißfallen des Ministers Grafen von der Goltz erregt. Durch die Vermittelung des Kriegsrats Himly, der die seiner Kontrolle sich entziehenden „gemischten" Zeitungen stets mit ungünstigem Auge betrachtete und auch im vorliegenden Falle die Initiative ergriffen hatte, erhielt der Polizeipräsident Gruner

*) Die Zeitung für die elegante Welt vom 3. Jan. 1811 enthält eine ironische öffentliche Danksagung Hitzigs an Kleist: „Es geschah häufig im Laufe des ersten Abonnementsquartals der Berliner Abendblätter, daß man, wenn man ihren Inhalt langweilig oder boshaft oder unverständlich fand, mich als Verleger darüber zur Rede setzte: warum ich nicht für anderen Stoff sorgte? — und so mir die Ehre erzeigte, mir einigen Einfluß bei der Redaction derselben zuzuschreiben. Ich bin also Herrn von Kleist sehr verbunden, daß er mir vor dem Publikum unaufgefordert hat bezeugen wollen, daß nur die Buchhänderischen Anzeigen des Blattes und in dem Blatte meinen, der übrige Inhalt desselben aber, der jene Beschwerden veranlaßt, seinen Antheil daran ausmachen!"

**) Die folgende Darstellung stützt sich auf die Rechtfertigung in Fr. v. Raumers Lebenserinnerungen und Briefwechsel I 157 ff., O. Wetzels Beitrag zur Lebensgeschichte H. v. Kleists in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1880, Nr. 37 u. 38, sowie auf meine eigenen Forschungen im Geh. Kgl. Staatsarchiv in Berlin.

***) Der Philosoph Solger schreibt am 2. Dez. 1810 an Raumer: „Ich stimme ganz dafür, daß das neue Auftreten A. Müllers auffordert, diesem rhetorischen und wahrhaft sophistischen Geschwätze einen Damm entgegenzustellen. Es ist ein rechter moderner Sophist, und seine Schreibart gehört recht zur κολακεια im attischen Sinne. Ich halte mich dabei hauptsächlich an seine philosophischen Ingredienzien, thun Sie dasselbe in Hinsicht der praktischen. Schon diese untreue Vermischung beider Arten, die ich überall in ihm finde, ist recht in der Art der δημοκοπων." Vgl. Raumer, Lebenserinnerungen 227, Dorows Denkschriften III 215 ff. Und über Kleist schreibt Solger an Raumer am 31. Dez. 1810: „Die Abendblätter gehen also zurück? Ich muß Ihnen sagen, daß ich Kleist sehr lieb gewonnen habe, seitdem ich seine Erzählungen und Käthchen von Heilbronn gelesen habe. Besonders in dem letzten steckt ein großer Fonds von poetischem Geist. Manches darin kann ich geradezu vortrefflich nennen. Ich bin gewiß nicht zu freigebig mit solchen Urtheilen, aber ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen." (Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel, hrsg. von Tieck und von Raumer 1826, I 207.) Solger und Tieck planten eine gemeinsame Herausgabe von Kleists Nachlaß. Vgl. ihr Briefwechsel S. 424, 490, 544, 558 ff., 565, 595.

die Verfügung, künftig alle politischen Artikel in den „Abendblättern“ und den übrigen Unterhaltungsjournalen gänzlich zu unterdrücken. Diese Bestimmung war für Kleist ein Donnerschlag, weil sie den Fortbestand seines Unternehmens unmöglich zu machen drohte. Er eilte zu dem Polizeipräsidenten und bewog diesen, den Staatskanzler v. Hardenberg um Unterstützung der „Abendblätter“ zu bitten. Der Schritt hatte Erfolg, wie wir aus einem Briefe Kleists an Hardenberg vom 3. Dezember ersehen, worin Kleist für die Zusage, seinem Institut „irgend eine zweckmäßige höhere Unterstützung“ angedeihen zu lassen, seinen Dank ausspricht. Daß Kleist darunter selbst, nicht wie er später angiebt, eine materielle, sondern nur eine moralische Hilfe versteht, erhellt aus seiner Bitte um die Erlaubnis, gelegentlich des Quartalwechsels eine kurze Ankündigung in seinem Blatte veröffentlichen zu dürfen, wonach die „Abendblätter“ durch die Gnade des Staatskanzlers „von nun an offizielle Mitteilungen über alle bedeutenden, das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffenden Ereignisse in dem ganzen Umfange der Monarchie enthalten werden“. Bevor noch die Verhandlungen einen Schritt weiter gerückt waren, erschien in den „Abendblättern“ ein heftiger Angriff Adam Müllers gegen die Person und die Finanzreformpläne des Staatskanzlers. Ob Müller vielleicht durch seinen Angriff die offiziösen Beziehungen der „Abendblätter“ zu Hardenberg zu hintertreiben versucht oder ob er von den Schritten Kleists überhaupt keine Kenntnis gehabt hat, ist unaufgeklärt. Jedenfalls war für Kleist, obwohl er den Artikel ohne sein Vorwissen in das Blatt aufgenommen erklärte, der Erfolg kein erfreulicher, denn der Polizeipräsident erhielt von neuem den Befehl, die Aufnahme politischer Artikel in den „Abendblättern“ zu untersagen. Die Anordnung erfolgte unmittelbar durch eine königliche Kabinettsordre; aber auch diesmal war die Maßregel auf Himlys Anzeige hin getroffen worden. Infolge von Müllers Hetzerei, daß Raumer an alledem schuld sei, stellte der exaltierte Kleist sofort den „kleinen Staatskanzler“ zur Rede und erhielt von diesem am 12. Dezember die bestimmte schriftliche Versicherung, daß Hardenberg und er der polizeilichen Maßregelung vollkommen fern ständen. Gleichzeitig bestätigte Raumer Hardenbergs Befehl, keinem Berliner Blatte irgend einer Art den offiziellen Charakter beizulegen, und protestierte in seinem eigenen Namen gegen die Insinuation, als habe er dem Herausgeber der „Abendblätter“ eine Pension anbieten können, am wenigsten zu dem Zweck einer Verteidigung des Kanzlers; er habe vielmehr geäußert, sobald sich der Charakter der „Abendblätter“ im Gegensatze zu jenem Müllerschen Angriff als tüchtig bewähre, werde der Staatskanzler für dieselben, wie für alles Nützliche im Staate, wohl gern etwas thun. Infolge dessen wurde Kleist eine Audienz gewährt, in welcher Hardenberg ihm versprach, sich selbst bei den Ministern von der Goltz und von Kircheisen, sowie bei dem Staatsrat Sack wegen Unterstützung des Journals durch geeignete Beiträge zu verwenden. Daß es Hardenberg mit seiner Protektion Ernst war, beweist der Umstand, daß er die

Empfehlung eigenhändig in das Konzept der Verfügung schrieb.*) Aus den Akten ist ersichtlich, daß Kircheisen schon am 18. Dezember dem Gesuch entsprechen zu wollen erklärte, und auch Sack war bereit dazu „in Fällen, die jedesmal ihm speziell anzuzeigen sind, weil die Abendblätter nicht offiziell sind und die Provinzialbehörden zu sehr belästigt würden". Unterdessen wandte sich Kleist an Raumer, indem er ihm brieflich — am 13. Dezember — versprach, mit seiner Ehre für den Geist der „Abendblätter" und insbesondere dafür zu haften, daß nur Aufsätze in des Kanzlers Interesse aufgenommen werden sollen. Ja, er ging in seiner Hingebung so weit, daß er ihm einen neuen Aufsatz Müllers, der nun ebenso große Schmeicheleien, als der frühere Lästerungen enthielt, zur Einsicht vorlegte und sich die Erlaubnis erbat, ihm alle Aufsätze über innere Politik unterbreiten zu dürfen. Endlich wiederholte er seine frühere Bitte um Raumers „persönliche Teilnahme an dem Journal und Beschenkung der Abendblätter mit dero vortrefflichen Aufsätzen". Raumer scheint jetzt Kleist in der That mündlich das Versprechen gegeben zu haben, selbst als Mitarbeiter für die „Abendblätter" thätig zu sein. Hierauf stützte sich Kleist, um auch noch die formelle Aufhebung des polizeilichen Verbots zu erwirken. Am 15. Dezember richtete er an den Minister von der Goltz ein Schreiben, in welchem er die Bitte um Zulassung politischer Artikel in den „Abendblättern" damit motiviert, daß Herr von Raumer willens sei, „in diesem Journal mehrere Fragen, die Maßregeln Sr. Excellenz des Herrn Staatskanzlers" zu erörtern. Der Erfolg dieses schlauen Schrittes scheint für den Bittsteller günstig gewesen zu sein, denn wenige Tage darauf schickte Kleist an die „Vossische" und an die „Spenersche Zeitung" eine Annonce, in welcher er dem Publikum anzeigte, daß der politische Teil der „Abendblätter" in dem neuen Quartal eine größere Ausdehnung erhalten und von der Regierung selbst mit diplomatischen und politischen Beiträgen bereichert werden solle.

Für die beiden alten Journale, die „Haude und Spenersche" und die „Vossische Zeitung", aus denen bisher Berlin und ein großer Teil der Provinz fast ausschließlich seine Nahrung gezogen hatte, war diese Nachricht ein harter Schlag. Die Besitzer der beiden Blätter, trotz gegenseitiger Eifersucht in der Abwehr neuer Konkurrenten stets einig, legten sofort Verwahrung gegen den drohenden Eingriff in ihre durch ein titulo oneroso erlangten alten Privilegien zu gunsten einer „bloß ephemeren Erscheinung, die gleich einem Meteor bald genug in sich selbst verlöschen wird". Himly gab dieser Beschwerde Nachdruck, indem er selbst an den Chef der inneren Verwaltung ein Memorandum richtete, worin er unter Hinweis auf die verdächtigen Antecedentien der „Abendblätter" ausführlich seine Bedenken gegen die Zuwendung amtlicher Nachrichten an dieses täglich erscheinende Journal entwickelte, und eher die Berücksichtigung der nur drei-

*) Raumer irrt also, wenn er behauptet, der Staatskanzler habe sich geweigert, unter seinem Namen eine derartige Verfügung zu erlassen.

mal wöchentlich herauskommenden alten Blätter empfahl, die zugleich als amtliche Staatsanzeiger dienten und den Zeitungsstempel zu tragen hatten. Die Folge war, daß der Polizeipräsident angewiesen wurde, nur solche politische Nachrichten in den „Abendblättern" zuzulassen, die bereits in den älteren Zeitungen gestanden hatten. In Übereinstimmung hiermit änderte der Censor aus eigener Machtvollkommenheit die von Kleist zur Veröffentlichung eingesandte Annonce ab, welche zunächst in der „Vossischen Zeitung" in der Fassung zum Abdruck gelangte, daß die „Abendblätter" „in wöchentlichen Darstellungen spezielle Mitteilungen über alle das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffende interessante Ereignisse" und außerdem in dem „Bulletin der öffentlichen Blätter" in derselben Art als es bisher geschehen, einen „Auszug der wichtigsten Nachrichten des Auslandes" bringen werden. Auch in den „Abendblättern" vom 22. Dezember war diese Ankündigung abgedruckt, freilich versprach dort Kleist einen Auszug der „wichtigsten, neu angekommenen, offiziellen Nachrichten", welche „insofern, da das Blatt täglich erscheint und der Abgang der Posten zu seiner täglichen Versendung benutzt werden kann, eine Art von Vorläufer der Zeitungen werden". Also gerade das, was der Censor und die Konkurrenzblätter verhindert hatten!

Die Schritte, welche Himly bei der Regierung gethan hatte, um sie zu bestimmen, den „Abendblättern" keine Beiträge zuzuwenden, waren Kleist vollkommen unbekannt geblieben. Im Vertrauen auf das frühere Versprechen und die Empfehlung Hardenbergs hatte er mit dem „Kunst- und Industrie-Comtoir" (August Kuhn), in dessen Verlag auch der „Freimüthige" erschien, einen Vertrag abgeschlossen, wonach dieses Institut den Verlag der „Abendblätter" vom 1. Januar 1811 an übernahm und an Kleist, welcher seinerseits die Unterstützung der Regierung in sichere Aussicht stellte, ein Redaktionshonorar von 800 Thalern zu zahlen versprach.*) Infolge des von Himly erstatteten Berichts blieben die erwarteten Beiträge des Ministeriums stillschweigend aus**); der sonstige Inhalt der „Abendblätter" war auch wenig geeignet, die Zahl der Leser zu vermehren, und so konnte es nicht fehlen, daß das Verhältnis zwischen der Verlagsanstalt und dem Redakteur bald sehr unerfreulich wurde. Der Verleger drohte mit Prozessen, mischte sich in die Redaktion und wollte das Blatt sofort eingehen lassen. In der peinlichsten Verlegenheit wandte sich Kleist endlich am 13. Februar 1811 von neuem an Hardenberg, indem er ihm anzeigte, daß sein „halbministerielles" Blatt, das er „in Zwecken der Staatskanzlei" redigiere, sich auf keine Weise ohne bestimmte Unterstützung mit offiziellen Beiträgen halten könne. „Ew. Excellenz," schreibt er weiter, „stelle ich anheim, ob höchstdieselben mich der Nothwen-

*) Das Morgenblatt vom 19. Jan. 1811 bringt S. 68 die Notiz: „Die Abendblätter erscheinen jetzt im Kunst- und Industrie-Comptoir; der erste Verleger (Hitzig) hat sie aufgegeben aus Mangel an Teilnahme von seiten des Publikum."

**) Also nicht weil „diese Herren dergleichen nicht gefunden oder nicht daran gedacht hatten, die Wünsche des Herrn v. Kleist zu erfüllen", wie Raumer (230) behauptet.

digkeit, mit meinem Buchhändler, wegen des besagten Contracts, einen Prozeß führen zu müssen, gnädigst überheben wollen." Schließlich schlägt Kleist vor, „entweder das Abendblatt, für das laufende Jahr, durch ein Capital so zu fundiren, daß meinem Buchhändler die Kosten gedeckt werden, oder aber, falls dies nicht Ihren Absichten gemäß sein sollte, die Deckung der in Streit begriffenen 1100 Thlr. zu übernehmen". Es war nicht zu verwundern, daß Hardenberg in seinem Reskript vom 18. Februar sein Erstaunen darüber ausdrückt, daß Kleist die „Abendblätter" ein „halboffizielles Blatt" nenne, da er ihm doch ausdrücklich erklärt habe, daß sie keineswegs einen solchen Charakter trügen; die Mitteilungen der Behörden seien Gefälligkeiten, die auch jedem andern erwiesen würden. Nimmermehr sei ihm aber eine pekuniäre Unterstützung für die „Abendblätter" zugesagt worden. „Diese ist Ihnen nie in dieser Beziehung angeboten, sondern von mir nur auf Ihre Veranlassung geäußert worden, daß der Staat verdienstvolle Schriftsteller, wenn es seine Kräfte erlauben, gern unterstützen würde. Ich bin aber überzeugt, daß Ew. Hochw. alsdann Ihre Verdienste nicht von dem Inhalt und dem Schicksal der Abendblätter abhängig erklären, sondern auf andere Weise begründen werden."

Dieser Brief vernichtete alle Hoffnungen Kleists. Nachdem der Verleger erfahren, daß auf Beiträge der Regierung für das Journal nicht mehr zu rechnen sei, weigerte er sich bestimmt, die Kosten des weiteren Erscheinens zu übernehmen. In seiner verzweifelten Stimmung verlor Kleist vollständig das klare Urteil über Menschen und Dinge. Und abermals flüsterte Müller dem aufgeregten Dichter zu, daß Raumer an allem schuld sei. Am 21. Februar schrieb Kleist an diesen einen äußerst beleidigenden Brief, worin er die Zugrunderichtung des Abendblattes ganz allein seinem Einfluß und der Empfindlichkeit über die Verachtung zuschrieb, womit er sein Anerbieten, Geld für die Verteidigung der Maßregeln des Staatskanzlers anzunehmen, ausgeschlagen habe. Schließlich drohte er ihm, wenn er nicht noch vor Eingehen des Blattes den Staatskanzler von der Gerechtigkeit seiner Entschädigungsforderung überzeuge, so werde er die ganze Geschichte des Abendblatts im Auslande drucken lassen. Noch an demselben Tage antwortete Raumer: „1) Warum die Abendblätter zu Grunde gehen, zeigt ihr Inhalt. 2) Meine geringe Empfindlichkeit beweise ich Ihnen dadurch, daß ich die Wiederholung Ihres großen Irrthums über das Geldanerbieten ruhig ertrage, nachdem Sie selbst jenen Irrthum erkannt und mit jener Höflichkeit zurückgenommen haben, welche Ihre jetzige Stimmung Ihnen leider nicht zu erlauben scheint. 3) Für oder wider das Abendblatt habe ich kein Veranlassung mit Sr. Excellenz zu sprechen, da die Sache hinlänglich besprochen ist . . . 4) Drucken mögen Sie lassen, was Sie verantworten können." Aber Kleist trieb die Sache immer weiter. Er sandte dem Staatskanzler eine Abschrift seines an Raumer gerichteten Schreibens mit der Bitte, diesen in der Sache der „Abendblätter" nicht ferner zu Rate zu ziehen, und setzte nochmals die vermeintliche Gerechtigkeit seines

Entschädigungsgesuches auseinander. Dies zog ihm vom Staatskanzler eine scharfe Zurechtweisung zu. Das Abendblatt, schreibt ihm dieser, habe nicht bloß seine Aufmerksamkeit, sondern auch die des Königs auf sich gezogen, weil Kleist in eben dem Augenblicke, wo die neuen Finanzgesetze erschienen, Artikel aufnahm, die geradezu jene Gesetze angriffen. „Die Auslegung, als ob man Sie hätte erkaufen wollen, ist ebenso unrichtig, als die Behauptung, daß Sie die angebotene Unterstützung abgelehnt hätten. Sie haben aber keinen Anspruch darauf, weil die Abendblätter in keiner Weise den Zweck erfüllen und durch ihren Unwert von selbst fallen müssen, denn Auszüge aus längst gelesenen politischen Zeitungen und ein paar Anekdoten können, wie Sie selbst einsehen werden, nicht das mindeste Recht auf Unterstützung reklamieren oder die Benennung eines halboffiziellen Blattes verdienen." Hardenberg vergißt hier jedenfalls, daß gerade die Regierung mit ihren Maßregelungen die Schuld trug, daß die „Abendblätter" sich nur auf Auszüge aus längst gelesenen Zeitungen beschränken mußten. Mittlerweile spitzte sich jedoch der Streit mit Raumer zu einem Ehrenhandel zu. Kleist verlangte jetzt von Raumer eine schriftliche Erklärung, daß dieser ihm damals die Geldvergütung in Wahrheit angetragen habe. Zu so viel Verletzungen seiner Ehre, die er erdulden müsse, könne er vor dem Kanzler nicht noch als Lügner erscheinen, und im Fall einer zweideutigen oder unbefriedigenden Antwort werde er um diejenige Satisfaktion bitten, die ein Mann von Ehre in solchen Fällen fordern könne. Auf die Antwort Raumers, er habe Kleists Briefe dem Kanzler als Beläge unterbreitet, Kleist möge ein gleiches mit Raumers Briefen thun, forderte der Poet ihn auf, binnen zweimal 24 Stunden mit Ja oder Nein auf seine Frage, ob er ihm ein Geldanerbieten gemacht, zu antworten. Hierauf schrieb Raumer kurz, er beziehe sich einfach auf seinen früheren Brief vom Dezember, worin er bereits jene Anschuldigung widerlegt habe, und schickte gleichzeitig einen Freund, den Geheimrat Pistor, in Kleists Wohnung, um entweder Zurücknahme der falschen Behauptung oder den Austrag durch ein Duell herbeizuführen. Kleist, jetzt ohne seinen Ohrenbläser hinter sich, fühlte sich entwaffnet. Er ließ es sich gefallen, daß Pistor eine Abschrift jenes ersten Raumerschen Briefes nahm, brach in leidenschaftliche Thränen aus, klagte, er sei zu allem angestiftet worden, und setzte — am 10. März — einen Brief an Hardenberg auf, in welchem er ihn bat, Raumer „auf eine kurze Viertelstunde" in Sachen der „Abendblätter" anzuhören. „Herr von Raumer ist von mir, diese Sache betreffend, mit solchen Erläuterungen versehen worden, die, wie ich nicht zweifle, alle Misverständnisse, welche darüber, durch mancherlei Umstände veranlaßt, obgewaltet haben mögen, zerstreuen werden." Am folgenden Tage antwortete Hardenberg, nach der genügenden Aufklärung des Regierungsrates von Raumer sei von keiner Seite mehr eine weitere Entschuldigung oder Rechtfertigung nötig. Damit war der Konflikt formell beigelegt. Am 4. April schrieb Kleist noch

ein Billet an Raumer, worin er ihm seinen „innigsten Dank" für die Beseitigung aller Misverhältnisse durch seine gütige Vermittlung aussprach und ihn bat, sein gleichzeitiges Gesuch an den Staatskanzler zu unterstützen, worin er, mit Übergehung der ganzen bewußten Entschädigungssache als einen bloßen Beweis der Gnade Sr. Excellenz und in Rücksicht des erlittenen Verlustes um Übertragung der Redaktion des „Kurmärkischen Amtsblatts" bat. Hardenberg lehnte dies Gesuch zwar ab, scheint aber zugleich (18. April) dem Bittsteller das Versprechen gegeben zu haben, ihn gelegentlich anderweitig zu entschädigen. Kleist berief sich wenigstens später, sowohl Fouqué als dem Könige gegenüber, auf diese Zusicherung, die er nur als ein Anerkenntnis der Berechtigung seiner Ansprüche betrachtete. In seiner Immediateingabe an den König stellte er die Sache so dar, als ob Hardenberg ihm schon im November bei Gelegenheit eines ihm mißfallenden Artikels durch Gruner und später noch einmal durch Raumer die Eröffnung gemacht habe, daß man sein Unternehmen, sofern er es im Sinne der Staatskanzlei redigiere, mit Geld unterstützen wolle; er habe sich anfangs geweigert, auf dieses Anerbieten einzugehen, da ihm jedoch infolge dessen seitens der Censurbehörde solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, die es ihm ganz unmöglich machten, das Blatt in seinem früheren Geiste fortzuführen, so habe er sich endlich notgedrungen in diesen Vorschlag bequemt, aber in einem ausdrücklichen Schreiben an Gruner vom 8. Dezember auf die ihm angebotene Geldunterstützung Verzicht geleistet und sich bloß die Lieferung offizieller, das Publikum interessierender Beiträge von den Landesbehörden zu einiger Entschädigung ausgebeten. Hier steht also Behauptung gegen Behauptung. Das Wahrscheinlichste ist, daß Kleist die Zusicherung nur moralisch gemeinter Unterstützung — durch Beiträge — für die einer pekuniären hielt oder daß Gruner — von Raumer kann, wie wir gesehen haben, keine Rede sein — in seinen Instruktionen zu weit ging und wirklich eine Geldentschädigung in Aussicht stellte oder deren Möglichkeit durchblicken ließ, was der in seinen Hoffnungen stets überschwengliche Kleist für eine bestimmte offizielle Zusage hielt.*) Übrigens waren Kleist Freunde ebenfalls fest davon über-

*) Gewiß hat Raumer später, als Köpke ihm zu seinem sechzigjährigen Amtsjubiläum H. v. Kleists Politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken (Berlin 1862) mit einer besonderen Vorrede widmete, sich mit Wehmut der korrekten, aber strengen, bureaukratischen Weise erinnert, womit er als junger Beamter einst den großen Dichter behandelt hat. In der „Wiener Presse" 1863 (Nr. 194) veröffentlichte Emil Kuh folgende Notiz: „Als der Schreiber dieser Zeilen im verflossenen Jahre bei Friedr. von Raumer in Berlin vorsprach und in einer Unterhaltung über Kleist dessen geheimnisvolle Reise erwähnte, da sagte Raumer: „Der Fürst Hardenberg, der damals Gesandter von Anspach und Bayreuth gewesen, riet mir in einem streitigen Handel mit Kleist nachgiebig zu sein. 'Lassen Sie sich mit dem armen Menschen nicht weiter ein! — fügte der Fürst hinzu — Kleist hat ja einige Monate in der Kreis-Irrenanstalt zu Bayreuth gesessen.' Eine nach Bayreuth gerichtete Anfrage, ob diese Angabe richtig sei, hatte die Antwort zur Folge, daß in den Grundlisten über die Kranken, welche von 1790 bis 1811 in der dortigen Anstalt aufgenommen worden, Heinrich von Kleist nicht vorkomme, was aber die Möglichkeit, daß er einige Zeit dort verweilt, nicht ausschließe, weil die frühesten Krankenregister von 1790 an keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen könnten." Auch unsere Nachforschungen

zeugt, daß ihm unrecht geschehen sei. Noch nach Jahren schrieb Arnim an Görres: „Nach Hardenbergs Wunsch brachte Gruner den verstorbenen Heinrich Kleist auf sehr kuriose Art um sein Abendblatt, das er mit recht viel Nutzen in Berlin herausgab."*) Der Gedanke, daß ihm die Regierung diese Entschädigung schulde, bohrte in ihm immer weiter fort und verdüsterte seine Gemütsstimmung um so mehr, als die „Abendblätter" inzwischen — Ende März — wirklich eingegangen waren und die bittere Not an ihn herantrat.**)

Dennoch schien dem vom Schicksal Verfolgten, nachdem er vergeblich dem Gespenst einer rechtlichen Forderung nachgejagt, noch nicht jede Möglichkeit verloren, sich aus eigener Kraft zu retten. Um sein Leben zu fristen, suchte er seine alten Manuskripte hervor. Da die Bühnen seine Stücke ablehnten — auch sein Wiener Gönner Collin starb um diese Zeit (28. Juli) — so war er es zufrieden, daß die berühmte Hendel-Schütz seine „Penthesilea" zum Vorwurf für ihre pantomimischen Darstellungen nahm, zu deren Erklärung ihr Mann Bruchstücke des Dramas vorlas, aber auch dieser Versuch mißlang.***) Er gab jetzt den Zerbrochnen Krug, dann den zweiten Band der Erzählungen heraus, von denen er die „Verlobung in St. Domingo" unter dem Titel: „Die Verlobung" im „Freimüthigen"†) veröffentlicht hatte; für die politisch gefährliche „Hermannsschlacht", den mißliebigen „Prinzen von Homburg", und einen fast vollendeten zweibändigen Roman, der uns verloren gegangen ist, suchte er vergeblich einen Verleger. „Dabei zeige ich Ihnen an," schrieb er an die

in der Irrenanstalt zu St. Georgen bei Bayreuth, die seit 1790 besteht und nur für das markgräfliche Land bestimmt war, ergaben ein negatives Ergebnis, da die Krankenregister erst mit 1821 beginnen und alle älteren Papiere 1871 vernichtet wurden. Kleist hätte auch in jener nur für kranke Landeskinder bestimmten Anstalt schwerlich Aufnahme finden können. Überhaupt ist die ganze Notiz Kuhs ziemlich konfus. Hardenberg war nur bis 1800 Gesandter von Anspach-Bayreuth und Kleist war auf seiner Würzburger Reise ganz gesund, wie sein Briefwechsel mit Wilhelmine und hier z. B. seine Schilderung des Würzburger Irrenhauses (Biedermann 73 f.) beweist. Eher ließe sich ein mehrmonatlicher Aufenthalt im Irrenhaus in die erste Hälfte des Jahres 1804 oder in den Winter 1809/10 verlegen, wo der Dichter beidemale ganz verschollen war. Wenn man aber erwägt, daß der „Prinz von Homburg", der im Frühling 1810 entstand, unmöglich das Werk eines eben aus dem Irrenhause Kommenden sein kann, so bleibt nur die Möglichkeit eines solchen Aufenthalts in Bayreuth auf der Rückreise von Paris und aus der Rheingegend. Übrigens spukt diese Legende schon in Treitschkes Monographie (Historische und Politische Aufsätze Neue Folge II, Leipzig 1870) und ist dort ebenfalls auf die Quelle Kuhs zurückzuführen. H. v. Treitschke teilt uns mit, daß er längst zu der Meinung gelangt, jene Notiz sei falsch, und daß er sie in einer neuen Ausgabe seiner Aufsätze weglassen werde.

*) Görres, Gesammelte Briefe, III 415.

**) Das Morgenblatt vom 2. Mai bringt folgende hämische Berliner Korrespondenz vom 10. April: „Das Abendblatt hat den Abend seines Lebens erreicht und dadurch sich und die etwaigen übergeduldigen Leser in den Ruhestand versetzt."

***) Wir entnehmen dieses bisher unbekannte Faktum dem Stuttgarter Morgenblatt vom 28. Mai 1811 und der Vossischen und Spenerschen Zeitung. Vgl. unsere Einleitung zur „Penthesilea". — Es ist zweifelhaft, ob Kleist noch die Nachricht von der Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" in Bamberg vom 1. Sept. 1811 erfuhr. Das Morgenblatt brachte erst am 26. Nov. 1811 eine Bamberger Korrespondenz: „Von andern Werken sahen wir das „Käthchen von Heilbronn", wo Madame Renner als Käthchen gerechten Beifall erntete."

†) In den Blättern vom 25., 26., 28—30. März und 1., 2., 4. und 5. April 1811.

Realschulbuchhandlung, „daß ich mit einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl 2 Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob sie im Stande sind – falls er Ihnen gefallen wird? — mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen. Es ist fast nicht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern" . . .*) Am 25. April spricht sich Kleist in einem Brief an Fouqué mit alter Erbitterung darüber aus, daß er seine Entschädigungsforderung, die er wegen Unterdrückung des Abendblatts an den Staatskanzler gerichtet habe, gern durchsetzen möchte, weshalb er Berlin in diesem Augenblicke nicht verlassen könne. Unterm 6. Juni übersandte er auch an Hardenberg ein Exemplar des eben auf der Messe erschienenen zweiten Bandes seiner Erzählungen und erneuerte abermals die ihm zur fixen Idee gewordenen Entschädigungsansprüche. Kein Wunder, daß der Staatskanzler, über diese nochmalige Aufwärmung des längst beigelegten Streites ungehalten, den Brief ohne Antwort ließ, und daß das darin enthaltene Gesuch Kleists, ihn in einer seinen Verhältnissen angemessenen Weise im königlichen Civildienst anzustellen oder ihm wenigstens unmittelbar ein Wartegeld „als Entschädigung jenes beträchtlichen Verlustes", zu gewähren, ohne Erfolg blieb. Noch machte Kleist einen allerletzten Versuch, in einem ziemlich kalten, steifen Briefe Schwester Ulrike, die ihm ernstlich zürnte, zu sich nach Berlin zu ziehen, indem er ihr riet, sich lieber um die vakante Stelle einer Oberaufseherin im Luisenstifte zu bewerben, als eine Pension in Frankfurt anzulegen; er würde freilich da nicht bei ihr wohnen können, aber doch glücklich sein, sie in seiner Nähe zu wissen. Ulrike scheint endgültig abgelehnt zu haben. Unterdessen zerstreuten sich seine alten Freunde in alle Welt. Eine Einladung Dahlmanns, zu ihm nach Kiel zu kommen und dort wieder, wie in Österreich, in Gütergemeinschaft mit ihm zu leben, gelangte nicht an ihre Adresse. Adam Müller, an dem er noch immer mit seltsamer Innigkeit hing, siedelte im Mai nach Österreich über**) und auch seine innigstgeliebte Cousine Marie von Kleist verließ Berlin auf einige Zeit. „Das Leben, das ich führe," schrieb er ihr im Sommer, „ist seit Ihrer und A. Müller's Abreise gar zu öde und traurig. Auch bin ich mit den zwei oder drei Häusern, die ich hier besuchte, seit der letzten Zeit ein Wenig außer Verbindung gekommen und fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit

*) Vgl. Briefe XXII.

**) Müller, der in Wien zuerst im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este seinen Studien lebte und dann Vorlesungen über die Beredsamkeit hielt, machte in Österreich ziemliche Carrière. Er wurde 1813 k. k. Landeskommissar und Schützenhauptmann in Tirol, dann Regierungsrat, 1815 Begleiter des Kaisers Franz nach Paris, geadelt zum Ritter von Nitterdorf und Generalkonsul in Leipzig, 1827 „angelehnter" Hofrat der Wiener Staatskanzlei und starb daselbst plötzlich am 17. Jan. 1829. Die ältere seiner beiden Töchter Cäcilie († 1864), zu deren Taufangebinde Kleist die Legende: Die heilige Cäcilie schrieb, war nachmals die Gattin des Wiener Professors der Botanik Stephan von Endlicher und Herausgeberin des Gentz-Müllerschen Briefwechsels.

Ihrer Einbildung und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und werth ist, in Ihr Zimmer herbei. Aber diesen Trost, wissen Sie, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. Wirklich, in einem so besonderen Falle ist noch vielleicht kein Dichter gewesen. So geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen. Es ist, als ob diese in allen Bedingungen angeordnete Bestimmtheit meiner Phantasie im Augenblick der Thätigkeit selbst Fesseln anlegte. Ich kann, von zu vielen Formen verwirrt, zu keiner Klarheit der innerlichen Anschauung kommen; der Gegenstand, fühle ich unaufhörlich, ist kein Gegenstand der Einbildung; mit meinen Sinnen, in der wahrhaftigen, lebendigen Gegenwart, möchte ich ihn durchdringen und begreifen. Jemand, der anders hierüber denkt, kommt mir ganz unverständlich vor; er muß Erfahrungen gemacht haben, ganz abweichend von denen, die ich darüber gemacht habe."

In solcher Stimmung geht Kleist mit dem Plan um, einmal „etwas recht Phantastisches" vorzunehmen und vor dem Elend des Zeitalters in das alte romantische Land zu entfliehen, ohne Rücksicht auf das Urteil der Menschen, ganz seinem Herzen folgend. Dann denkt er wieder daran, die Kunst vielleicht auf ein Jahr oder länger ruhen zu lassen und sich, außer einigen Wissenschaften, in denen er noch nachzuholen hat, mit nichts als mit Musik zu beschäftigen, dieser „Wurzel oder algebraischen Formel" aller übrigen Künste, wobei er hofft im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst zu finden. Und dann sehnt er sich wieder nach einer passenden patriotischen Thätigkeit. Er verfaßt ein paar Aufsätze und überreicht sie G n e i s e n a u, der just damals auf Napoleons Wunsch aus dem Militärdienst entfernt worden war und insgeheim vom Könige zu Missionen gebraucht wurde. „G*** ist ein herrlicher Mann," schreibt Kleist „ich fand ihn Abends, da er sich zu einer Abreise anschickte, und war in einer ganz freien Entfaltung des Gesprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um zehn Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich irgendwo in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde."*)

Einer Einladung Fouqués nach dessen Gut Nennhausen verspricht er am 15. August vielleicht noch im Laufe dieses Herbstes nachzukommen und fügt geheimnisvoll hinzu: „inzwischen kommt es mir vor, als ob eine Verwandtschaft zwischen uns prästabilirt wäre, die sich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müßte, und es gehört zu meinen liebsten

*) Wilbrandt (401) hat zuerst die Vermutung ausgesprochen, daß hier Gneisenau gemeint ist. Daß Kleist letzteren einige Male besucht hat, bezeugt uns dieser selbst in seinem Brief an seine Gattin, worin er ihr flüchtig den Tod des „ehemaligen Gardehauptmann Kleist" anzeigt und ihn exaltiert nennt wie seine Todesgefährtin.

Wünschen, dies noch im Lauf dieses Herbstes zu versuchen". Fouqué wurde, wie er selbst erzählt „eigenthümlich ergriffen" durch diese Andeutung einer „bis jetzt noch völlig verschwiegnen prästabilierten Harmonie zwischen beiden", blieb lange in völliger Ungewißheit darüber und vernahm erst viel später Kleists Schwermut und „seinem Wesen eigne" Selbstmordgedanken.*)

Da Hardenberg auf sein Gesuch nicht geantwortet hatte, so wandte sich der Dichter nunmehr am 17. Juni mit einer Immediateingabe an den König selbst. Auch hier erneuerte er wieder seine Entschädigungsansprüche**) und bat um eine Anstellung im Civildienste oder, falls eine solche Stelle nicht unmittelbar frei wäre, um Aussetzung eines Wartegeldes. „Auf diese Allerhöchste Gnade," schloß er, „glaube ich um so mehr einigen Anspruch machen zu dürfen, da ich durch den Tod der verewigten Königinn Majestät, welche meine unvergeßliche Wohlthäterin war, eine Pension verloren habe, welche Höchstdieselbe mir, zu Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in meinen litterarischen Arbeiten aus ihrer Privat-Chatouille auszahlen ließ." Drei Monate lang harrte der Unglückliche, mit der bittersten Not kämpfend, in trauriger Einsamkeit auf die Erfüllung seiner Bitte. Endlich — Mitte September — erhielt er ein königliches Handschreiben, das ihm eine Anstellung in der Armee gewährte mit der Aussicht, eine Compagnie zu erhalten oder unmittelbar bei Seiner Majestät Adjutant zu werden.

Kleist, der sich auch darein ergab, fuhr nach Frankfurt hinüber, um sich von der Schwester das zur Equipierung nötige Geld zu verschaffen; aber er fand hier den unerwartetsten Empfang. Ulrike fiel bei seinem Anblick in einen ungeheuren Schrecken. Er entfloh sofort voller Bestürzung und meldete ihr schriftlich, warum er gekommen sei. „Da Du Dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das Allertiefste erschütterte, so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diese Gedanken völlig auf; ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurückzureisen, blos auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, Dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen." Kleist war mit seiner ganzen Familie, die schwere Opfer für ihn gebracht, ganz zerfallen; man betrachtete ihn als einen mißratenen Sohn, eine Schande der Familie. Nur Ulrike stand noch auf seiner Seite. Sie erschrak wohl bei seinem Anblick so ungeheuer, weil sie ahnte, daß der Bruder, um den sie soviel Vorwürfe zu leiden hatte, abermals in der Absicht, Geld zu verlangen,

*) Vgl. Briefe, Anhang: Fouqué an Eberhard.

**) Seine Behauptung, daß „alle Aufsätze, welche die Staatsverwaltung und Gesetzgebung betrafen", Raumer zur Prüfung unterbreitet wurden, ist auf dem im Staatsarchiv liegenden Brief am Rande mit: ? falsch, wohl von Hardenbergs Hand, angezeichnet. Übrigens gingen sämtliche Briefe Kleists an Hardenberg durch Raumers Hände, denn sie sind alle: v. R. kontrasigniert.

erschienen sei. Die treue Seele sah einen außerordentlich peinlichen Auftritt zwischen dem Bruder und den Ihrigen voraus, einen vollständigen, unheilbaren Bruch: sie mußte also erschrecken. Die Katastrophe erfolgte auch richtig, wie wir aus seinem Brief an Marie von Kleist ersehen. Ein Familienauftritt findet am Mittagstische statt, wo der Dichter von seinen Schwestern mit Vorwürfen der demütigendsten Art überschüttet wird. Er sieht ein, daß er hier für das, was er geleistet und erstrebt, nicht das geringste Verständnis findet und in den Augen der Seinigen nur noch als ein ganz nichtsnütziges Glied der menschlichen Gesellschaft gilt, das ferner zu unterstützen müßig sei. Da bäumt sich der lange niedergehaltene Mannes- und Dichterstolz. Er bricht sofort auf und kehrt dem Elternhause und den Seinigen den Rücken — auf Nimmerwiedersehen.

Als Kleist unverrichteter Sache von Frankfurt nach Berlin zurückkehrte, wandte er sich — am 19. September — mit der Bitte, das nötige Geld zu seiner Equipierung vorzustrecken, an Hardenberg. „Wenn gleich die Entfernung v. Raumers*), der gewiß allein Schuld an der Ungnade war, die Ew. Excellenz unlängst auf mich geworfen haben, mich von der einen Seite aufmuntert, meine Entschädigungssache wegen des Abendblatts wieder aufzunehmen, so ist doch der Augenblick, da das Vaterland eine Gefahr bedroht, zu wenig geeignet und geschickt dazu, als daß ich eine solche Streitsache wieder in Erinnerung bringen sollte. Ich lasse, in Erwartung einer besseren Zeit, in welcher es mir ohne Zweifel glücken wird, Ew. Excellenz zu überzeugen, wie wenig unbillig meine Forderung war, diesen Gegenstand gänzlich fallen. Da jedoch S. Majestät der König geruht haben, mich, durch ein soeben empfangenes Allerhöchstes Schreiben, im Militair anzustellen, und mir, bei der beträchtlichen Unordnung, in welche, durch eben jenen Verlust des Abendblatts, meine Casse gerathen ist, die Anschaffung einer Equipage höchst schwierig wird: so wage ich, im Vertrauen auf Ew. Excellenz vielfach erprobten Patriotismus, Höchstdieselben um einen Vorschuß von 20 Louisd'or, für welche ich denenselben persönlich verantwortlich bleibe, anzugehn.“ Eine Antwort auf diesen Brief ist nicht erfolgt. Das Original desselben in den Papieren des Staatskanzlers trägt nur Hardenbergs Vermerk: „Zu den Acten, da der p. v. Kleist nicht mehr lebt.“

Übermenschlich hatte er bis jetzt gegen ein unerbittliches Geschick gekämpft. Er konnte nicht mehr. Und so schritt er zum Selbstmord, den er in seinen Briefen und Schriften so oft berührt hatte.**) Der Gedanke, den er sein Leben lang wie einen Alp mit sich herumgetragen:

*) Raumer wurde am 9. September 1811 zum Professor der Staatswissenschaft in Breslau ernannt.

**) Vgl. seine letzte Arbeit, die Anekdote: „Mord aus Liebe“, die übrigens, wie wir hier nachtragen wollen, wirklich eine freie Übersetzung aus dem Französischen ist. Das Original ist betitelt: Lettre de Lyon du 31 mai au sujet d'un double meurtre entre amant et maitresse und findet sich im 4. Band des Journal Encyclopédique, Bouillon 1770, S. 453. Die Übertragung hat Kleist wohl selbst verfaßt.

mit einer geliebten Seele freiwillig aus dem Leben zu scheiden, kam endlich zur Ausführung. Pfuel, Fouqué, Rühle, Marie von Kleist hatte er ein gemeinsames Sterben vergeblich angeboten; Adam Müller sollte abermals der böse Dämon sein, der ihm den Todesgefährten zuführte. Müller hatte ihn, ehe er Berlin verließ, mit einer unglücklichen Frau bekannt gemacht, Adolfine Sophie Henriette Vogel, geborenen Keber, Frau eines trefflichen Mannes, des Generalrendanten der kurmärkischen Landfeuersocietät und Landschaftsbuchhalters Friedrich Ludwig Vogel (gest. 7. Sept. 1842), Tochter eines innigstgeliebten Vaters und Mutter eines reizenden Mädchens. Sie war drei Jahre jünger als Kleist, der anfangs eher das Gegenteil als Zärtlichkeit für sie gefühlt hatte, und scheint, wenn man dem überschwenglichen Peguilhen*) trauen darf, eine Zierde ihres Geschlechtes gewesen zu sein, sowohl in Ansehung des Geistes als des Körpers. Dem letzteren fehlte freilich die Fülle der Gesundheit, und ihr geistreiches Gesicht zeigte Spuren der Pocken. Sie war ein fast wunderbar geniales Wesen, bei dem man das Fremdartige in seltener Vereinigung fand. Dieselbe Frau, welche abends durch meisterhaften Vortrag der schwierigsten Kompositionen in Spiel und Gesang ihre Zuhörer entzückte, fand der nächste Morgen mit Sortieren und Ausbessern der Wäsche beschäftigt. Sie war die musterhafteste Hausfrau; dabei kleidete sie sich mit Sorgfalt und Geschmack. Ihre Wißbegierde kannte keine Grenzen. So z. B. bat sie einen Freund öfter, ihr Unterricht im Drechseln zu geben; selbst Fechten wünschte sie zu lernen, und Kleist lehrte sie wirklich die Elemente der Taktik und Kriegskunst. Ungeachtet ihres tiefen Sinnes für Poesie, Musik und Kunst gehörte sie doch nicht zu den gelehrten Frauen. Sie hat nie für den Druck geschrieben; mehrere kleine, höchst interessante Aufsätze, welche die Fülle und Eigentümlichkeit ihres Geistes darlegten, sind von ihr kurz vor ihrem Tode vernichtet worden.**) Sie litt an einem unheilbaren körperlichen Übel. Schon manches Jahr hatte sie ihren Zustand schmerzlich empfunden, und der Genuß völliger Behaglichkeit, wie er ihr in den letzten Monaten ihres Lebens zuteil geworden, war eine Ausnahme. Noch manche Jahre des Leidens und der furchtbarste Tod würden ihr bevorgestanden haben.***) Deshalb sah sie, nachdem sie die zu weit getriebene Offenheit eines Arztes von der bis dahin nur geahnten Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes unterrichtet, auch schon seit langer Zeit mit Sehnsucht einem schnellen, schmerzlosen Ende in Gesellschaft eines lieben

*) Vgl. seinen Nachlaß in Paul Lindau „Über die letzten Lebenstage H. v. Kleists" in der „Gegenwart" IV, 69, 87, 107, 111.

**) Einzelne, einer Freundin hinterlassene, zum Teil geistvolle Gedanken Henriettens bei Bülow 276. Auch das dort mitgeteilte Duodram „Die Liebe und die Freude" aus ihrem Nachlasse scheint sie verfaßt zu haben. Es wurde gelegentlich bei ihr aufgeführt. Tieck und Bülow schreiben es Kleist zu. Gewiß mit Unrecht.

***) Bülow behauptet, die unheilbare Krankheit sei Henriette von einem unwissenden Chirurgen eingeredet worden. Peguilhen bestreitet dies mit aller Bestimmtheit und unter Angabe von Einzelheiten. Auch die gerichtlichen Akten bestätigen dies.

Freundes als dem Ziel ihrer Leiden entgegen. Sie machte öfter Anspielungen auf diesen Wunsch, sowohl gegen ihren Gatten wie gegen Freunde, und kurz und traurig brach sie das Gespräch ab, sobald sie die Unempfänglichkeit ihrer Gesellschaft für den angeregten Gedanken gewahrte. Wahrscheinlich kannte Kleist zu Anfang seiner Bekanntschaft Henriettens Zustand nicht. Solche Kenntnis würde bei manchem anderen Manne die glühendste Liebe in Freundschaft umgewandelt haben; seine Leidenschaft aber blieb, nahm einen reineren Charakter an, wie Peguilhen versichert, und ließ es ihm als Pflicht erscheinen, seine teure Freundin zu befreien. Eines Tages, als sie ganz besonders schön gesungen, sagte er zu ihr: „Das ist zum Erschießen schön!" Sie sah ihn bedeutend an, ohne ein Wort zu erwidern, aber in einer einsamen Stunde kam sie auf diese Äußerung zurück. Sie fragte ihn, ob er sich noch des ernsten Wortes erinnere, das sie ihm früher einmal abgenommen habe: ihr jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten, um den sie ihn bitten würde. Seine ritterliche Antwort war, er sei jederzeit dazu bereit. „Wohlan," sagte sie, „so töten Sie mich. Meine Leiden machen mir das Leben unerträglich. Zwar ist es nicht wahrscheinlich, daß Sie es thun, da es keine Männer mehr auf Erden giebt." — „Ich werde es thun," unterbrach sie Kleist, „ich bin ein Mann, der Wort hält." Und er hielt Wort.

Das wollüstige Verlangen, „die große Entdeckungsreise anzutreten", „wie zwei fröhliche Luftschiffer sich über die Welt zu erheben", steigerte sich in dem exaltierten Gemüte der beiden Unglücklichen bis zum Wahnsinn. Das zeigt der geradezu tolle Briefwechsel aus ihren letzten Tagen. Der Dichter schreibt: „Mein Jettchen, mein Herzchen, mein Liebes, mein Täubchen, mein Leben, mein liebes, süßes Leben, mein Lebenslicht, mein Alles, mein Hab und Gut, meine Schlösser, Aecker, Wiesen und Weinberge, Sonne meines Lebens, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, meine Vergangenheit und Zukunft, meine Braut, mein Mädchen, meine liebe Freundin, mein Innerstes, mein Hertzblut, mein Eingeweide, mein Augenstern, o, Liebste wie nen ich Dich? Mein Goldkind, meine Perle, mein Edelstein, meine Krone, meine Königin und Kaiserin, Du lieber Liebling meines Herzens, mein Höchstes und Theuerstes, mein Alles und Jedes, mein Weib, meine Hochzeit, die Taufe meiner Kinder, mein Trauerspiel, mein Nachruhm. Ach Du bist mein zweites besseres Ich, meine Tugenden, meine Verdienste, meine Hoffnung, die Vergebung meiner Sünden, meine Zukunft und Seligkeit, o Himmelstöchterchen, mein Gotteskind, meine Fürsprecherin und Fürbitterin, mein Schutzengel, mein Cherubim und Seraph, wie lieb ich Dich!" — Und Henriette antwortet in demselben Ton, indem sie Kleists Überschwänglichkeit noch zu überbieten bestrebt ist: „Mein Heinrich, mein Süßtönender, mein Hyazinthen-Beet, mein Wonnemeer, mein Morgen- und Abendroth, meine Aeolsharfe, mein Thau, mein Friedensbogen, mein Schoßkindchen" u. s. w. — ein Briefwechsel, dessen Beurteilung zum Ressort des Psychiaters gehört.

Kleists intimste Gedanken, die Aufschlüsse über das letzte Rätsel seines Lebens, finden wir in seinen Briefen an seine Cousine Marie v. Kleist. Am 9. Nov. schreibt er ihr: „Meine liebste Marie, mitten in dem Triumphgesang, den meine Seele in diesem Augenblicke des Todes anstimmt, muß ich noch einmal Deiner gedenken und mich Dir, sogut wie ich kan, offenbaren: Dir, der Einzigen, an deren Gefühl und Meinung mir etwas gelegen ist; alles Andere auf Erden, das Ganze und Einzelne, habe ich völlig in meinem Hertzen überwunden. Ja es ist wahr, ich habe Dich hintergangen, oder vielmehr ich habe mich selbst hintergangen; wie ich Dir aber tausendmal gesagt habe, daß ich dies nicht überleben würde, so gebe ich Dir jetzt, indem ich von Dir Abschied nehme, davon den Beweis. Ich habe Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundin vertauscht; aber wenn Dich das tröſten kan, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern, die im Gefühl, daß ich ihr eben so wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben will. Mehr Dir zu sagen, läßt mein Verhältniß zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemüths an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt."*) Der

*) Die ablehnende Haltung des Publikums und der Kritik trägt einen großen Teil der Schuld an Kleists Selbstmord. August Klingemann und Johannes Falk gehören zu den wenigen, die seine Bedeutung erkannt und laut gepriesen haben. Letzterer schreibt einige Monate vor Kleists Tod in der „Urania", Taschenbuch für das Jahr 1812, in seinem Artikel über die pantomimischen Darstellungen der Händel-Schütz (S. XXXII): „Hätte dieser kühne, junge, feurige Genius Heinrich von Kleist, dieser reichbegabte herrliche Kopf weiter nichts geschrieben, als seinen Zerbrochnen Krug oder sein Käthchen von Heilbronn: so verdienten, besonders bei der Armuth der Deutschen im dramatischen Fach seine Versuche Aufmerksamkeit, seine Talente Hochachtung. Wäre dem warmen, edeln, biederherzigen, geistvollen Gleim ein Genie wie Kleist in den Weg gelaufen: was meint man wohl, wie er es würde in seinen Arm heraufgejauchzt, hereingejubelt haben! Dagegen, wie verkehrt, wie kalt, wie wenig fördernd, wie lieblos ist fast Alles, was dieser junge Dichter bis jetzt über seine Produkte öffentlich erfahren hat! Und doch wie viele Köpfe sind dermalen in Deutschland noch übrig, die auch nur eine Seite — was Seite? — die auch nur eine Periode mit dieser Anmuth, mit dieser Originalität, mit dieser Neuheit, mit diesem Feuer im Ausdruck, mit dieser zugleich zarten und ungestümen Gluth eines echten shakespeareschen Pinsels, wie Kleist im Käthchen von Heilbronn zu schreiben im Stande sind? Mag es sein, daß er in diesem Produkt, wie in allen seinen übrigen, die Grenzen der Motive überschreitend, zuweilen an das Barocke streift: soll uns denn ein einziger Fehler des trefflichen Mannes gegen alle übrigen Vorzüge, die er besitzt, blind und der Mittelmäßigkeit, an der heutzutage fast aller öffentliche Weihrauch wie in Pfennigsgaben verräuchert wird, hold und geneigt machen? Wahrlich es ist wohl eigen, daß eine Nation wie die Deutsche, die jetzt so gern politische Ohnmacht und Blöße mit dem literarischen Ruhm ihrer Klopstocke, Herder, Schiller u. s. w. zudecken möchte, demungeachtet jeden Augenblick vergißt, daß man große Männer am würdigsten in ihren Nachkommen ehrt; und wer sind diese denn sonst, als junge Männer von Genie, die sich mit Muth und Geschick auf die von ihren Vorfahren betretene Bahn wagen?" — August Klingemann zeigte fast sämtliche Werke des Dichters in der Zeitung für die elegante Welt an und kargte niemals mit seinem Lob. Wir tragen hier nach, daß dort am 18. Juni 1807 Amphitryon sehr anerkennend besprochen ist. „Alkmene", heißt es u. a. „ist mit außerordentlicher Zartheit vollendet; beim Jupiter dürfte indes zu rügen sein, daß die strengen Formen des Donnerers sich hin und wieder zu sehr in Apollinische Weichheit abgelöst haben." Höchst lobend ver-

schimpfliche Bruch mit seiner Familie ist der erste Grund, warum er sterben will. Er setzt das alles in seinem zweitletzten Brief an Marie v. Kleist, da sie ihn von seinem Entschluß abbringen will, ganz ruhig auseinander: „Deine Briefe haben mir das Herz zerspalten, meine theuerste Marie, und wenn es in meiner Macht gewesen wäre, so versichre ich Dich, ich würde den Entschluß zu sterben, den ich gefaßt habe, wieder aufgegeben haben. Aber ich schwöre Dir, es ist mir ganz unmöglich länger zu leben; meine Seele ist so wund, daß mir, ich mögte fast sagen, wen ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe thut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspant halten; nicht aber Du, die fähig ist die Welt auch aus andern Standpunkten zu betrachten, als aus dem Deinigen. Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühesten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien, unaufhörlichen Umgang geflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hiniden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen. . . Ich wollte doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letztemal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden

breitet er sich 1810 (Nr. 235) über den ersten und 1811 (10. Okt.) über den zweiten Teil der Erzählungen. „Auch hier zeigt der Verfasser sein außerordentliches Talent in der Kunst, die innersten verborgensten Gefühle darzulegen, den Stufengang der Leidenschaften mit einer ergreifenden tiefwirkenden Kraft abzuschildern und die besonderen Gemüthslagen so anschaulich zu vergegenwärtigen und so lebendig vor den inneren Sinn hinzuzaubern, daß der Leser an die Dichtung wie an eine wirkliche Erscheinung zu glauben sich gezwungen fühlt.“ Aber diese paar günstigen Urteile verhallen in dem Lärm der kritischen Kläffer zumal des Stuttgarter „Morgenblatts“ und des Berliner „Freimüthigen“. Wir tragen aus ersterem noch die zwei folgenden Anzeigen nach, die 1810 erschienen. Über das Käthchen von Heilbronn: „Bei Lesung der ersten Blätter dieser Ritter-Tragödie glaubten wir, eine Parodie auf den romantischen Schnickschnack unserer Zeit zu finden. Bald aber ward es uns gewiß, daß es dem Herrn von Kleist barer, brennender Ernst sei. Der Stoff möchte noch ergiebig genug sein; die ganze Anlage aber und besonders der Ausdruck: Nein! etwas Tolleres ist uns seit des im Frieden entschlafenen Cramers Haspar a Spada nicht wieder vorgekommen.“ Dagegen freut sich derselbe Recensent, den Erzählungen „ein weit besseres Zeugniß sprechen zu können. Besonders anziehend war ihm die erste, Michael Kohlhaas, der Versicherung des Verfassers und auch dem Anscheine nach aus einer alten Chronik gezogen. Ein so eigenthümlich geprägter Charakter geht auch nicht aus der Phantasie hervor. Auch die zweite Novelle, die Markisinn von O***, vereinigt mit dem Sonderbaren der Situation die Kunst lebhafter und schöner Darstellung. Die dritte [Das Erdbeben in Chili] hat etwas Empörendes, und ist auch zu skizzenhaft behandelt.“ — Im „Freimüthigen“ besprach ein Anonymus (C. F. Weißer?) die ersten Phöbushefte, wobei Kleist jedesmal sehr übel wegkam. Am 5. Febr. 1808 heißt es dort über „Penthesilea“: „Beweglichkeit ist viel in diesem Trauerspiele, denn die Helden und Amazonen gehen und kommen fleißig ab und zu; Handlung? — nach dieser soll man ja nicht fragen. Einfach ist sie freilich; denn sie ist durchaus nichts, als Kampf zwischen den beiden Heeren. . . . Man schimpft auf die jetzigen Spektakelstücke und besonders geht es über das Pferdegetrampel, das jetzt auf den großen Bühnen oft eintritt, her. Aber so toll, wie der Spektakel in diesem Trauerspiele getrieben wird, dürfte er doch wohl nirgends ausgeführt sein . . . Ach! du armer Kotzebue, über dessen Theatercoups man so sehr herzieht, hättest du das gewagt, ausgetrommelt wärest du von jedem Buben geworden! . . . Von dem Dichter der Familie Schroffenstein und des Amphitryon, von der ersten Stelle in einer Zeitschrift, die Goethens Begünstigung sich rühmt, von dem allgemeinen Rufe endlich, der dieser Penthesilea voranging und dem Aufsehen, das Kleists Freunde von ihr verkündeten, konnte man und mußte man durchaus etwas Besseres und Vollendeteres erwarten, als in diesen Fragmenten

Schwestern*), besonders als die alte Wackern darzukam empfunden habe... Ich habe meine Geschwister immer, zum Theil wegen ihrer gutgearteten Persönlichkeiten zum Theil wegen der Freundschaft, die sie für mich hatten, von Herzen lieb gehabt; so wenig ich davon gesprochen habe, so gewiß ist es, daß es einer meiner herzlichsten und innigsten Wünsche war ihnen einmal, durch meine Arbeiten und Wercke, recht viel Freude und Ehre zu machen. Nun ist es zwar wahr, es war in den lezten Zeiten, von mancher Seite her, gefährlich, sich mit mir einzulassen, und ich klage sie desto weniger an, sich von mir zurückgezogen zu haben, je mehr ich die Noth des Ganzen bedencke, die zum Theil auch auf ihren Schultern ruhte; aber der Gedancke, das Verdienst, das ich doch zulezt es sey nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehn, und mich von ihnen als ein ganz nichtsnütziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Theilnahme mehr werth sey, betrachtet zu sehen, ist mir überaus schmertzhaft, wahrhaftig er raubt mir nicht nur die Freuden die ich von der Zukunft hoffte, sondern er vergiftet mir auch die Vergangenheit." Auch der politische Jammer, der Ruin seines Vaterlandes treibt ihn in den Tod. „Die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich im Leben festzuhalten. Mir waren die Gesichter der Menschen schon jezt, wen ich ihnen begegnete zuwider, nun würde mich gar, wen sie mir auf der Straße begegneten, eine körperliche Empfindung anwandeln, die ich hier nicht nennen mag.

gegeben worden ist." — Am 4. März schreibt derselbe Anonymus über die Marquise von O...: „Ist dies ein Sujet, das in einem Journal für die Kunst eine Stelle verdient? Doch da der Verfasser der als Muster aufgestellten Amazonenkönigin und ihres Gefolges für das Schamerröthen der weiblichen Unschuld die hohe Ehrfurcht nicht zu haben scheint, die wir dafür hegen, so wollen wir mit ihm deshalb nicht rechten, wenn jene Erzählung nur an und für sich unterhaltend oder in einem vorzüglichen Stil geschrieben wäre. Beides vermissen wir jedoch ganz. Schon nach den ersten Seiten erräth man den Schluß des Ganzen, und die Menschen darin benehmen sich alle so inconsequent, albern, selbst moralisch unmoralisch, daß für keinen Charakter irgend ein Interesse gewonnen werden kann. Der Stil ist undeutsch, steif, verschroben und gemein... Daß so etwas in einer Zeitschrift vorkommen, die sich Goethes besonderen Schutzes, ankündigungsgemäß zu erfreuen hat, so muß entweder der Herausgeber mit uns scherzen wollen oder dieser — oder Goethe." — Am 28. März über den Zerbrochnen Krug: „Freilich scheint es den Herausgebern nicht Ernst mit dem Geständniß, daß das Stück den Grund des Verunglückens in sich selbst trage, und sie scheinen es vielmehr als einen Beweis aufzustellen, daß auch das gebildetste und geduldigste Publikum manchmal Seitensprünge mache, aber wir möchten doch wissen, ob die Leser nicht auch Lust bekommen möchten, mitzupfeifen, wie es die Zuschauer in Weimar thaten." — Am 10. Juni über den Robert Guiskard: „Die Schilderung der Pest samt dem Andringen des Volkes ist weder in Hinsicht der Sprache und des Ausdrucks, noch des Ganges der Handlung interessant, doch an Regelmäßigkeit und Haltung der Charaktere der Penthesilea weit vorzuziehen." — Am 11. Juni über Das Käthchen von Heilbronn: „Dies muß ein Zug- und Kassenstück werden; denn gleich der erste Akt spielt in einer unterirdischen Höhle, wo das Vehmgericht haust... Herr von Kleist scheint sich nun einmal in die Gerichtsscenen besonders einstudiert zu haben... Romantisch ist die Anlage des Ganzen gewiß, wenn man dabei unbegreiflich versteht." — Am 5. Dez. über das „Machwerk" Kohlhaas: „So langweilig ist dieser Eingang, so breitgesponnen jeder Faden, daß aus diesem Gewebe unmöglich etwas anderes, als ein Stück schlechter Waare gewebt werden kann" u. s. w.

*) Wohl Gustchen v. Pannwitz und Ulrike. Kleist an Ulrike vom 2. Nov. 1808: „Ihm [Pannwitz] schuldig zu sein, quält mich nicht, doch ... [meiner Schwester?], die sie ihm vorgeschossen hat." Koberstein 147 f.

Es ist zwar wahr, es fehlt mir sowohl als ihnen an Kraft, die Zeit wieder einzurenken; ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas Anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen: dergestalt, daß ich mit Ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag. Was soll man doch, wen der König diese Allianz abschließt, länger bey ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kan.“ Die verlockende Gelegenheit eines gemeinsamen Todes mit einer edlen Freundin ist der dritte, der Hauptgrund. „Rechne hinzu, daß ich eine Freundin gefunden habe, die meine Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare begreift, und deshalb, obschon sie Mittel genug in Händen hätte mich hier zu beglücken, mit mir sterben will, die mir die unerhörte Lust gewährt, sich um dieses Zweckes Willen, so leicht aus einer ganz wunschlosen Lage, wie ein Veilchen aus einer Wiese herausheben zu lassen; die einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmüthig genug war sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne, nur meinetwillen verläßt: und Du wirst begreiffen, daß meine ganze jauchzende Sorge nur sein kan, einen Abgrund tief genug zu finden, um mit ihr hinabzustürtzen.“ Und noch einmal, zum letztenmal, am 12. November, die völlig überspannte Bestätigung seines festen Entschlusses: „Meine liebste Marie, wen Du wüßtest wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diese letzten Augenblicke meines Lebens mit Blumen, himlischen und irdischen zu bekränzen, gewiß Du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichre Dich ich bin ganz seelig. Morgens und Abends knie ich nieder, was ich nie gekont habe, und bete zu Gott; ich kan ihn mein Leben das allerqualvollste, daß je ein Mensch geführt hat jezo dancken, weil er es mir durch den . . . und wollüstigsten aller Tode vergütigt. Ach könt ich nur etwas für Dich thun das den herben Schmertz den ich Dir verursachen werde mildern könte! Auf einen Augenblick war es mein Wille mich mahlen zu lassen, aber alsdan glaubte ich wieder zu viel Unrecht gegen Dich zu haben, als daß mir erlaubt sein könte voraus zu sezen, mein Bild würde Dir viel Freude machen. Kan es Dich trösten wen ich Dir sage, daß ich diese Freundin niemahls gegen Dich vertauscht haben würde, wen sie weiter nichts gewollt hätte als mit mir leben? Gewiß meine liebste Marie, so ist es; es hat Augenblicke gegeben wo ich meiner lieben Freundin offenherzig diese Worte gesagt habe. Ach, ich versichre Dich, ich habe Dich so lieb, Du bist mir so überaus theuer und werth, daß ich kaum sagen kan, ich liebe diese liebe vergötterte Freundin mehr als Dich. Der Entschluß, der in ihrer Seele aufging, mit mir zu sterben, zog mich, ich kan Dir nicht sagen mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt an ihre Brust, erinnerst Du Dich wohl daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben

willst? Aber Du sagtest immer nein — Ein Strudel von nie empfundener Seeligkeit hat mich ergriffen, und ich kann Dir nicht leugnen, daß mir ihr Grab lieber ist als die Betten aller Kaiserinnen der Welt. — Ach, meine theure Freundin, mögte Dich Gott bald abrufen in jene bessere Welt wo wir uns alle mit der Liebe der Engel einander werden ans Hertz drücken können. Adieu."

In diesen Briefen findet sich auch eine harte, ungerechte Äußerung über Ulrike. Seit jenem Auftritte am Mittagstisch in Frankfurt zürnte ihr der Bruder, und kurz vor seinem Tode schrieb er der Cousine über die Schwester: „Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden, sich aufzuopfern, ganz für das was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdencken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist." Aber er konnte nicht sterben, ohne diese Worte, welche Ulrike, die ihm ihr Lebensglück, ihr ganzes Vermögen geopfert hatte, wahrlich nicht verdient hatte, am Morgen seines Todes reumütig zurückzunehmen. „Ich kann nicht sterben," schreibt er an die Schwester, „ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl! Möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich; das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß."

Mit kalter Entschlossenheit setzte er die That ins Werk. Erst wollten sich die Unglücklichen in Cottbus töten, von wo ein dort lebender Freund dem Gatten die Botschaft bringen sollte; aber ein Zufall kreuzte diesen Plan, und Kleist wählte einen anderen Ort am Wannsee, eine Meile von Potsdam in der Klein-Machenower Heide nahe an der Berliner Chaussée, wo er lange Jahre zuvor mit Rühle und Pfuel unter Gesprächen über den Selbstmord und die sicherste Todesart vorübergefahren war. Aus jener Zeit mochte ihm die verhängnisvolle Stelle im Gedächtnis sein.*) Hier wollte er sterben. Die Gegend war äußerst einsam, und da, wo der Straßendamm den See in den kleinen und großen Wannsee teilt, lag damals das alte Wirtshaus Zum neuen Krug oder zur Friedrich-Wilhelmsbrück, dessen Wirt Stimming hieß. Gegenüber, am diesseitigen Ufer des „kleinen" Wannsees, liegt die sandige Höhe, wo die That geschehen sollte.

*) Vgl. Bülow 53 und das Letzte Lied V. 37—40, wo ihm jene Stelle vorgeschwebt zu haben scheint. Fouqué erzählt in seiner Lebensgeschichte und in den Briefen an Eberhard, daß an ebenderselben Stelle „im Herbst des vorigen Jahres seine und Kleists Dichterverbindung durch Kleists „liebevoll kräftiges Entgegenkommen auf das innigste zusammengezogen" wurde. (Vgl. Briefe, Anhang 6.)

Mittwoch den 20. November 1811 vormittags fuhren Kleist und Henriette mit eigenem Fuhrwerk von Berlin ab. Henriette gab ihrem Manne vor, nach Potsdam zu reisen; er möge sie am folgenden Abend oder in der folgenden Nacht mit seinem Wagen dort abholen. Nachmittags um zwei stiegen sie im Kruge zum Stimming ab, ließen sich ein Paar Zimmer geben, gingen dann, immer in sehr vergnügter Stimmung, auf dem jenseitigen Ufer spazieren, offenbar um die rechte Stelle zu erkunden, und schrieben — wahrscheinlich fast die ganze Nacht hindurch — Briefe. Der Hausknecht, welcher die Nacht über wachte, sah in einem der Zimmer beständig Licht brennen und hörte die Gäste zuweilen gehen. Den ganzen nächsten Vormittag hielten sie sich still, baten sich ihre Rechnung aus und bezahlten sie. Dann verlangten sie einen Boten nach Berlin, dem sie einen Brief an den Kriegsrat Peguilhen zu besorgen gaben, und jener reiste um 12 Uhr ab. Auf die Frage, was sie am Abend speisen wollten, erwiderte Kleist: „Wir bekommen heut abend zwei Fremde, die müssen recht gut essen.“ — „Ach nein,“ sagte Frau Vogel, „ich dächte, wir ließen es; sie können auch mit einem Eierkuchen fürlieb nehmen, wie wir.“ — „Nun“, sagte Kleist, „dann essen wir morgen mittag desto besser.“ Und beide wiederholten: „Auf den Abend kommen zwei Gäste.“ Dann tranken sie ihre Bouillon, erkundigten sich abwechselnd nach der Uhr und fragten, wann der Bote wohl gewiß in Berlin sein könnte. Da er um 12 Uhr weggegangen war, versicherte man, so müßte er um drei Uhr, höchstens halb vier dort sein. Nach einer Weile kamen beide aus ihren Zimmern herunter und fragten noch einmal, ob jetzt der Bote wohl dort sein könnte. Der Wirt bejahte es. Dann gingen beide hinaus, ließen sich den Kaffee auf jene gegenüberliegende Uferhöhe bringen, weil es da so schön sei, zeigten sich äußerst scherzhaft und vergnügt, sprangen mit einander und warfen Steine ins Wasser. Endlich schickte Henriette die Aufwärterin mit dem Kaffeegeschirr fort und trug ihr auf, die eine der Tassen auszuwaschen und ihr wiederzubringen. Die Frau ging; nach etwa vierzig Schritten hörte sie einen Schuß fallen, bald danach einen zweiten. Sie glaubte, daß die Fremden zum Vergnügen schössen, und ging ihres Weges; als sie dann mit der Tasse zurückkam, sah sie beide im Blute liegen. Mittlerweile eilte auch der Förster herbei, dessen Wohnung in der Nähe war, und der die Schüsse gehört hatte; er fand Henriettens Leiche in einer kleinen Vertiefung, das Überkleid von beiden Seiten aufgeschlagen und die Hände auf der Brust gefaltet. Kleist hatte sie so sicher durch das Herz geschossen, daß nicht ein Tropfen Blut geflossen war. Er selbst kniete tot in derselben Grube vor ihr: er hatte sich — mit tiefem Einlegen der Pistole in den Mund, denn das Gesicht war nicht beschädigt*) — eine Kugel durch den Mund in den Kopf geschossen; beide waren ganz unentstellt, mit einer

*) Nach einer Versicherung des „Morgenblatts“ 1811, S. 1220, das hinzufügt: „Bemerkenswert ist, daß Kleist beide Schüsse mit derselben Pistole that, denn eine zweite lag geladen da; er hatte also so viel Ruhe gehabt, noch einmal zu laden.“

heiteren, zufriedenen Miene. „Wirklich war es nicht möglich,“ schreibt Peguilhen von Henriettens Leiche, „den Tod in einer herrlicheren Gestalt zu sehen: halb sitzend, halb liegend, die Hände gefalten, den freundlichen Blick wie im Leben zum Himmel gerichtet, ward sie gefunden, weiß gekleidet wie frisch gefallener Schnee, in der Gegend des Herzens geschmückt mit einer einfachen Rose, wie eine himmlische Braut, sonst keine Spur von Verletzung, und das an einem Tage, an welchem die ganze Natur in dichtem Nebel trauerte.“ Sie war 31 Jahre alt, Kleist hatte das 34. Jahr um einen Monat und drei Tage überschritten.

Als man die Zimmer bei Stimming aufsprengte, fand man nichts als Kleists kleines Felleisen und einen ebenfalls versiegelten Kasten, worin noch Briefe an Vogel, Ulrike und Marie v. Kleist, Geld, Kleidungsstücke, Schlüssel und zwei Bücher: eine Übersetzung des Don Quijote und Klopstocks Oden; in letzterem besonders eingeschlagen „Die todte Clarissa“, die freilich wie an dieser Leiche geschrieben scheint. Der Brief, den Kleist durch den Boten an Peguilhen geschickt, enthält nichts als kleine Besorgungen, den Wunsch, daß sein Barbier bezahlt werde, und daß sein Wirt ein Andenken von ihm erhalte — das ist alles, was den Dichter in der letzten Stunde seines Lebens beschäftigte! Kein Ausdruck der Trauer, den Freuden, kein Wort der Freude, den Traurigkeiten dieser Welt zu entsagen! Der Brief ist so unheimlich vernünftig, daß man bei der Erwägung, in welchem Augenblick er geschrieben ist, ihn für den Ausdruck des Wahnsinns halten könnte. Und ebenso praktisch und verständig sind die Zeilen, die Henriette an Peguilhen schreibt; sie vermag sogar noch über ihren bevorstehenden Tod mit dem „bekannten Kleist“ zu witzeln und bittet den Hausfreund, sie und ihren Todesgenossen möglichst bald „aus dem sehr unbeholfenen Zustande“ zu befreien, „indem wir erschossen daliegen“. Und sie, die ganz genau weiß, daß sie in wenigen Stunden ihrem Vater, der sie vergöttert, ihrem Manne, der sie anbetet, einen furchtbaren und unheilbaren Schmerz bereiten wird, gedenkt des bevorstehenden Christfestes und bestellt für den heiligen Abend eine „recht schöne blaßgraue Tasse inwendig vergoldet“, welche den Weihnachtstisch ihres Mannes schmücken soll!

Um sechs Uhr abends kamen die „beiden Fremden“, deren Ankunft Kleist dem Wirt für den Abend angekündigt hatte: Henriettens Gatte und sein Freund Peguilhen. Sie hörten und sahen das Entsetzliche. Nach dem Willen der Verstorbenen ließ Peguilhen am Orte der That eine gemeinsame Grube für beide graben und eilte am anderen Morgen mit dem schmerzlich bewegten Vogel nach Berlin zurück, um zwei Särge zu bestellen. Erst am Abend des folgenden Tages, des 22. Novembers, um 10 Uhr, brachte man sie, nachdem die Totenschau vollzogen, zur Ruhe.

Von den zu Berlin „in der grünen Stube“ in Vogels Hause zurückgelassenen Briefen an Adam Müllers Frau, Cousine Marie und Bruder

Leopold ist namentlich der erstere interessant.*) Er lautet: „Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen, uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich wie zwei fröhliche Luftschiffer über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unsern Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht haben würden, wenn Sie uns in der grünen oder rothen Stube beisammen gesehen hätten. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung!**) — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wir zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen liebgewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben. — Leben Sie wohl, unsere liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, glücklich! Wir unsererseits wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält."

Rendant Vogel veröffentlichte in der Spenerschen und in der Vossischen Zeitung die Todesanzeige seiner Frau: „Mit dem schmerzhaftesten Gefühl mache ich allen meinen Freunden und Verwandten das am 21. November erfolgte Ableben meiner innigst geliebten Gattin Adolphine Sophie Henriette geborne Keber, hiermit bekannt. Ihr Tod war rein, wie ihr Leben. Von der Bürde dieses krankhaften Lebens niedergedrückt, ging sie dem Tode nach ihren eigenen schriftlich hinterlassenen Worten: Weine oder traure nicht — — — denn ich sterbe einen Tod, wie sich wohl wenige Sterbliche erfreuen können, gestorben zu sein, da ich von der innigsten Liebe begleitet die irdische, Glückseligkeit mit der ewigen vertausche, — entgegen. Dieses muß ihren alten Vater, meine einzige Tochter Pauline und mich trösten bei diesem unersetzlichen Verlust, und ich hoffe, man wird mit den gewöhnlichen Beileidsbezeugungen verschonen Ihren tiefbetrübten Gatten Fr. Louis Vogel." Die Vossische und die Spenersche Zeitung brachten am 26. und 28. November eine ungeschickte Anzeige Peguilhens, worin er

*) Er ist jedenfalls falsch datiert; da die Unglücklichen schon am 20. ihre letzte Fahrt nach dem Wannsee angetreten hatten, so konnten sie nicht am 21., ihrem Todestage, von Berlin aus schreiben. Kleist war über das Datum seiner letzten Tage nicht im klaren, denn in dem letzten Brief an Peguilhen unterzeichnet er: „man sagt hier den 26. Nov. wir wissen aber nicht, ob es wahr ist." Ebenso ist der Abschiedsbrief an Ulrike nur: „den —, am Morgen meines Todes" datiert.

**) Vgl. Kleine Schriften 292 (6 f.). Aus Molières „Ecole des femmes": Le monde, chère Agnès, est une étrange chose.

als intimer Freund der Frau Vogel und naher Bekannter Kleists und in seiner Eigenschaft „als Vollstrecker des letzten Willens der beiden Verewigten" das Publikum ersucht, sein Urteil über das Geschehene noch aufzuschieben; er gedenke in der nächsten Zeit auf den dringenden Wunsch seines Freundes Vogel, noch vor Ablauf des Jahres, eine Schrift über die Katastrophe am Wannsee zu veröffentlichen, „über die That, wie sie nicht alle Jahrhunderte gesehen haben, vollbracht von zwei Menschen, welche die Liebe und Reinheit selbst waren und die nicht mit einem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden können." Die angekündigte Schrift erschien jedoch nicht; sie ward auf Befehl des Königs durch einen Erlaß des Berliner Polizeipräsidenten vom 6. Dezember 1811 unterdrückt. Zwar richtete nun Peguilhen ein Rechtfertigungsschreiben an Hardenberg, worin er sich namentlich gegen den Vorwurf eines dem Beamten nicht anständigen Grades von Excentricität und daß seine Entschuldigungs- nicht Verteidigungsschrift irreligiös sei, verwahrte, aber es blieb dabei, und das Kammergericht erließ an ihn kurz nachher die Aufforderung, die „sich in seinem Gewahrsam befindenden Pistolen, womit der ehemalige Lieutenant v. Kleist und die verehelichte Vogel sich entleibt haben" der Kriminalordnung gemäß abzuliefern. Seiner enthusiastischen Schrift blieb es vorbehalten, erst in unseren Tagen ans Licht gezogen zu werden.

Der Cousine Marie von Kleist, die dem Herzen des Dichters so nahe gestanden, wurden die beiden zurückgelassenen Briefe Kleists erst einen Monat später übergeben, denn sie war krank und man fand es ratsam, ihr Heinrichs Tod wochenlang zu verschweigen. „An Heinrich Kleist," äußerte sie zu Peguilhen, „habe ich den Teilnehmer an allen meinen Freuden, an allen meinen Leiden verloren. Es war die sanfteste, wohlthuendste Gesellschaft für mein Herz. . . So muß ich gestehen, daß eine nähere Bekanntschaft mit der Frau Rendantin Vogel nie zu meinem Wissen gelangt ist. Zuweilen, wenn er mich verließ, sagte er, er ginge in diesem Hause oder mit dieser Gesellschaft spatzieren, ohne sich je über eine engere Verbindung mit Madame Vogel auszulassen." Die Geschwister Kleists, Frau von Pannwitz, Julie von Weiher, Leopold von Kleist*), verlangten Nachrichten über das Ende ihres Bruders Heinrich. Die That erregte ein großes Aufsehen und fand verschiedenartige Beurteilung. Die Rahel billigte sie.**) Franz Horn, der sentimentale Romantiker, fand die

*) Dieser hatte gerade zur Zeit der Katastrophe eine lebensgefährliche Operation durch den berühmten Hufeland überstanden und sprach schon um deswillen und auch seinem tiefreligiösen Sinne gemäß wohl absichtlich niemals über seinen einzigen Bruder und dessen Ende. Nach mündlichen Familienmitteilungen.

**) „Von Kleist befremdet mich die That nicht," schreibt sie am 23. Dez. 1811 an Alexander von der Marwitz; „es ging streng mit ihm her, er war wahrhaft und litt viel. . . Ich mag es nicht, daß die Unglückseligen, die Menschen, bis auf die Hefen leiden. . . Ich freue mich, daß mein edler Freund — denn Freund ruf ich ihm bitter und mit Thränen nach — das Unwürdige nicht duldete: gelitten hat er genug. — Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Thaler gereicht; Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt' er sich ihm nur zerstört zeigen können. Den ewigen Kalkul

Empfindung, die Kleists Tod giebt, „unendlich herber, als die bei der Erinnerung an Hussens oder anderer Märtyrer Tod“. Jung-Stilling, von seinem religiösen Standpunkt, entsetzte sich über die Feigheit und das Elend des am himmlischen Vater verzweifelnden Selbstmörders. Madame de Staël, der Müller den Tod Kleists angezeigt haben mochte, fand sich gereizt, eine Schrift gegen den Selbstmord zu schreiben. Dann kam der Troß der öffentlichen und lauten Beller. Am tollsten gebärdete sich jedenfalls ein Anonymus (F. C. Weißer) im Stuttgarter Morgenblatt (1811, Nr. 310 und 1812, Nr. 4), der in einem schnöden Aufsatz: „Oeffentliche Seligsprechung und Vergötterung des Mordes und Selbstmordes in Deutschland“, gestützt auf Peguilhens allerdings taktlose Todesanzeige, Kleist, „einer der berüchtigsten Jünger der berüchtigten romantisch-mystischen Schule“, der seinen Namen „mit großer Unehre“ führte, als das Opfer des Mysticismus und einer Litteratur hinstellte, „die, ein verpesteter Sumpf, beinahe nichts als Basilisken ausbrüte“. Dahin gehört auch das Urteil Theodor Körners, in dessen Vaterhause man freilich Ursache haben mochte, Kleist zu zürnen. Der alte Körner teilte — in einer bisher stets unterdrückten Stelle — am 13. Dezember 1811 dem Sohne nach Wien Kleists Tod mit: „Von Kleist's Tode schreibt die Chodowiecka an die Piatoli, Kleist habe eigentlich nicht die Vogel, sondern eine andere Frau (auch nicht die Hendel) geliebt. Dieser habe er die Erschießensparthie proponirt, aber kein Gehör gefunden. Die Vogel sei erst nachher zu diesem Tanz aufgefordert worden und da sie, ohnedem wegen eines Krebsschadens habe sterben wollen, so sei sie geneigt dazu gewesen.“*) Hierauf antwortete Theodor mit der folgenden unverständigen Bemerkung**): „Kleists Ende hat mich nicht sehr gewundert, wie sich aber eine Frau aus Liebe zu ihm hat erschießen können, das sehe ich noch nicht ein. — In der ganzen Geschichte erkenne ich das überspannte, flache Wesen der Preußen deutlich ausgedrückt. Es

hätten sie nie unterbrochen, ob er wohl Recht, ob er wohl nicht Recht zu dieser Tasse Kaffee habe! Ich weiß von seinem Tode nichts, als daß er eine Frau und dann sich erschossen hat. Es ist und bleibt ein Muth.“ (Rahel II 576 f.) Am 1. Dez. 1811 schrieb Rahel an Varnhagen: „Du weißt doch, daß sich Heinrich Kleist erschossen hat: er sich in den Mund und einer Mad. Vogel ins Herz; bei Stimming, wenn man von Potsdam hierher fährt. Der Tod ist so schwarz, und das Leben will doch nicht gehen!“ (Briefwechsel II 183.) Darauf antwortete Varnhagen aus Prag: „Wie erschrak ich über die Nachricht von Kleists Tod. Brentano brachte sie mir zuerst, ihm hatte es Savigny geschrieben. Kurz vorher hatte ich den zweiten Theil seiner herrlichen Erzählungen gelesen, und mich seines blühenden Talents mit inniger Neigung gefreut! Das ist nun zerstört. Ich war erschüttert: seine Seele schwebte mir vor, und ich hatte Einsicht darein! Der Arme! welch ein ungeheurer Schmerz muß in ihm gewüthet haben, eh er sein Talent aufgab, das er in seinem verwüsteten Leben wie den unzerstörbaren Talisman eines verheißenen Glücks betrachtete“ (192.) Und am 27. Febr. 1812 schreibt Rahel an Varnhagen: „Erschöss' ich mich: wunderten sich die Freunde, wie über Kleist. Diese Begräbnißfeier, mich nicht zu wundern, habe ich ihm wenigstens gehalten.“ (Rahel III 17, Briefwechsel II 289.)

*) Hs. im Körner-Museum zu Dresden. Die Chodowiecka ist die Witwe des Kupferstechers und ihre Freundin die Witwe des Marchese Piattoli, der in der polnischen Revolution verwickelt und später der Freund der Herzogin Dorothea von Kurland war. Er verheiratete sich 1806 mit der Hofdame der Herzogin, Fräulein von Vietinghoff, und starb 1809.

**) Vgl. Briefe, Anhang 4.

giebt Fälle, wo jeder Trost niederträchtig, und die Verzweiflung Pflicht ist, das wird niemand läugnen, nur muß es keine Verzweiflung an sich, sondern an das Leben sein. Manches Leben kann nur der Selbstmord würdig enden, und für solch einen hab ich Respect. Das andre sind Kindereyen, wozu weder Muth noch Kraft gehört." Ebenso unfreundlich schrieb Adam Müller über „das schreckliche Ende unsers Kleist" an Fr. Schulz, den Mitarbeiter der „Abendblätter", indem er dagegen protestierte, daß beide Verstorbene das Andenken an ihn und seine Frau „in das frevelhafte Spiel ihrer letzten Gedanken verwickelt haben". Das Denkmal, welches Müller seinem Freunde setzen wollte und wozu er 1812 Nachrichten sammelte, ist nicht zustande gekommen, doch hat er im Wiener „Sammler" im Dezember 1811 über das Ende seines Freundes geschrieben. In einem seiner Briefe spricht er davon, daß unter allen europäischen Blättern, die sich mit dieser Katastrophe befaßt, die Times den ruhigsten und besten Originalartikel gebracht habe. Die gerade 1811 gegründete Frankfurter „Oderzeitung" verschwieg den Fall aus Rücksicht auf die Familie, während die Zeitung für die elegante Welt allerlei Klatsch erzählte und sogar dem Dichter der „Wahlverwandtschaften" Kleists Tod zur Last legte.*) Sehr schön äußerte sich Wilhelmine v. Zenge in einem Briefe zu Handen Tiecks: „Wenn man sein schreckliches Ende entschuldigen will, muß man sein unglückliches Gemüth genau gekannt haben... Wunderbare Fügungen des Himmels haben mich von Kleist getrennt; doch wird er meinem Herzen immer werth bleiben. Mein größter Wunsch war es, daß er an der Seite eines anderen weiblichen Wesens glücklich werden möchte: doch wurde auch dieser Wunsch nicht erfüllt. Von den letzten Jahren seines Lebens weiß ich wenig. Einmal hat er uns in Leipzig besucht. Er soll die letzte Zeit körperlich und geistig krank gewesen sein, sogar mit Mangel gekämpft haben, was ich erst nach seinem Tode erfuhr."**) Fouqué endlich, den Peguilhen bei seinem geplanten Nekrolog zu Rate zog, schrieb über des

*) In der Nummer vom 7. Dez. 1811 fragt ein Anonymus, ob es wahr sei, daß beide kurz vor ihrem Hintritt noch die „Wahlverwandtschaften" gelesen haben. „Es sind Zeichen der Zeit. Aber Vorwitz und böser Wille könnte leicht die Zeiger an diesem Zifferblatte muthwillig verrücken wollen, indem man die Lektüre eines Buches damit in Verbindung setzt, welches, wie der Legationsrath Falk vor Kurzem in einem gediegenen Aufsatz in der Urania gezeigt hat, weit über alles, was Schiller und andere intendirt haben, das innere Getriebe des Schicksals, wie es sein soll, weil es sein muß, uns aufschließt und wie es ebenfalls Herr Falk versichert, diesen Dichter Kleist mit sich selbst und seinen erhabenen Schicksalsdichtungen in vollkommenen Einklang setzt." Und am 30. November setzt das Blatt seinen Lesern folgendes Geschichten vor: „Ein hiesiger Beamter hatte eine hübsche junge geistreiche Frau, die aber von der Sucht, den schönen Geist zu machen, angesteckt und hauptsächlich eine erklärte Bewunderin der neusten ästhetischen Schule war. Ein alter Schulfreund des Mannes [Adam Müller], der oft bei ihm im Hause war, führte auch seine Freunde dort ein, und unter anderen auch Heinrich von Kleist. Zwischen diesem letzteren und der Frau des Beamten entstand bald ein Verhältniß, das der Mann nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnte. Der Himmel weiß, welche Familienscenen deshalb stattgefunden, genug, die Verführte entschloß sich, mit ihrem Verführer davonzugehen, nicht um an einem anderen Orte mit ihm zu leben, vielleicht weil beide überzeugt waren, daß es ihnen dazu an den nöthigen Mitteln fehle, sondern um gemeinsam zu sterben."

**) Biedermann S. 239.

„herrlichen Menschen“ Hinschied: „Ich bin innig erschüttert von der furchtbar sichern Kraft, mit welcher unser Heinrich einem Leben Fahrewohl sagen konnte, in welchem noch so viele Kränze auf ihn warteten, so viele liebevolle Herzen ihm entgegenschlugen. Gebieten Sie über mich, wenn ich im Stande bin, Ihnen auf irgend eine Weise für das Andenken des edlen Gefallenen behülflich zu sein.“ Auch an seinen Freund A. G. Eberhard hat er darüber eingehend geschrieben und ein schönes Gedicht auf Kleists Tod veröffentlicht.*)

Ulrike erfuhr die Schreckensthat auf einer Fahrt von Frankfurt a. O. nach Gulben zu ihren Verwandten von Schönfeldt. Als sie in Körlin übernachtete, hörte sie, wie in einem benachbarten Zimmer zwei Fremde über den Selbstmord des Lieutenants von Kleist plauderten; von bösen Ahnungen erfaßt, fragte sie atemlos, von welchem Kleist die Rede sei, und fiel, als sie die Wahrheit erfuhr, in Ohnmacht. In Gulben wurde ihr der letzte Brief des Bruders eingehändigt. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Geschwister kurz zuvor uneins geworden, so wird man Ulrikens Schmerz begreifen. Jahrzehnte lang bis an ihr eigenes Ende (am 5. Febr. 1849) betrauerte sie den innig Geliebten. In ihrem Vaterhaus blieb sie, unvermählt, der Erziehung junger Mädchen sich widmend, bis an ihren Tod. Auch ihren nächsten Freunden hat sie zu keiner Zeit von den Schicksalen des Bruders erzählen wollen; und so oft selbst ihr vertrautester Berater diese Saite anschlug, unterbrach sie ihn mit der Bitte: Sprechen wir nicht von ihm; es thut meinem Herzen weh. In ihrer Gegenwart durfte auch Goethes Namen nicht ausgesprochen werden; sie zürnte ihm, weil er, wie sie meinte, ihrem Bruder, dem er so leicht hätte helfen können, jede Anerkennung versagt habe. Auch auf Theodor Körner war sie sehr übel zu sprechen und immer protestierte sie bei ihren Verwandten gegen die Aufführungen von „Toni“, der „unbefugten“ Dramatisierung von Kleists Erzählung: Die Verlobung in St. Domingo. In ihren letzten Jahren verwirrte sich ihr Geist. Sie liegt auf dem Frankfurter Kirchhofe begraben: auf dem eisernen Kreuze stehen Namen, sowie Geburts- und Sterbetag verzeichnet. Das nach ihrem Tode verödete Elternhaus kam in fremde Hand.**) Jahrzehnte lang war es, um einen Stock erhöht und nach rückwärts verlängert, der Gasthof zum Prinzen von Preußen. Eine Gedenktafel bezeichnet es als Heinrich von Kleists Geburtshaus. Heute hat sich in den Zimmern, wo unser Dichter geboren

*) Die Briefe sind im Anhang zu Kleists Briefen abgedruckt. Das Gedicht stand in den „Erholungen, Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete“ 1812, Nr. 1 und nochmals abgedruckt in Hoffmann v. Fallerslebens „Findlingen“, 252 f. Vgl. auch Fouqués Lebensgeschichte 293, wo der streng kirchliche Dichter sich über des Freundes Selbstmord äußert.

**) Ihr Nachlaß ging in den Besitz ihrer Universalerbin, Frau von Schönfeldt, geb. von Pannwitz, über, einer rechten Nichte Heinrichs, welche nebst vielen anderen Nichten von Ulrike erzogen worden war und dieselbe in ihrer letzten Krankheit treulich gepflegt hatte. So kamen auch die später von Koberstein veröffentlichten Briefe in ihren Besitz. Mit diesem war sie damals in langer, eingehender Korrespondenz und hat im Sinne ihrer Tante selbst genau bestimmt, was gedruckt, was verschwiegen werden sollte. In wessen Besitz die Briefe, die vielleicht noch manchen Aufschluß enthalten, jetzt sind, haben wir nicht erfahren können.

und aufgewachsen, und im Hofe, wo er mit seinen Geschwistern und seiner Braut Wilhelmine geweilt, die Postbehörde niedergelassen*), die schon früher das Zengesche Nachbarhaus bezogen hatte. Der Grabhügel, darunter der Dichter Ruhe gefunden, war jahrzehntelang verschollen. Der Sand drohte die beiden kleinen Hügel ganz zu verwehen. Eduard von Bülow hatte in den vierziger Jahren Mühe, die Gräber zu finden. Nach alter märkischer Landessitte waren sie mit Föhrenzweigen bedeckt, zu denen jeder Vorübergehende einen neuen legte. Bülow rettete die Stätte, auf der sich zwischen den zwei Gräbern eine Eiche erhebt, vor dem völligen Untergang. Er wies in den Zeitungen auf diese unwürdige Vernachlässigung hin, und eine von Tieck und ihm angeregte Sammlung ermöglichte 1848 die Setzung eines unbehauenen Granitwürfels mit Kleists Namen, Geburts- und Todestag. Der Besitzer des Grundstückes, zumal aber die Tochter des Wirts Stimming nahmen jetzt die Gräber in ihre Obhut und bepflanzten sie. Später geriet die Gruft in neuen Verfall, und 1861 scheint sie in einem höchst unwürdigen Zustande gewesen zu sein. Es wurde eine neue Sammlung angeregt, zu der Bogumil Dawison den Ertrag einer im Hotel de Saxe zu Dresden von ihm veranstalteten Vorlesung des „Prinzen von Homburg", welcher auch der Kronprinz und die Kronprinzessin von Sachsen (König Albert) beiwohnten, im Betrag von hundert Thalern beisteuerte. Von dieser Summe wurden die Kosten der eisernen Umfriedigung und eines zweiten Grabsteines aus weißem Marmor bestritten. Die Inschrift des letzteren lautet:

Heinrich von Kleist.
geb. 10. October 1776.
gest. 21. November 1811.
Er lebte, sang und litt
In trüber, schwerer Zeit,
Er suchte hier den Tod
Und fand Unsterblichkeit.
Matth. 6. V. 12.

Das Terrain, auf dem das Grab sich befindet, ist jetzt Eigentum des Prinzen Friedrich Karl und nicht mehr so einsam wie früher: die Eisenbahn fährt dicht daran vorbei, und zahlreiche Villen reicher Berliner Banquiers und Künstler haben sich in der Nähe angesiedelt. Das Wirtshaus von Stimming ist die heutige Villa Alsen. Neuerdings hat die von Kleistsche Familienstiftung sich endlich des schon wieder arg verwahr-

*) Unmittelbar neben Kleists Geburtshaus zur Rechten im Superintendenturgebäude ist heute eine zweite Gedenktafel angebracht mit der Inschrift: „Wilhelm und Alexander von Humboldt, 1787 bis 1788." So nahe sind sich Kleist und die Humboldts gewesen: die einen fröhliche, junge Studenten, dem Herrn Oberprediger an der Marienkirche zur Pflege des Leibes und Geistes übergeben, der andere ein zehnjähriger Knabe, der eben, nach des Vaters Tode, aus dem elterlichen Hause scheiden mußte. Auch später, z. B. in Paris 1801, begegneten sie sich mehrfach auf ihrem Lebenswege und mochten gemeinsame Erinnerungen an Frankfurt und die Universität austauschen.

losten Grabes angenommen und will den Unterhalt auch für die Zukunft übernehmen. Der „Verein für die Geschichte Berlins" wird Kleists Berliner Wohnungen „zum goldenen Stern" an der Spandauerstraße und seine letzte Behausung in der Mauerstraße Nr. 53 ermitteln und in seiner pietätvollen Weise mit Gedenktafeln auszeichnen. Dann mag sich auch als eine späte Sühne dessen, was ihm seine Zeitgenossen schuldig blieben, in der Hauptstadt des neu erstandenen Reiches neben Lessing, Goethe, Schiller als der vierte Große unserer klassischen Poesie ein Denkmal von Preußens größtem Dichter erheben

* * *

Auch den poetischen Werken Kleists hatte ungerechtes Vergessen gedroht. Sein Freund Ludwig Tieck hat sie dem Untergang entrissen und sich durch ihre Herausgabe, der leider philologische Sorgfalt fehlt, ein großes Verdienst erworben. Er las die „Hermannsschlacht" und besonders den „Prinzen von Homburg" öffentlich vor und gewann diesen Dramen Freunde, so daß er sie drucken lassen konnte. Dieses geschah 1821 in der Ausgabe von Kleists hinterlassenen Schriften, denen Tieck eine wertvolle biographisch-ästhetische Vorrede beigab, und schon 1826 konnte er in drei Bänden Kleists gesammelte Schriften mit erweiterter Biographie veröffentlichen, denen 1846 eine vierbändige ausgewählte Ausgabe folgte. Während der langen Zeit bis 1848 blieb Tieck der einzige Biograph Kleists, und machte namentlich und mit Erfolg für die Bühnenaufführung seiner Dramen Propaganda. Er regte auch Eduard von Bülow zu dem verdienstlichen, obgleich unkritischen Buche: Kleists Leben und Briefe an, dessen biographische Einleitung dankenswerte Notizen enthält aus dem Munde von Kleists überlebenden Freunden (Rühle, Tieck, Pfuel, Fouqué) und Freundinnen, namentlich von Marie von Kleist, Karoline von Schlieben, Frau Adam Müller, Wilhelmine von Zenge und deren „goldenen" Schwester. Das Wertvollste sind die Briefe, vornehmlich an seine Braut, nebst einigen verschollenen Gedichten, Aufsätzen und Dokumenten. Bülow beeinträchtigte sein Verdienst dadurch, daß er Wahrheit und Dichtung vermengte und von dem ihm zugänglichen Material nur einen bescheidenen Bruchteil veröffentlichte. Biographisch trat endlich Julian Schmidt zunächst 1849, dann in seiner Litteraturgeschichte und ausführlicher 1859 in seiner Einleitung zur revidierten und ergänzten Tieckschen Ausgabe unserem Dichter näher, indem er zugleich neue Nachrichten z. B. von Friedrich Dahlmann mitteilte, einige Gedichte aus dem „Phöbus" der Vergessenheit entriß und in der Kritik der Werke über Tieck hinausgelangte. In den drei folgenden Jahren kamen dazu die Veröffentlichungen von August Koberstein: Kleists Briefe an Ulrike; von Emil Kuh: Die Quelle des Kohlhaas; von Rudolf Köpke: Kleists politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken nach seltenen Drucken und Handschriften. Auf Grund dieses Materials, das noch durch die Briefwechsel

von Tieck, Solger, Gentz, Raumer, Fouqué, Zschokkes Selbstschau, Varnhagens Denkwürdigkeiten und „Rahel“, Launs Memoiren, J. W. Teichmanns Litterarischen Nachlaß, Hoffmanns von Fallersleben Findlinge, Peguilhens Berühmte Schriftsteller der Deutschen Bereicherung erfahren, konnte es Adolf Wilbrandt 1863 wagen, uns mit der ersten Kleist-Biographie zu beschenken, welche, trotz empfindlicher Lücken, eine feinsinnige und nahezu erschöpfende Charakteristik Kleists und seiner Werke enthält. Hieran reihten sich Schillmanns Schulprogramm über Kleists Jugend, die Familie Schroffenstein und ein wiedergefundenes Fragment aus dem „Katechismus der Deutschen“; Heinrich von Treitschkes Monographie über Kleist, Paul Lindaus Mitteilungen über ein politisches Manifest und die letzten Lebenstage Kleists aus Peguilhens Nachlaß, Prorektor Schwarzes Korrektur des Datums von Kleists Geburtstag und Nachrichten über Eltern und Geschwister; Karl Siegens Arbeiten über den Zerbrochnen Krug, Kleists Familie und dessen Tauf- und Totenschein, O. Wenzels Urkunden über Kleists letzte Berliner Jahre, Hans von Wolzogens Monographieen über Kleist und den Prinzen von Homburg, B. Erdmannsdörfers und Yorcks von Wartenburg Mitteilungen über eine Handschrift des Prinzen von Homburg; K. Varrentrapps Untersuchung über den Prinzen von Homburg in Geschichte und Dichtung, Wilbrandts Vorwort zu Kleists Aufsatz über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden; Rudolf Genées Einleitung zu seiner Bühneneinrichtung der „Hermannsschlacht“; Jonas' Buch über das Körnersche Haus; Wilhelm Vollmers Herausgabe von Kleists Geschäftsbriefen an Cotta; Karl Biedermanns Edition sämtlicher erhaltener Briefe Kleists an Wilhelmine; Franz Munckers Forschungen über die Quellen der Marquise von O****, Erich Schmidts gehaltvolle Abhandlung über Kleist, Otto Brahms umfangreiche Monographie; Felix Bambergs Lebensbeschreibung in der Allgemeinen deutschen Biographie, H. Isaacs Schuld und Schicksal im Leben Kleists; und endlich meine eigenen Arbeiten über das Urbild des Zerbrochnen Kruges, Kleist in der Schweiz und Nachträge zu Kleists Leben. Neuerdings hat Th. Semler den „Zerbrochnen Krug“ für den Schulunterricht dargelegt und Heinrich Weismann eine Schulausgabe des „Prinzen von Homburg“ mit Einleitung und Anmerkungen veranstaltet. Auch das Ausland nahm sich jetzt unseres Dichters an: der „Prinz von Homburg“ erschien in englischer, „Michael Kohlhaas“ in englischer und französischer, der „Zerbrochne Krug“ in französischer Übersetzung, und in Francis Lloyd und William Newton (Prussia's Representative Man) in London, Dietrich Stjernstedt in Upsala, Xavier Marmier, Auguste Dietrich, A. de Loustalot und Catulle Mendès in Paris fand Kleist begeisterte Erklärer seines Lebens und seiner Werke. Ebenso hat sich die deutsche Bühne auf ihre Ehrenschuld besonnen, das „Käthchen von Heilbronn“ und den „Zerbrochnen Krug“ ins Repertoire aufgenommen, die

„Hermannsschlacht“ und den „Prinzen von Homburg“ vielfach zur Darstellung gebracht und sich an „Penthesilea“ und „Familie Schroffenstein“ versucht. Die Säkularfeier seiner Geburt wurde zwar noch nicht wie die Grillparzers in Österreich als Nationalfeier von der ganzen Nation begangen, aber sein Bild ist in weiten Kreisen lebendig geworden und hat auch auf die Jugend gewirkt. Dadurch ist der Dichter für die Vernachlässigung, die sein Leben und Wirken noch lange nach seinem Tod erfuhr, nachträglich entschädigt worden. Er lebt und steigt täglich in der Verehrung und Liebe unserer Nation.

Wir bieten hier den ersten Versuch einer historisch-kritischen Ausgabe von Kleists sämtlichen Werken. Die biographische Einleitung will eigentlich nicht viel mehr als ein Nachtrag zu den Monographieen von Julian Schmidt und Wilbrandt sein. Eine gleichmäßige Ausarbeitung verbot schon der geringe verfügbare Raum. Sie behandelt ausführlich nur jene Partieen in Kleists Leben, die erst nach Wilbrandts Monographie durch die Forschung aufgeklärt wurden. Für die bisher so sehr im Dunkel gebliebenen Abschnitte: Kindheit und Jugend waren wir so glücklich mündliche Mitteilungen von Kleists Nachkommen zu erhalten, die uns auch das einzige Bild des Dichters zur Verfügung gestellt haben; die Schweizer Jahre sind nach unserer Monographie dargestellt, die in den „Nachträgen zu Kleists Leben“ Ergänzung und Berichtigung erfuhr; mehrere neu aufgefundene Briefe haben eine neue Darstellung von Kleists Reise mit Pfuel, seines Verhältnisses zu den Schwestern von Schlieben und Lohse, der Redakteurszeit des „Phöbus“ und der Berliner „Abendblätter“ u. s. w. möglich gemacht. Daß wir die in einer bereits vergriffenen Nummer der „Gegenwart“ zuerst abgedruckten Briefe als Nachtrag zur biographischen Einleitung reproduzieren, vervollständigt und durch die Briefe aus dem Geh. Staatsarchiv bereichert, die O. Weinzel weder komplett noch ganz korrekt in der jetzt ebenfalls vergriffenen Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung v. 12. und 19. Sept. 1880 veröffentlicht hat, wird jedem Leser willkommen sein.

Nicht geringe Schwierigkeiten bereitete die chronologische Einordnung der Schriften nach der Zeit ihrer Entstehung. Zum erstenmal in eine Gesamtausgabe aufgenommen wurden hier mehrere Gedichte, ferner erste Neudrucke (aus den Berliner „Abendblättern“). Zum erstenmal gedruckt (nach der Handschrift) erscheinen: Die Familie Ghonorez mit Entwurf: Familie Thierrez und der Aufsatz: Die Kunst, den Weg des Glücks zu finden. Es war uns vergönnt die Handschriften des Zerbrochnen Krugs, der Penthesilea, des Prinzen von Hombung, des Robert Guiskard und verschiedener Aufsätze und Gedichte zur Feststellung des Textes heranziehen zu können, sowie endlich einzelne Gedichte aus dem Privatbesitze von Autographensammlern. Zum Zwecke der Textkritik wurden sämtliche Originalausgaben und Kleists Zeitschriften: Phöbus und Berliner Abendblätter herangezogen. Auch Einzeldrucke, Fliegende

Blätter, Veröffentlichungen aus dem Nachlasse fanden sich noch zusammen, so daß jetzt wohl eine möglichste Vollständigkeit in dieser Hinsicht erzielt ist. Die unerwartete Auffindung der „Familie Ghonorez" läßt uns hoffen, daß ein günstiger Zufall früher oder später auch noch etwa eine vollständige Fassung des „Guiskard", die verschollenen Jugendversuche: „Peter der Einsiedler" und „Leopold von Österreich", die „Geschichte meiner Seele", die Schrift über Kants Philosophie und vor allem Kleists zweibändigen letzten Roman, von dem wir zuerst Kunde brachten, ans Licht bringen werde.*)

In Bezug auf die Textkritik war wenig vorgearbeitet, trotz der fleißigen Schrift Reinhold Köhlers: Zu Heinrich von Kleists Werken, Die Lesarten der Originalausgaben und die Änderungen L. Tiecks und Julian Schmidts, Weimar 1862 und gelegentlichen Vorschlägen von Gomperz, Erich Schmidt und Heinrich Welti. Die Sache mußte vollständig von neuem angefaßt werden. In Betracht kommen hier, von den Originalausgaben (O) und Handschriften (M) abgesehen, in erster Linie folgende Editionen: Kleists gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Tieck 1826 (T); Kleists gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Tieck, revidiert, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt, Stereotypausgabe, 1874 (S) und Kleists hinterlassene Schriften, herausgegeben von L. Tieck 1821 (Hint. Schr.). Nicht berücksichtigt wurden Tiecks Titelausgabe: Kleists ausgewählte Schriften, Berlin, Reimer, 1846, 4 Bändchen, und die erste Ausgabe von Tieck-Schmidt von 1859, welche Julian Schmidt durch die obige Stereotypausgabe von 1874 verbesserte. Schmidt hat in dieser Ausgabe, zu der er wohl namentlich durch Reinhold Köhlers Ausstellungen veranlaßt wurde, einen entschieden bessern Text geboten und manchen Wink seines Censors befolgt, so daß es unbillig wäre, auf jene schlechtere erste Ausgabe zurückzukommen. Immerhin hätte er in seiner Nachgiebigkeit noch etwas weiter gehen und namentlich seinen fragwürdigen Standpunkt: „handgreifliche Sprachfehler des Dichters wiederherzustellen, haben wir uns aber nicht veranlaßt gesehen", nachgerade aufgeben können. Ein Herausgeber hat kein Recht, dem Dichter das Pensum zu korrigieren, am allerwenigsten in solchen Fällen, wo der Schnitzer mit Konsequenz durchgeführt ist und als Spracheigentümlichkeit zur geistigen Physiognomie gehört. Die unselbständigen späteren Ausgaben von Heinrich Kurz (Hildburghausen 1868, zwei Bände) und in der Gustav Hempelschen Samm-

*) Johanna von Haza schreibt über Kleists Manuskripte an Tieck, daß ihre Mutter außer der verloren gegangenen „Geschichte meiner Seele" noch „mehrere Hefte, von seiner eigenen Hand: Fragmente überschrieben", besaß. „Es waren wirklich nur solche; außer der Novelle Josephe und Jeromino [Das Erdbeben in Chili] und der Erzählung vom Roßkamm [Michael Kohlhaas] enthielten sie nur einzelne hingeworfene Ideen und Bemerkungen, die aber größtenteils voll tiefen Sinnes waren und die gleichsam mehr zur Anschauung seiner Seele dienen, als seine Dichtungen." (Briefe an Tieck II 175). Ebenfalls verloren sind die Handschriften Kleists, die Rühle, zum Teil in Doppelmanuskripten, besaß; sie verschwanden während seiner Abwesenheit in den Freiheitskriegen aus seiner Berliner Wohnung, um wahrscheinlich infolge eines Mißverständnisses verbrannt zu werden. Bülow, Vorr. IX, 41.

lung (1879, fünf Teile), die einfach den Text von Tieck-Schmidt wiederholen, haben wir gar nicht berücksichtigt, und nur in wenigen Fällen die Ausgaben von Karl Siegen (Kleists ausgewählte Dramen in Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationallitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, 1877, 2 Bde. mit Einleitungen) und Eduard Grisebach (2 Bde., Leipzig, Reclam jun.), die sich zumeist an Köhler halten.

Zum Schlusse sind wir noch eine Erklärung schuldig, inwieweit wir die Handschriften benutzt haben. Sie galten uns als erste Autorität in Fällen, wo, wie beim „Prinzen von Homburg", den Gedichten und Kleinen Schriften, der erste Druck nicht von Kleist selbst besorgt wurde. Wo Kleists Originaldruck vorliegt, ist die Handschrift nur von konsultativem Werte, da wir es in erster Linie mit dem Text zu thun haben, den der Dichter durch sein Imprimatur anerkannt hat. Wo Kleist sein Werk zweimal, zuerst in einer Zeitschrift, veröffentlicht hat, bleibt die zweite Fassung der Originalausgabe maßgebend. Doch ist natürlich die Handschrift für die Kritik der Lesarten von größter Wichtigkeit. In manchen Fällen konnten die Druckfehler der oft sehr inkorrekten Originalausgaben, die sich durch alle folgenden Veröffentlichungen wie eine ewige Krankheit fortgeschleppt haben, verbessert werden. Mehrere solcher Druckfehler erklären sich jetzt durch die oft schwer zu entziffernden Schriftzüge Kleists. An anderen Stellen konnten die vielen nachlässigen Belassungen und eigenmächtigen Änderungen Tiecks mit einem Hinweis auf die Handschrift abgewiesen werden. Verschiedene Emendationen Schmidts erwiesen sich jetzt als richtig. Reinhold Köhler hat fast überall recht behalten.

Wir können diese Einleitung nicht abschließen, ohne vorher allen denen, die uns bei unserer schweren Arbeit mit Rat und That zur Seite gestanden, unseren Dank auszusprechen. In erster Linie der Königl. Bibliothek in Berlin, in deren Besitz Dahlmanns, Varnhagens, Tiecks und Köpkes Nachlaß übergegangen, und dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin, das uns ebenfalls die Benutzung der Kleist-Akten mit gewohnter Liberalität gestattet hat; sodann den Nachkommen des Dichters, vor allem seinem Neffen Major Theodor von Kleist und den Damen von Stojentin und von Schönfeldt; dann den Herren Hans Grafen Yorck von Wartenburg, Dr. Emil Peschel, Prof. Schwarze, Dr. R. Köhler, Dr. Faust Pachler, Dr. Fr. Leitschuh, Dr. L. A. Frankl, Dr. C. v. Wurzbach, Dr. Karl Siegen, Dr. Heinrich Reschauer, Frau Rätin Rudolph und endlich den Herren Dr. Hermann Brandes und Dr. Oskar Bulle, die uns bei der Textvergleichung und Korrektur zur Seite gestanden haben. Auch noch viele andere Bibliotheken und Sammler leisteten unserem Appell Folge und unterstützten uns mit brieflichen und bibliographischen Schätzen, Notizen und Auszügen; besonders verpflichtet bin ich den Besitzern wichtiger Handschriften, deren Namen als Quelle anzugeben ich niemals versäumt habe.

Berlin, Ende Juli 1885.

Theophil Zolling.

Briefe von Heinrich von Kleist.

I.

Fragezettel an Wilhelmine von Zenge.*)

[Frühling 1800.]

1. Wenn Jemand einen Fehler, von welchem er selbst nicht frei ist, an einem Anderen tadelt, so hört man ihm oft antworten: Du machst es selbst nicht besser und tadelst doch Andere? — Ich frage: darf man darum nie einen Fehler an Andern tadeln, weil man ihn selbst beging?

2. Was für ein Unterschied ist zwischen rechtfertigen und entschuldigen?

3. Wenn beide, Mann und Frau, für einander thun, was sie ihrer Natur nach vermögen, wer verliert von beiden am meisten, wenn Einer zuerst stirbt?

4. Eine Frau kann sich die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes erworben haben, ohne sein Interesse zu besitzen. Wodurch gewinnt und erhält sie sich dieses?

II.

An Maler Lohse.**)

Liechsthal, d. 23t December, 1801.

Mein lieber Lohse, Du empfängst durch einen Boten diesen eingeschloßnen Schlüssel, den ich nicht, wie ich gestern versprach, selbst nach Basel bringen kann, weil ich mich krankhaft ermattet fühle am Leibe und an der Seele. Sondre Dein Eigenthum von dem meinigen ab, schicke den Schlüssel mir zurück, und bedeute unsre lieben Wirthsleute, daß sie meine beiden Koffer zurückbehalten sollen bis auf weitere Nachricht.

Und weiter hätte ich Dir nichts zu sagen? O doch, noch etwas. Aber sei unbesorgt. Du sollst keine Vorwürfe von mir hören. Ich will Abschied von Dir nehmen auf ewig, und dabei fühle ich mich so friedliebend, so liebreich, wie in der Nähe einer Todesstunde.

*) Hs. der Hamburger Stadtbibliothek. Die 3. Frage beantwortet Kleist selbst in seinem Briefe v. 30. Mai 1800 (Biedermann S. 9 f.).

**) Hs. der Sammlung Carl Meinert in Dessau.

Ich bitte um Deine Verzeihung! Ich weiß, daß eine Schuld auch auf meiner Seele haftet, keine häßliche zwar, aber doch eine, diese, daß ich Dein Gutes nicht nach seiner Würde ehrte, weil es nicht das Beßte war. O verzeihe mir! Es ist mein thörigt überspanntes Gemüth, das sich nie an dem, was ist, sondern nur an dem, was nicht ist, erfreuen kann. Sage nicht, daß Gott mir verzeihen solle. Thue Du es, es wird Dir göttlich stehen.

Ich verzeihe Dir Alles, o Alles. Ich weiß jetzt nicht einmal, ja kaum weiß ich noch, was mich gestern so heftig gegen Dich erzürnt hat, und wenn ich mich in diesem öden Zimmer so traurig einsam sehe, so kann ich mir gar nicht Rechenschaft geben, gar nicht deutlich, warum Du nicht bei mir bist?

Und ich sollte Dich nicht lieben? Ach, wie wirst Du jemals einen Menschen überzeugen können, daß ich Dich nicht liebte! — Du hast wohl selten daran gedacht, was ich schon für Dich gethan habe? Und es war doch so viel, so viel, ich hätte für meinen Bruder nicht mehr thun können. Denke nur zuweilen daran zurück, auch an Metz; ich muß Dich nur daran erinnern. Ach es ist nicht möglich, nicht möglich, es muß Dich doch immer rühren, so oft Du daran denkst.

Und doch konntest Du von mir scheiden? So leicht? Ach, Lohse, wenn Caroline Dich einst fragen wird, wie konntest Du so schnell, so leicht von einem Menschen scheiden, der Dir doch so viel Liebes, so viel Gutes that, wie wirst Du Dich getrauen können zu antworten, es sei geschehen, weil er immer recht haben wollte —?

O weg von dem verhaßten Gegenstande. Du fühlst gewiß nicht einmal, was mich daran schmerzt. Ich habe mich in den vergangenen Tagen vergebens bemüht, auch mir diese Empfindlichkeit zu stumpfen. Aber noch die bloße Erinnerung erregt mir die Leidenschaft. — Was suchten wir wohl auf unserm schönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenschaft? Warum grade, grade Du —? Es war mir doch Alles in der Welt so gleichgültig, selbst das Höchste so gleichgültig; wie gieng es zu, daß ich mich oft an das Nichtswürdige setzen konnte, als gälte es Tod und Leben? Ach, es ist abscheulich, abscheulich, ich fühle mich jetzt wieder so bitter, so feindseelig, so häßlich — Und doch hättest Du alle holden Töne aus dem Instrumente locken können, daß Du nun bloß zerrissen hast —

Doch das ist geschehen. Ich will kurz sein. Unsere Lebenswege scheiden sich, lebe wohl — Und wir sollten uns nicht wiedersehen —? O wenn Gott diesmal mein krankhaftes Gefühl nicht betrügen wollte, wenn er mich sterben ließe! Denn niemals, niemals hier werde ich glücklich sein, auch nicht wenn Du wiederkehrst — Und Du glaubst, ich würde eine Geliebte finden? Und kann mir nicht einmal einen Freund erwerben? O geht, geht, ihr habt alle keine Herzen — — Wenn mir geholfen ist, wie ich es wünsche, so ist es auch Dir. Ich weiß wohl noch

etwas, worüber Du Thränen des Entzückens weinen sollst. Dann wird auch Caroline Dir etwas von mir erzählen — O Gott, Caroline! — Wirst Du sie denn auch glücklich machen? — O verschmähe nicht eine Warnung. Es ist die letzte, die pflegt aus reiner Quelle zu kommen. Traue nicht dem Gefühl, das Dir sagt, an Dir sei nichts mehr zu ändern. Vieles solltest Du ändern, manches auch könntest Du. Lerne auch mit dem Zarten umzugehen. — Wenn aber die Lebensreise noch nicht am Ende wäre, dann weiß ich noch nichts Bestimmtes. Bei Heinrich Zschokke wirst Du aber immer erfahren können, wo ich bin. Schreibe mir, in ein Paar Monaten, wo Du bist, dann will ich mein Versprechen halten, und Dir die Hälfte von Allem überschicken, was mein ist.

Und nun, was ich noch sagen wollte — es wird mir so schwer das letzte Wort zu schreiben — wir waren uns doch in Paris so gut, o so gut — Bist Du nicht auch unsäglich traurig? Ach, höre, willst Du mich noch einmal umarmen? Nichts, nichts gedacht, frage Dein erstes Gefühl, dem folge. — — Und wenn es doch das letzte Wort wäre — O Gott, so sage ich Dir und allen Freuden das Lebewohl Lebewohl Lebewohl

Heinrich Kleist.

Bern, d. 27t December.

Also Du bist nicht nach Basel gegangen? Ei der Tausend! Wie man doch die dummen Leute anführen kann! Denn ich habe Dich wirklich überall voll Betrübniß gesucht, und die ganze Scene von Metz wiederholt — Also Du bist frisch und gesund in Bern? Nun, das freut mich, freut mich doch — Aber Gott weiß, ich habe jetzt einen innerlichen Widerwillen vor Dir und könnte Dich niemals wieder herzlich umarmen. Ich nehme also das Obengesagte zurück. — Empfange Dein Eigenthum in der Krone, schicke mir die Charte, Pantoffeln 2c. 2c. und lebe wohl wohl.

d. 29t Mittags.

Mein lieber Lohse, ich muß Dir jetzt doch mein unverständliches Betragen erklären! — Ich schrieb diesen Brief in Liechsthal und empfieng ihn in Basel zurück. — Als ich in Bern erfuhr, daß Du hier seyst, schrieb ich die Nachschrift. Denn damals schien es mir noch süß, Dir wehe zu thun. — Am andern Tage dachte ich wieder, es so [sei] besser Dir das zu ersparen. Darum schickte ich Dir bloß die Sachen ohne den Brief. — Heute Morgen als ich Dich unter den Arkaden begegnete, Gott weiß, ich hatte das Alles vergessen und mir war es wie vor 6 oder 8 Wochen. Aber das war doch wohl nur bloß ein vorübergehendes Gefühl — Prüfe selbst ruhig, ob wir wohl für einander passen — Du wirst wie ich, die Unmöglichkeit einsehen — Aber komm noch einmal zu mir, wir wollen ohne Groll scheiden.

An HErrn Lohse.

III.
An Heinrich Zschokke.*)

Thun, d. 2t März 1802.

Mein lieber Zschokke, ich habe Ihren Brief aus Aarau erhalten, und mit Freude zugleich, und mit Erstaunen, vernommen, daß Sie wirklich mit sichrer Hand das Schiff Ihres Lebens fort von den Küsten der politischen Welt in den Hafen der philosophischen Ruhe führen. Denn niemals (ich darf es Ihnen selbst frei gestehen) habe ich an den Ernst Ihres Wunsches geglaubt, und erst jetzt fühle ich in Ihrer Seele, wie gegründet er sein mag, da eine Nacht der Verwirrung über Ihr unglückliches Vaterland hereinzubrechen droht. Es bedarf wohl nicht der Erklärung, daß ich hierbei an den Aller-Welts-Consul, an den Cousin de la Suisse (weil er sich so hoch mit der Verwandschaft rühmt) denke. Mich erschreckt die bloße Möglichkeit, statt eines Schweizerbürgers durch eines Taschenspielers Kunstgriff ein Franzose zu werden. Sie werden von den Unruhen im Simmethal**) gehört haben, es sind bereits Franzosen hier eingerückt, und nicht ohne Bitterkeit habe ich ihrem Einzuge beigewohnt. Ist es denn wahr, daß sie auch das pays de Vaud in Besitz genommen? — Unter diesen Umständen denke ich nicht einmal daran mich in der Schweiz anzukaufen. Ich habe mir eine Insel in der Aare gemiethet, mit einem wohleingerichteten Häuschen, das ich in diesem Jahre bewohnen werde, um abzuwarten, wie sich die Dissonanz der Dinge auflösen wird. Ich werde in einigen Wochen einziehen, vorher aber noch, Geschäfte halber, auf ein Paar Tage nach Bern kommen. Schreiben Sie mir doch ja, ich bitte Sie, wie weit Sie mit Ihrem Kaufe in Richtigkeit sind. Jetzt denke ich mehr als jemals an eine Zukunft in Ihrer Nachbarschaft, wenn überhaupt das Schicksal mir eine Freystätte in der Schweiz bereitet. Nächstens mündlich mehr davon. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie das geßnersche Haus, das ich sehr ehre und liebe.

Heinrich Kleist.

N. S. Hierbei erfolgen 7 schuldige Batzen — Wenn Sie doch gelegentlich einmal im Hôtel de Munique das letzte Mittagessen bezahlen wollten, nur Eines, das ich dort schuldig geblieben bin.

IV.
An Maler Lohse.***)

[Dresden, 15. August 1803.]

Mein lieber Lohse, ich bin seit einigen Tagen in Dreßden, und habe das ganze schl[iebensche] Haus voller Besorgnisse um Dein Schicksal gefunden, weil Du seit so vielen Monaten nicht geschrieben hast. Es ist

*) Hs. im British Museum, Additional Ms. 29776.
**) Das Simmen- oder Siebenthal bei Thun.
***) Hs. Meinert-Dessau.

kein Uebel der Erde, unter welchem Dich C.[aroline] im Geiste nicht seufzen und erliegen sieht. Bald ist es ihr am wahrscheinlichsten, daß Du krank, bald, daß Du ihr untreu seist, und Möglich ist, daß die Wahrheit auf eine gewisse Art zwischen inne liegt. Es kann sein, daß Du in einem Augenblick der Hoffnungslosigkeit Dich entschlossen hast, Deine Schicksale von den Schicksalen dieses armen Mädchens zu trennen. Sollte dies der Fall sein, und sollte Trennung von ihr ein Mittel sein, um mit freier Bewegung Deiner Kräfte wenigstens Dir allein ein erträgliches Brot zu erringen (Du verstehst mich), so setze, wie Du es angefangen hast, Dein Stillschweigen fort, und ich will, während meines Hierseins, alles Mögliche thun, um den großen Schmerz, der dieses arme Mädchen dann allerdings träfe, zu mildern. Wenn Du aber zu Deinen Kräften noch ein klein wenig Mut spürst, o mein lieber Lohse, so laß Dir sagen, daß keine Arbeit Dich schrecken muß, die dies Vortrefflichste der Mädchen Dir gewinnen kann. Nach meiner (allerdings unvollständigen) Ansicht der Dinge, scheint mir die Schweiz immer noch der Ort zu sein, an welchem Du Dein Talent am frühesten und sichersten gelten machen kannst. C. ist überdies auf dem Wege, eine echte Künstlerin zu werden, und wird einst mehr als Dich unterstützen können. Solltest Du aber nicht Dir zutrauen, die Schweizermaler zu verdrängen (welches Du allerdings darfst und kannst), so kannst Du wahrhaftig nichts besseres thun, als in Dein Vaterland zurückzukehren unter Menschen, die Dich lieben, mit Dir verwandt sind, oder wenigstens Deine Sprache verstehen. Deine Pläne aber mögen sein, welche sie wollen, so theile sie Deinem Freunde mit, und scheue Dich nicht, jede Hülfe von ihm zu fordern, die er Dir leisten kann. Ich werde noch einige Zeit, vielleicht einen Theil des Sommers in Dreßden bleiben und hier wird mich auf jeden Fall Dein Brief finden. Mein Schicksal nähert sich einer Krise, ist sie glücklich, so werden mir Mittel genug zu Gebote stehen, um Dir zu helfen.

Heinrich Kleist.

V.

An Henriette von Schlieben.*)

Meine theure Freundinn Henriette,

ich will diese Reise des Hauptmanns von Gleißenberg, meines Jugendfreundes, nicht unbenutzt lassen, Ihnen ein Paar flüchtige Zeilen von Ihrem immer treuen Heinrich Kleist in die Hände zu schanzen. Verzeihen Sie, wenn ich alle Versprechungen, mit welchen ich in Dreßden von Ihnen schied, so gänzlich unerfüllt gelassen habe. Wenn uns das Schicksal so unerbittlich grimmig auf der Ferse folgt, so haben wir alle Besinnung nöthig, um uns nur vor seinen Schlägen einigermaßen zu

*) Hs. Meinert-Dessau.

retten. Doch es bedarf nur eine kurzen Ruhe, um uns alle frohen Augenblicke der Vergangenheit, und mit ihnen alle gute Menschen in's Gedächtniß zu rufen, denen wir sie schuldig sind.

Wie ist es Ihnen denn dieses ganze lange Jahr über, das wir uns nicht gesehen haben, gegangen? Wie befindet sich ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Was macht unsre liebenswürdige Freundinn Caroline? Ist Wilhelm*) in Dreßden gewesen? Und ist ihm sein Wunsch erfüllt, und ihm eine Laufbahn im Civil eröffnet worden? Schreibt Lohse öfter als sonst? Und geht es ihm gut? Wo ist er denn jetzt? Dürfen wir hoffen, unsre liebe Caroline durch ihn bald glücklich zu sehen? — Auf alle diese Fragen, mein theuerstes Cousinchen, wird Ihnen Ihr Herz sagen, daß Sie mir die Antwort schuldig sind.

Ich habe Lohsen auf einige Zeit in Varese gesehen, wo ich einen der frohsten Tage meines Lebens verlebt habe. Wir fuhren, Werdecks**), Pfuel, er, und ich, zusammen nach Madonna del monte, einem ehemaligen Kloster an dem südlichen Fuße der Alpen; und war es diese Gesellschaft, und dieser Ort, dieser wunderschöne Ort, vielleicht auch der Genuß der gewürzreichen Weine, und der noch gewürzreicheren Lüfte dieses Landes: ich weiß es nicht; aber Freude habe ich an diesem Tage so lebhaft empfunden, daß mir diese Erscheinung noch jetzt, bei dem Kummer, der mir zugleich damals fressend an's Herz nagte, ganz verwundrungswürdig ist. — Uebrigens hatte ich, bei der Gesellschaft, die uns immer umgab, nur selten Gelegenheit, mich ihm vertraulich zu nähern. Seine Verhältnisse schienen in dieser Stadt sehr mannichfaltig, selbst ein wenig verwickelt, er selber gegen mich etwas geheimnißvoll, so daß ich Ihnen keine ganz sichere Nachricht über ihn zu geben im Stande war; sonst hätte ich wirklich gleich von dort aus an Sie geschrieben. — Auch hatte er eben einen Brief an Caroline angefangen, so daß ich einen Aufschub wagen zu dürfen glaubte, und späterhin durch eine zunehmende Gemüthskrankheit immer unfähiger ward, die Feder zu einem Briefe an Sie anzusetzen.

Von dort aus bin ich, wie von der Furie getrieben, Frankreich von Neuem mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset, über Genf, Lyon, Paris nach Boulogne sur Mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte sich damals wirklich nach England mit dem Heere eingeschifft hätte, aus Lebensüberdruß einen rasenden Streich begangen haben würde; sodann von da wieder zurück über Paris nach Mainz, wo ich endlich krank niedersank, und nahe an fünf Monaten abwechslend das Bett oder das Zimmer gehütet habe. Ich bin nicht im Stande vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motiven verloren, und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf andere erfolgen konnten. — Jetzt

*) Wilhelm v. Schlieben, der Bruder von Karoline und Henriette.
**) Über Werdeck vgl. Biogr. Einleitung, S. XLIII.

werde ich in meinem Vaterlande bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt werden, und mich vielleicht in Kurzem wieder zu einer neuen Reise rüsten müssen. Denn ich soll mit einer Gesandtschaft nach Spanien gehen, und werde auf diese Art wohl Verzicht leisten müssen, jemals auf diesem Sterne zur Ruhe zu kommen. — Wie lieb sollte es mir aber sein, wenn mich diese Reise über Dreßden führte, und ich an Ihrer Seite, meine liebenswürdige Freundinnen, einige der schönen Tage der Vergangenheit wiederholen könnte! Bis dahin erfreuen Sie mich gütigst mit einem Paar Zeilen von Ihrer Hand, und vergessen Sie meine Bitte nicht um Nachricht über Alles, Frohes oder Trauriges, was Ihr Haus betroffen haben könnte. Denn Alles, was Sie, geht auch mich an.

Berlin, d. 29t Juli 1804.

Heinrich Kleist.

N. S. Diesen Brief gebe ich dem Hauptmann v. Gleißenberg*) mit, der nach Gulben bei Cottbus zu seiner Braut, meiner Cousine, dem Fräulein v. Pannwitz, und vielleicht von dort, in Geschäften seines künftigen Schwiegervaters, nach Dreßden geht. In diesem Falle, denk' ich, werden Sie ihm wohl, als meinem Freund, vorläufig ein freundliches Gesicht schenken, bis er Zeit gewonnen hat, es sich bei Ihnen zu verdienen. Er wird sich auch meinen Koffer ausbitten, für dessen gütige Aufbewahrung ich Ihnen allerseits ergebenst danke. — Sollten Hindernisse ihn abhalten, nach Dreßden zu gehen, so wird er Ihnen diesen Brief mit der Post schicken; und in diesem Falle mögte ich wohl wissen, ob sich Gelegenheit fände, diesen Koffer mit einem Frachtwagen nach Gulben bei Cottbus an den Herrn Hauptmann v. Pannwitz zu schicken? Wenn dies nicht möglich ist, so bitte ich ihn gradezu dorthin auf die Post zu geben.

[Henr]iette von Schlieben
[Hochge]bohren,
zu
Dreßden.

VI.

An Festungskommandant de Bureau.**)

Monsieur,

Mon camerade, Msr. de Ehrenberg, me charge de Vous rendre grace, de ce que Vous avés eu la bonté, de lui envoyer le voyage en Italie, d'Archénholz. C'est un compatriote, qu'il retrouve en

*) Gleißenberg scheint in der That nach Dresden gereist zu sein. Kleist schreibt am 24. August an Ulrike: Gleißenberg bringt mir meinen Koffer von Dresden mit. (Koberstein 106).

**) Hs. im Körner-Museum zu Dresden.

étranger. Je Vous remercie de même, Monsieur, moi et Msr. de Gauvain, du Dictionaire et de la Grammaire française, que Vous avés bien voulu nous prêter; nous en ferons le meilleur usage que possible.

J'ai l'honneur de Vous saluer

Kleist.

Au fort de Joux,
31 Mars, 1807.

A Monsieur
Monsieur de Bureau
Commandant du fort de Joux
à
Pontarlier.

VII.
An Rühle von Lilienstern.*)

Mein liebster Rühle,

ich schreibe Dir nur ganz kurz, um Dir folgende Notizen zu geben. Soeben ist von dem Gen. Clarke der Befehl zu meiner Loslassung angekommen. Ich bin aber ganz ohne Geld, und nicht im Stande, zu reisen, wenn Du mir nicht unverzüglich das Geld von Arnold schickst. Ich zweifle auch gar nicht daran, daß Du diese Sache schon auf meinen Brief von Ende vorigen Monats (glaub ich) abgemacht hast, und daß das Geld schon unterwegs ist. Sollte es aber doch, unvorhergesehener Hindernisse wegen, unmöglich gewesen sein, so mußt Du es entweder noch möglich machen, und zwar ohne allen Verzug (müßtest Du auch einen Theil der Summe dafür aufopfern) oder aber wenigstens meiner Schwester Ulrike davon Nachricht geben, so höchst unangenehm mir auch dieser Schritt wäre. Ich muß Dir sagen, daß es mir äußerst niederschlagend sein würde, wenn ich mir mit allen meinen Bemühungen nicht so viel erstrebt hätte, als nöthig ist, mich aus einer Noth, wie die jetzige ist, heraus zu reißen. Arnold hat das Buch, wie Du mir geschrieben hast, schon vor 10 Wochen gedruckt; es läßt sich also gar kein billiger Grund denken, warum er so lange mit der Bezahlung zögert. Ich glaube auch nicht, daß er es gethan hat; ich glaube auch nicht, daß Deinem Eifer etwas vorzuwerfen sei; die Möglichkeit nur, daß das Geld doch, trotz dem Allen ausbleiben könnte, macht mich unruhig. Auf jeden Fall erwarte ich Deine Antwort hier, auf meinen vorigen Brief, die spätestens in 14 Tagen, wenn Du geschrieben hast, hier eintreffen muß. Ich muß auf Befehl des Gen. Clarke, nach Berlin gehen, und mich dort bei ihm melden. Es ist ungeheuer, ..., so durch die Welt zu jagen, ohne zu

*) Hs. in der Berl. K. Bibliothek (Nachlaß Varnhagen).

fragen, wo das Geld dazu hernehmen? Bis diese Stunde verweigert man mir noch die Reise-Entschädigungen, die sonst einem gefangenen Offizier zukommen; und ob ich mich gleich an das Kriegs-Gouvernement in Paris wenden werde, so ist doch sehr zweifelhaft, ob ich etwas damit ausrichte. Doch die Post drängt, ich muß schließen. Sobald ich in Berlin bin schreibe ich Dir; und eile in Deine Arme, so bald ich dort meinen Paß habe. Denn ein Verhör werde ich doch wohl noch dort auszustehen haben. Lebe wohl und bleibe treu

Deinem

H. v. Kleist.

Chalons sur Marne,
d. 13t Juli 1807.

N. S. Antworte mir unverzüglich auf diesen Brief. Solltest Du den Wechsel schon abgeschickt haben, so kannst Du genau berechnen, wann ich in Berlin bin. Laß mich auch dort einen Brief vorfinden, der mich genau von Deinen Entschlüssen für die Zukunft unterrichtet. Adieu.

VIII.

An Karl Freiherrn v. Stein zum Altenstein.*)

Verehrungswürdigster Herr Geheimer-Ober-Finanzrath,

Indem ich Ihnen, in der Anlage, die Anzeige eines Kunstjournals überschicke, das ich, unterstützt von Göthe und Wieland, für das Jahr 1808 herauszugeben denke, mache ich den Anfang damit, einer sehr heiligen Forderung meiner Seele ein Genüge zu thun. Denn niemals wird das Bestreben in mir erlöschen, der Welt zu zeigen, daß ich der Güte und Gewogenheit, deren Sie mich, bei meiner Anstellung in Berlin, würdigten, wenn auch nicht in dem Sinne, in dem ich es damals versprach, doch in einem anderen, würdig war. Sie wissen wohl nicht, mein verehrungswürdigster Freund, welch' ein sonderbares Schicksal mich, auf meiner Reise von Königsberg nach Dreßden getroffen hat? Ich ward, gleich nach meiner Ankunft in Berlin, durch den Gen. Clarke, kein Mensch weiß, warum? arretirt, und als ein Staatsgefangener, durch die Gensd'armerie nach dem Fort de Joux (bei Neufchâtel) abgeführt. Hier saß ich, in einem abscheulichen Gefängniß, fünf Wochen lang, hinter Gitter und Riegel, bis ich späterhin nach Châlons zu den übrigen Kriegsgefangenen gebracht, und endlich, auf die dringende Fürsprache meiner Verwandten, wieder in Freiheit gesetzt ward. Doch ist es dahin gekommen, daß man, wie Rosse im Macbeth sagt, beim Klang der Sterbeglocke nicht mehr fragt, wem es gilt? Das Unglück der vergangenen Stunde ist was Altes. — Jetzt lebe ich in Dreßden, als dem günstigsten Ort in dieser, für die Kunst, höchst ungünstigen Zeit, um einige Pläne, die ich gefaßt habe, auszuführen.

*) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

Mögten wir uns recht bald in Berlin wiedersehen! Denn niemals, wohin ich mich auch, durch die Umstände gedrängt, wenden muß, wird mein Herz ein anderes Vaterland wählen, als das, worin ich gebohren bin. Erhalten Sie mir in Ihrer Brust die Gefühle, auf die ich stolz bin, niemals wird die innigste Verehrung und Dankbarkeit in mir erlöschen, und wenn Sie jemals eines Freundes und einer That, bedürfen, so finden Sie keinen, der sich mit treuerem und heißerem Bestreben für Sie hingeben wird, als mich. Ich sterbe mit der Liebe, mit welcher ich mich nenne,

Verehrungswürdigster Herr Geheim-Ob.-Finanzrath,

Dreßden, d. 22t Dec. 7. Ihr

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123. ergebenster

Heinrich von Kleist.

[Titel der Akte:] Altenstein.

IX.
An Heinrich von Collin.*)

Ew. Wohlgeboren

uns, mit so vieler Herzlichkeit gegebene, Versicherung, unser Kunstjournal, einer eignen Unternehmung gleich, zu unterstützen, hat mir sowohl, als H. Adam Müller, die größte Freude gemacht. Es geschieht, Ihnen einen Beweis zu geben, wie sehr wir jetzt auf Sie rechnen, daß wir unser Gesuch, uns mit einem Beitrag zu beschenken, gleich nach Empfang ihres Schreibens noch einmal wiederholen. Es könnte uns, bei dem Ziel, das wir uns gesteckt haben, keine Verbindung lieber sein, als mit Ihnen, und so wenig es uns an Manuscripten fehlt: es liegt uns daran, daß Ihr Name bald im Phöbus erscheine. Da das Institut vorzüglich auch dazu bestimmt ist, von großen dramatischen Arbeiten, die unter der Feder sind, Proben zu geben, so würden uns Scenen aus Werken, die unter der Ihrigen sind, ganz vorzüglich willkommen sein. Doch auch für alles Andere, was Sie uns geben wollen, werden wir dankbar sein; schicken Sie es nur geradezu an die hiesige Kais. Königl. Gesandtschaft, welche alle unsere wechselseitige Mittheilungen zu besorgen die Güte haben wird. Ich bin, außer der Penthesilea, von welcher ein Fragment im ersten Hefte steht, im Besitz noch zweier Tragödien, von deren Einen Sie eine Probe im dritten oder vierten Heft sehen werden. Diese Bestrebungen, ernsthaft gemeint, müssen dem Phöbus seinen Charakter geben, und auf der Welt ist niemand, der in diese Idee eingreifen kann, als Sie. Das erste Werk, womit ich wieder auftreten werde, ist Robert Guiskard, Herzog der Normänner. Der Stoff ist, mit den Leuten zu reden, noch ungeheurer; doch in der Kunst kommt es überall

*) Hs. in der Sammlung Meinert-Dessau.

auf die Form an, und Alles, was eine Gestalt hat, ist meine Sache. Außerdem habe ich noch ein Lustspiel liegen, wovon ich Ihnen eine, zum Behuf einer hiesigen Privat-Vorstellung (aus der nichts ward) genommene Abschrift schicke. H. v. Göthe läßt es in Weimar einstudieren. Ob es für das Wiener Publikum sein wird? weiß ich nicht; wenn der Erfolg nicht gewiß ist (wahrscheinlich, wir verstehen uns) so erbitte ich es mir lieber wieder zurück. Es ist durch den Baron v. Buol (K. K. Chargé d'Affaires) der es sehr in Affection genommen hatte, mehreremal dem H. Grafen v. Palfy empfohlen worden, (nicht zugeschickt) — aber niemals darauf eine entscheidende Antwort erfolgt. — Von der Penthesilea, die im Druck ist, sollen Sie ein Exemplar haben, sobald sie fertig sein wird. — Sagen Sie mir, um's Himmelswillen, ist denn das 1t Phöbusheft bei Ihnen noch nicht erschienen? Und wenn nicht, warum nicht? Wir sind sehr betreten darüber, von dem Industrie-Comptoir in Wien, dem wir es in Commission gegeben haben, gar nichts, diesen Gegenstand betreffend, erfahren zu haben. Würden Sie wohl einmal gelegentlich die Gefälligkeit haben, sich danach zu erkundigen? Das zweite Heft ist fertig; und noch nicht einmal die Ankündigung ist in Wien erschienen! — Ich hätte noch dies und das andere, das ich Ihnen schreiben, und warum ich Sie bitten mögte, doch man muß seine Freunde nicht zu sehr quälen, leben Sie also wohl und überzeugen Sie sich von der Liebe und Verehrung dessen, der sich nennt

Ihr

H. v. Kleist.

Dresden, d. 14t Feb. 8.
Pirnsche Vorstadt N. 123.

X.

An Buchhändler Goeschen.*)

Ew. Wohlgebohren

nehme ich mir die Freiheit, gestützt auf eine eben erhaltene Zuschrift des Hrn. v. Rühle, und auf die eigene Bekanntschaft, die ich mit Denenselben vor einigen Jahren zu machen das Glück hatte, in Betreff des Phöbus folgenden Vorschlag zu machen. — Es war die gutgemeinte, aber etwas voreilige, Hoffnung, die uns der Hr. App. Rath Körner zur Erlangung einer Buchhandlung machte, die uns verführte, den Verlag dieses Kunstjournals auf eigene Kosten zu übernehmen. Die Verweigerung [?] derselben setzt uns außer Stand, den Vertrieb desselben gehörig zu versorgen, und hat zugleich unser Verhältniß mit den hiesigen Buchhändlern so gestellt, daß an eine Näherung nicht wohl zu denken ist. Da wir auf jeden andern Vortheil, als diesen, das Werk aufrecht zu erhalten und ihm die Allgemeinheit zu geben, deren es würdig ist, Verzicht

*) Hs. in der Kgl. Bibliothek in München.

leisten: so bieten wir Ew. Wohlgebohren denselben gegen Uebernahme der Total-Kosten (wovon die Berechnung hier einliegt) von Ihrer Seite — und von unsrer, gänzlich unentgeldliche Lieferung der Manuscripte, und Credit, was die schon vorhandenen Kosten betrifft, bis zur Ostermesse 1809 an. Für den künftigen Jahrgang müßte ein neuer Contract geschlossen werden. Ich sende Ew. Wohlgebohren das Verzeichniß des 4t und und 5t Heftes, und einige, bereits fertige, Sachen davon; woraus sich das Ansehen dieser zur Messe noch erscheinenden Lieferung einigermaßen wird beurtheilen lassen. — Indem ich nur noch hinzusetze, daß der Druck nothwendig nach wie vor hier würde vor sich gehen müssen, versichre ich, daß wir gefällig sein werden, in jedem andern noch nicht berührten Punkt, und habe die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Dreßden, d. 7t Mai, 1808. Heinrich v. Kleist.

XI.
An Varnhagen.*)

Lieber Varnhagen,

Ich bin zweimal im goldenen Engel gewesen, ohne Sie zu treffen. Heute bin ich krank. Wollen Sie Nachmittag eine Tasse Caffee bei mir trinken? Sie werden damit sehr erfreuen

Ihren

ergebensten

H. v. Kleist.

Donnerstag.

[Von Varnhagens Hand:] Dresden, October 1808.

XII.
An Heinrich von Collin.**)

Theuerster Herr von Collin,

Das Käthchen von Heilbronn, das, wie ich selbst einsehe, nothwendig verkürzt werden muß, konnte unter keine Hände fallen, denen ich dies Geschäft lieber anvertraute, als den Ihrigen. Verfahren Sie ganz damit, wie es der Zweck Ihrer Bühne erheischt. Auch die Berliner Bühne, die es aufführt, verkürzt es; und ich selbst werde vielleicht noch, für andere Bühnen, ein Gleiches damit vornehmen. — Wie gern hätte ich das Wort von Ihnen gehört, das Ihnen, die Penthesilea betreffend, auf der Zunge

*) Hs. in der Berl. Kgl. Bibliothek (Nachlaß Varnhagen).
**) Hs. der Sammlung Meinert-Dessau.

zu schweben schien! Wäre es auch gleich ein wenig streng gewesen! Denn wer das Käthchen liebt, dem kann die Penthesilea nicht ganz unbegreiflich sein, sie gehören ja wie das + und — der Algebra zusammen, und sind Ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht. — Sagen Sie mir dreist, wenn Sie Zeit und Lust haben, was Sie darüber denken; gewiß! es kann mir nicht anders, als lehrreich und angenehm sein. — Hier erfolgt zugleich die Quittung an die K. K. Theaterkasse. Ich schicke sie Ihnen, theuerster Herr von Collin, weil es mir an Bekanntschaften in Wien fehlt, und die Güte, die Sie für mich zeigen, mich zu dieser Freiheit aufmuntert. Besorgen Sie gefälligst die Einziehung des Honorars, und senden Sie es mir, da es Papiere sind, nur mit der Post zu, wenn sich keine andre sichre und prompte Gelegenheit findet. — Schlagen Sie es doch in ein Couvert ein, an den Baron v. Buol, hiesigen K. K. chargé d'affaires, so ersparen wir das Postgeld. — Ich verharre mit der innigsten Hochachtung,

Herr von Collin,

Ihr

ergebenster

Dresden, d. 8t December 1808. Heinrich von Kleist.
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, N. 123.

[Adresse:] An

Herrn Heinrich von Collin
Hochwohlgebohren
zu
Wien.

XIII.

An Heinrich von Collin.*)

Ew. Hochwohlgebohren

habe ich, zu Anfang Decembrs v. Jahres, durch eine Gelegenheit, die Quittung über die bewußten 300 Guld. Banknoten, für das Manuscript: das Käthchen von Heilbronn, und bald darauf die Abschrift eines zweiten Dramas: die Herrmannsschlacht, durch eine andere Gelegenheit, ergebenst zugesandt. Da ich nicht das Glück gehabt habe, seitdem mit einer Zuschrift Ew. Hochwohlgeb. beehrt zu werden, so bitte ich Dieselben inständigst, mir, wenn es sein kann, mit nächster Post, gefälligst anzuzeigen, ob diese beiden Adressen richtig in Ihre Hände gekommen sind? Es würde mir besonders um dieser letzten Willen, leid thun, wenn die Überlieferung derselben, durch irgend ein Versehn, vernachlässigt worden wäre, indem dies Stück mehr, als irgend ein anderes,

*) Hs. Meinert-Dessau.

für den Augenblick berechnet war, und ich fast wünschen muß, es ganz und gar wieder zurückzunehmen, wenn die Verhältnisse, wie leicht möglich ist, nicht gestatten sollten, es im Laufe dieser Zeit aufzuführen.

Ich habe die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein,

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster

Dresden, d. 22t Feb. 9. Heinrich v. Kleist.

Rammsche Gasse, Pirnsche Vorst. N. 123.

[Adresse:] An

Herrn Heinrich von Collin

Hochwohlgeb.

zu

fr. Wien.

XIV.

An Ernst von Pfuel (?)*).

Hier, mein theuerster Freund, schicke ich Ihnen, was ich so eben feucht aus der Presse kommend, aus den Händen des Gen. Grf. Radetzky, erhalten habe. Fast hätte ich es Ihnen durch eine Estafette zugeschickt, um es desto früher an Knesebeck zu spediren. Nun zweifle ich keinen Augenblick mehr, daß der König v. Preußen und mit ihm das ganze Norddeutschland losbricht, und so als König versteht, wie er der großen Sache, die es gilt, würdig ist.

Der Gen. Caulincourt u. zwei andre fr. Brigade Generale sind gefangen

Leider werden Sie meinen zweiten Brief von vorgestern nicht empfangen haben, weil mir jemand, der aus Znaym kam, sagte, Sie wären von dort abgereist. Der Brief, mit der ganzen Beschreibung dessen, was ich am 22t in Engersdorf selbst sah, ist nach Prag gegangen, an den Grf. Collowrath. Schreiben Sie doch Knesebeck, daß er ihn abholen lasse, und erbreche. Manches darin wird ihm interessant sein.

Wir gehen heute, Dahlmann und ich, auf das Schlachtfeld, nach Stockerau und Aspern, um Alles zu betrachten, und uns von dem Gang der Begebenheiten zu unterrichten. — Es heißt der Erzh. Carl sei die Nacht vom 23 zum 24 über die Donau gegangen.

Schreiben Sie mir doch einmal nach Langen-Enzendorf poste restante, wo ich von heut an wahrscheinlich mein Quartier aufschlagen werde. Wie steht es denn mit Ihren Plänen auf Sachsen?

Adieu,

Ihr

Stockerau, d. 25t Mai, 1809. Heinrich v. Kleist.

*) Hs. Meinert-Dessau.

N. S. In dem Briefe, der für Sie nach Prag gegangen ist, lieg, ein Brief an Hartmann. Wenn Knesebeck den Brief erbrechen sollt so müssen Sie ihn erinnern, daß er den Brief an Hartmann nicht etwa auf die Post gebe. Der Brief muß durch Fühler [?] gehn. — Die Einlage an Hartmann, die in diesem Briefe liegt, besorgen Sie doch möglichst schnell.

[Von fremder Hand:] Reçu le 1 Juin 809, le lendemain du retour de Kleist.

XV.

An Friedrich von Schlegel.*)

Theuerster Herr v. Schlegel.

Durch den Obristburggrafen, Herrn Grafen von Wallis**), ist ein Gesuch, das Herr v. Dahlmann und ich, um die Erlaubniß, ein Journal, oder eigentlich ein Wochenblatt, unter dem Titel: Germania, herausgeben zu dürfen, bei der Regierung eingebracht hatten, Sr. Exc., dem Herrn Grafen von Stadion***) vorgelegt worden. Was dieses Blatt enthalten soll, können Sie leicht denken; es ist nur ein Gegenstand, über den der Deutsche jetzt zu reden hat. Wir vereinigen uns beide, Herr v. Dahlmann und ich, Sie zu bitten, bei dem Herrn Grafen, durch Ihre gütige Verwendung, das, was etwa nöthig sein mögte, zu thun, um die in Rede stehende Erlaubniß, und zwar so geschwind, als es die Umstände verstatten, zu erhalten. Diesem Gesuch fügen wir noch ein anderes bei, das uns fast eben so wichtig ist: nähmlich uns gefälligst mit Beiträgen, oder wenigstens mit einem vorläufig zu beschenken, indem wir durch die Anerbietungen des Buchhändlers ziemlich im Stand sein werden, sie so gut, wie ein Anderer, zu honoriren. Es versteht sich von selbst, daß wir (falls die Einsendung nicht zu stark wäre) sogleich Eines der ersten Blätter damit ausschmücken würden; weniger um Sie zu ehren, was Sie nicht bedürfen, als uns und unser Institut. Ueberhaupt will ich mit der Eröffnung desselben weiter nichts — (denn ihm persönlich vorzustehen, fühle ich mich nur, in Ermangelung eines besseren, gewachsen) als unsern Schriftstellern, und besonders den norddeutschen, eine Gelegenheit zu verschaffen, das, was sie dem Volke zu sagen haben, gefahrlos in meine Blätter rücken zu lassen. Wir selber nennen uns nicht; und mithin auch keinen anderen, wenn es nicht ausdrücklich verlangt wird. Indem wir bald einer gütigen

*) Hs. Meinert-Dessau.

**) Der nachmalige Finanzminister Joseph Graf Wallis, damals Gouverneur von Böhmen.

***) Johann Philipp Graf von Stadion (1763—1821), Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Auf sein Anraten wurde 1809 der unglückliche Krieg gegen Frankreich unternommen, weshalb er Metternich im Ministerium Platz machen mußte.

Antwort entgegensehen, schließe ich mit der Versicherung meiner innigen Verehrung und Liebe, und bin,

Herr v. Schlegel,

Ihr

gehorsamster

Prag, den 13t Juni, 1809 Heinrich von Kleist.

Kleine Seite, Brückengasse, N. 39.

Nachschrift: Das Hauptquartier des östr. Corps, das in Sachsen eingerückt ist, ist am 10. dieses in Dippoldiswalde gewesen. Thielmann*), der in Dreßden commandirt, hat eine fulminante Prokl. an die Sachsen erlassen. Auch das Braunschweigische Corps ist in Sachsen, und Nostitz, mit seinem Haufen, in Bayreuth eingefallen. Diese Bewegungen können Schill vielleicht retten.**) Schill hat sich vor dem französischen General Gratien nach Stralsund zurückgezogen und Schiffe genommen, um nach Rügen zu gehen. Neunhundert Dänen (was sagen Sie dazu?) haben sich mit dem General Gratien vereinigt.

XVI.
An Rahel.***)

den 16.

Liebe, warum sind Sie so repandirt? Eine Frau, die sich auf ihren Vortheil versteht, geht nicht aus dem Hause; da erst giebt sie Alles, was sie kann und soll. Doch machen Sie das mit Ihrem Gewissen aus. Ein Freund vom Hause läßt sich nicht abschrecken, und ich bin Sonnabend, noch vor Sonnabend, vielleicht noch heute bei Ihnen.

H. v. Kleist.

[Kopie von Varnhagens Hand mit der Notiz:] 1810.

XVII.
An Achim von Arnim.†)

Machen Sie doch den Brentano wieder gut, liebster Arnim, und bedeuten Sie ihm, wie unpassend und unfreundlich es ist, zu so vielen Widerwärtigkeiten, mit welchen die Herausgabe eines solchen Blattes verknüpft ist, noch eine zu häufen. Ich erinnere mich genau, daß ich Sie, während meiner Unpäßlichkeit, wegen einer undeutlichen Stelle willen,

*) General der Kavallerie Freiherr Johann Adolf von Thielmann (1765—1824), Kommandant von Torgau, das er gegen den Befehl des Königs von Sachsen den Franzosen nicht hatte überliefern wollen. In jenen Jahren verkehrte er viel bei Körners, wo er Kleist, Rühle und Pfuel traf. Vgl. Laun II 207 f.

**) Schill war bereits am 31. Mai gefallen.

***) Hs. in der Berliner Kgl. Bibliothek (Nachlaß Varnhagen).

†) Hs. in der Berl. Kgl. Bibliothek (Nachlaß Varnhagen).

die Einer Ihrer Aufsätze enthielt, zu mir rufen ließ, und daß Sie, in seiner Gegenwart, gesagt haben: Freund, mit dem, was wir (Euch) schicken, macht, was Ihr wollt; dergestalt, daß ich noch einen rechten Respekt vor Euch bekam, wegen des tüchtigen Vertrauens, daß das, was Ihr schreibt, nicht zu verderben oder Euer Ruhm, mindestens, falls es doch geschähe, dadurch nicht zu verletzen sei. Wie ich mit dem verfahre, worunter Ihr Euren Namen setzt, das wißt Ihr; was soll ich aber mit Euren anderen Aufsätzen machen, die es Euch leicht wird, lustig und angenehm hinzuwerfen, ohne daß Ihr immer die nothwendige Bedingung, daß es kurz sei, in Erwägung zieht? Hab' ich denn einen bösen Willen dabei gehabt? Und wenn ich aus Irrthum gefehlt habe, ist es, bei einem solchen Gegenstande Werth, daß Freunde Worte deshalb wechseln? — Und nun zum Schluß: werd' ich die Composition v. Fräul. Bettina erhalten? Weder daran, noch sonst an irgend etwas, das mir jemals wieder ein Mensch zuschickt, werde ich eine Silbe ändern.

H. v. Kleist
d. 14t Oct.

Hr. A. v. Arnim,
Hochg.

[Von Varnhagens Hand: Berlin, 14. October 1810.]

XVIII.
An den Geh. Staatskanzler Frh. von Hardenberg.*)

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,
Höchstgebietender Herr Staatskanzler,

Ew. Excellenz haben, nach den Eröffnungen, die mir der Präsident der Polizei, H. Gruner, gemacht hat, die Gnade gehabt, in Bezug auf die von mir redigirten Berliner Abendblätter, zu äußern, daß Höchstdieselben nicht abgeneigt wären, diesem Institut, dessen Zweck Beförderung der, durch Ew. Excellenz, in diesem Augenblick, in einer so glücklichen Wendung begriffenen, vaterländischen Angelegenheiten ist, irgend eine zweckmäßige höhere Unterstützung angedeihen zu lassen. Die deshalb von mir bei dem Pol. Präsidenten, H. Gruner, gehorsamst eingereichten Vorschläge, werden ohne Zweifel Rücksprachen mannichfacher Art, mit den Chefs der dabei interessirten höheren Behörden, veranlassen. Da gleichwohl der Zeitpunct heranrückt, in welchem, für den Lauf des nächsten Quartals, eine erneuerte Ankündigung dieses Journals erscheinen muß, und, falls Ew. Excellenz meinem Unternehmen günstig gestimmt sind, eben dies der Augenblick ist, in welchem Höchstdieselben dies vorzugsweise huldreich bethätigen können: so unterstehe ich mich Ew. Excellenz

*) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

unterthänigst um die Erlaubniß zu bitten, beifolgende kurze Anzeige, in welcher ich mich auf Ew Excellenz ehrfurchtsvoll zu beziehen wage, in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen. Diese Gnade wird meinen sowohl, als den Eifer mehrerer der vorzüglichsten Köpfe dieser Stadt, mit welchen ich zu dem besagten Zweck, verbunden zu sein die Ehre habe, auf das Lebhafteste befeuern; und mit der Versicherung, daß wir nur auf den Augenblick warten, da wir, durch Ew. Excellenz nähere Andeutungen oder Befehle, in den Stand gesetzt sein werden, die Weisheit der von Ew. Excellenz ergriffenen Maasregeln gründlich und vollständig dem Publico auseinander zu legen, habe ich, in der unbegränztesten Hochachtung, die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz

Berlin d. 3t Dec. 1810 unterthänigster
Mauerstraße N. 53. Heinrich von Kleist.

Ankündigung.

Durch die Gnade Sr. Excellenz des H. Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg, werden die zur Erhebung und Belebung des Antheils an den vaterländischen Angelegenheiten unternommenen, und mit dem Beifall des Publicums auf unerwartete Weise beehrten

Berliner Abendblätter

von nun an officielle Mittheilungen, über alle bedeutenden, das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffenden Ereignisse in dem ganzen Umfange der Monarchie enthalten. Pränumerationen für das nächstfolgende Quartal müssen vor dem 1. Jan. 1811 in der Expedition der Abendblätter eingehen, indem nur diejenige Zahl von Exemplaren, auf welche sich die Bestellung beläuft, gedruckt werden wird.

XIX.
An Staatsminister Grafen von der Goltz.*)

Hochgebohrner Graf,
Hochgebietender Herr Staatsminister,

Ew. Excellenz haben dem Präsidenten der Polizei, H. Gruner, aufgegeben, die Aufnahme politischer Artikel in den Abendblättern nicht zuzulassen. Da H. v. Raumer willends ist, in diesem Journal mehrere Fragen, die Maasregeln Sr. Excellenz des H. Staatskanzlers anbetreffend, zu beantworten und zu erörtern, und demselben daher ein möglichst großer Wirkungskreis, wozu obiger Artikel nicht wenig beträgt, zu wünschen ist: so unterstehe ich mich, Ew. Excellenz unterthänigst um die Aufhebung besagter obigen höchsten Anordnung zu ersuchen. Ew. Excellenz bitte ich gehorsamst das Versprechen anzunehmen, daß ich selbst, mit der größten

*) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

Gewissenhaftigkeit, über die politische Unschädlichkeit dieses Artikels wachen werde. Und indem ich mir vorbehalte, Ew. Excellenz Gnade, die Abendblätter anbetreffend, noch in mehreren anderen Puncten, in einer persönlichen unterthänigen Aufwartung in Anspruch zu nehmen, habe ich, in unbegränzter Hochachtung, die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 15t Dec. 1810. unterthänigster
Mauerstraße N. 53. H. v. Kleist.

Ankündigung.*)

Durch höhere Unterstützungen werden die zur Erhebung und Belebung des Antheils an den vaterländischen Angelegenheiten unternommenen und mit dem Beifall des Publikums auf unerwartete Weise beehrten

Berliner Abendblätter

in zwei Punkten, vom 1sten Januar 1811 an folgende wesentliche Ausdehnung erhalten; nämlich:

1) Werden dieselben in wöchentlichen Darstellungen, specielle Mittheilungen über alle, das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffende interessante Ereignisse, in dem ganzen Umfange der Monarchie, enthalten.

2) Wird das Bülletin der öffentlichen Blätter ausführlicher, als es bisher geschehen ist, einen Auszug der wichtigsten, neu angekommenen, officiellen Nachrichten des Auslandes communicieren, und in so fern, da das Blatt täglich erscheint und der Abgang der Posten zu seiner täglichen Versendung benutzt werden kann, eine Art von Vorläufer der Zeitungen werden.

Alles Uebrige bleibt, wie es ist. Die Veränderungen der vaterländischen Gesetzgebung, zuvörderst der nächste und würdigste Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, werden, nach wie vor, mit unbefangenem patriotischen Geiste gewürdigt, die bedeutendsten Erscheinungen der Litteratur angezeigt und das Theater, in einem periodisch wiederkehrenden Artikel, einer kurzen und gründlichen Kritik unterzogen werden. Das Ganze wird, wie bisher, zunächst von der Liebe für Vaterland und König, und, in weiterer Beziehung, vom Eifer für alles Gute in allen Ständen und Wirkungskreisen, durchdrungen sein. —

Redaktion der Berliner Abendblätter.

*) Diese Ankündigung scheint genehmigt worden zu sein. Sie ist abgedruckt in den „Berliner Abendblättern" v. 22. Dez. 1810 (72. Blatt).

XX.
An Hofrath?*)

Lieber Hofrath.

Von dem Absatz den das Blatt im Publicum finden wird, überzeugt, bin ich mit Ihren Bedingungen zufrieden. Ich bitte mir nur noch, ausser dem Stipulirten, 50 th. sogleich als Vorschuß aus, wofür ich Ihnen, unabhängig von dem ganzen Contract, verpflichtet bleiben will. Was aber die Hauptsache ist, ist, daß Sie von Hitzig**) die Auflage übernehmen, mir fehlt es an aller Kenntniß, und Sie würden mir ja doch denselben Preis zurückzahlen müssen. Sehen Sie hier ein 20 oder 30 th. nicht an, die Unternehmung ist gut, und verspricht einen weiten Wirkungskreis. Ich gehe zu Kuhn***), der mir auch Vorschläge hat machen lassen und komme alsdann zu Ihnen heran.

Ihr

H. v. Kleist.
d. 17t 12.

XXI.
An Fr. Schulz.†)

Liebster Schulz,

Wenn Sie morgen zu Kuhn gehen, um die Richtigkeit der Unterschriften zu bescheinigen, so wünsche ich zwar, daß Sie die Unschicklichkeit seiner Einmischung in die Redaction zur Sprache brächten; von einer Abtretung der ganzen Redaction aber an ihn, bitte ich noch nichts zu erwähnen, weil sich die Schwierigkeiten bei der Censur hoffentlich legen werden. — Hauptsächlich aber fordre ich Sie auf, Ihr Versprechen wegen förmlicher Übernahme des Theaterartikels in Erfüllung zu bringen. Ich wünsche, daß Sie die Sache als einen zwischen uns bestehenden Vertrag betrachten mögten; und indem ich Sie nun bitte, mir das Honorar, mit welchem ich Ihnen verhaftet sein soll, anzugeben, unterschreibe ich mich

Ihren

H. v. Kleist.
d. 1t Jan. 11.

A. Just. Fr. Schulz, Dr.
Berlin.

*) Hs. Meinert-Dessau.

**) Hitzig, der Berliner Verleger Julius Eduard Hitzig (1780—1849), später Kriminalrat und Herausgeber des Nachlasses von E. T. A. Hoffmann, Chamisso u. a.

***) Kuhn, August Kuhn (1784—1829), fruchtbarer Schriftsteller, Herausgeber des von Kotzebue und Merkel begründeten „Freimüthigen" und Eigentümer des Kunst- u. Industrie-Comptoirs in Berlin, das den Verlag der „Abendblätter" wirklich übernahm.

†) Hs. der Hamburger Stadtbibliothek. Aus der Dorowschen Sammlung. Ein Faksimile davon in „Handschriften berühmter Männer und Frauen" 1836, I, Nr 30.

XXII.
An Georg Andreas Reimer.*)

Mein liebster

Ich bitte um die Gefälligkeit, mir ihre Entschließung wegen des Pr. v. Homburg zukommen zu lassen, welchen ich bald gedruckt zu sehen wünsche, indem es meine Absicht ist, ihn der Prinzeß Wilhelm zu dediciren — Dabei zeige ich zugleich an, daß ich mit einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl 2 Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob Sie im Stande sind, falls er Ihnen gefallen wird, mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen. Es ist fast nicht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern, und so ungern ich außerhalb der Stadt drucken lasse, so würde ich doch mit Cotta wieder in Verbindung treten müssen, der, wie ich glaube, nicht abgeneigt ist, meine Sachen zu verlegen.

Ihr

Kleist.

XXIII.
An Georg Andreas Reimer.**)

Ich bitte um die Gefälligkeit, mir

1 Exlr Cäthchen von Heilbronn und

1 Exl Erzählungen

zu überschicken und auf Rechnung zu stellen.

Zugleich bitte ich um eine Nachricht über den Prinzen Homburg.

Ihr

H. v. Kleist.

XXIV.
An den Staatskanzler von Hardenberg.***)

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,

Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz habe ich die Ehre ganz unterthänigst anzuzeigen, daß sich ein solches halb-ministerielles Blatt, als ich, in diesem Augenblick, in Zwecken der Staatskanzlei, redigiere, sich, auf keine Weise, ohne bestimmte Unterstützung mit officiellen Beiträgen, halten kann. Der Absatz ist unter dem Mittelmäßigen; und ich erlebe die verdrießliche Sache, daß mein Buchhändler, wegen Ausbleibens dieser Beiträge, in meine Befugniß,

*) Hs. Meinert-Dessau.

**) Hs. von Senator Culeman in Hannover.

***) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

sie ihm zu versprechen, Mistrauen setzt: er tritt von dem zwischen uns abgeschlossenen Contract, der ihm eine Verbindlichkeit von 800 Thlr. jährliches Honorar gegen mich auferlegt, zurück, und fordert noch obenein, wegen nicht gedeckter Verlagskosten, ein Entschädigungsquantum von mir von 300 Thlr. So bestimmt ich nun auch, zu Anfang dieser Unternehmung, auf die mir gnädigst angebotene Geldvergütigung Verzicht leistete, so bin ich doch, da die Sache gescheitert ist, gänzlich außer Stand, diesen doppelten, beträchtlichen Ausfall zu tragen. Ew. Excellenz stelle ich anheim, ob höchstdieselben mich der Nothwendigkeit, mit meinem Buchhändler, wegen des besagten Contracts, einen Proceß führen zu müssen, gnädigst überheben wollen; und indem ich, zu diesem Zweck, gehorsamst vorschlage, entweder das Abendblatt, für das laufende Jahr, durch ein Capital so zu fundiren, daß meinem Buchhändler die Kosten gedeckt werden, oder aber, falls dies nicht Ihren Absichten gemäß sein sollte, die Deckung der obigen in Streit begriffenen 1100 Thlr. zu übernehmen, habe ich, in der tiefsten Hochachtung, die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 13t Febr. 1811.

unterthänigster
H. v. Kleist.

XXV.
An den Staatskanzler von Hardenberg.*)

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,
Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz nehme ich mir die Freiheit, inliegende Abschrift eines Schreibens an den H. v. Raumer zu überschicken, mit der gehorsamsten und unterthänigsten Bitte, die Meinung desselben, in der Sache des Abendblatts, nicht mehr zu Rathe zu ziehen. Ich unterstehe mich, gegen die mir von Ew. Excellenz, in Ihrem gnädigsten Schreiben vom 18t d. gemachten Aeußerungen einige ehrfurchtsvolle Vorstellungen zu machen. Ein Blatt ist allerdings ein halb-ministerielles zu nennen, das, nach bestimmten Verabredungen mit dem Ministerio, geschrieben wird, und in Allem, was Gesetzgebung und Finanzverwaltung betrifft, unter seiner speciellen Aufsicht steht. Nur ein Ununterrichteter kann sagen, daß ich in der Herausgabe dieses Blattes nicht beschränkt worden sei, da die außerordentlichen Maasregeln, die mich genöthigt haben, den ganzen Geist der Abendblätter umzuändern, nur zu wohl bekannt sind. Was endlich die mir angebotene Pension betrifft, so lasse ich Ew. Excellenz Meinung, wie es sich von selbst versteht, ehrfurchtsvoll dahingestellt sein; H. v. Raumers Meinung aber, in unsrer ersten, auf Befehl Ew. Excellenz abgehaltenen Conferenz, war, daß ich diese Pension für das Geschäft der Führung dieses

*) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

Blattes beziehen sollte: wie ich mir auch die Freiheit genommen habe, ihm dies in dem beifolgenden Billet, worauf ich seine Antwort erwarte, zu äußern. Ew. Excellenz werden das Versehen, womit in dem Abendblatte einmal bewußtlos gegen die Interessen der Staatskanzlei angestoßen worden ist, bei so vielem guten Willen von meiner Seite, es wieder gut zu machen, nicht so streng ahnden; und indem ich nochmals auf mein unterthänigstes Entschädigungsgesuch zurückkomme, und inständigst bitte, mich durch einen Bescheid, gnädiger als den erhaltenen, vor der Prostitution zu sichern, welche sonst unfehlbar eintreten würde, das Blatt unmittelbar, noch vor Ablauf des Vierteljahrgangs, aufhören lassen zu müssen, habe ich die Ehre zu sein,

Ew. Excellenz
unterthänigster
H. v. Kleist.

Berlin, d. 22t Feb. 1811.

[Abschrift.]

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre anzuzeigen, daß ich die Zugrunderichtung des Abendblatts ganz allein Ihrem Einfluß und der Empfindlichkeit über die Verachtung zuschreibe, mit welcher ich, bei unserer ersten Zusammenkunft, Ihr Anerbieten, Geld für die Vertheidigung der Maasregeln Sr. Excellenz anzunehmen, ausgeschlagen habe. Es ist kein Grund mehr für mich vorhanden, meinen Unwillen über die unglaubliche und unverantwortliche Behandlung, die mir widerfahren ist, zurückzuhalten; und indem ich Ew. Hochwohlgeboren anzeige, daß wenn dieselben nicht Gelegenheit nehmen, Sr. Excellenz, noch vor Aufhören des Blattes*), von der Gerechtigkeit meiner Entschädigungsforderung zu überzeugen, ich die ganze Geschichte des Abendblattes im Ausland drucken lassen werde, habe ich die Ehre zu sein, 2c.

Berlin, d. 21t Feb. 11.
An den H. Reg. R. v. Raumer.

H. v. Kleist.

XXVI.

An den Staatskanzler von Hardenberg.**)

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,
Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz unterstehe ich mich, nicht ohne einige Schüchternheit, noch einmal, in der Entschädigungssache des Abendblatts, in welcher ich unglücklich genug gewesen bin, mir höchst Ihre Ungnade zuzuziehen, mit einer Vorstellung zu nahn. H. v. Raumer ist von mir, diese Sache be-

*) Im Originalbrief an Raumer findet sich die in der Abschrift für Hardenberg unterdrückte Stelle: Blattes, welches in diesen Tagen erfolgen soll. Vgl. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel I 232.

**) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

treffend, mit solchen Erläuterungen versehen worden, die, wie ich nicht zweifle, alle Misverständnisse, welche darüber, durch mancherlei Umstände veranlaßt, obgewaltet haben mögen, zerstreuen werden. Ew. Excellenz ersuche ich demnach, in der tiefsten Ehrfurcht, ihn, auf eine kurze Viertelstunde, darüber anzuhören; und indem ich die Versicherung anzunehmen bitte, daß diesem Wunsch keine andere Absicht zum Grunde liegt, als Rechtfertigung meiner Schritte vor den Augen Ew. Excellenz und Rückkehr in Ew. Excellenz mir über Alles theure und unschätzbare Huld und Gnade, ersterbe ich,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 10t März, 1811.

unterthänigster
H. v. Kleist.

XXVII.

An Fouqué.*)

Mein liebster Fouqué.

Ihre liebe, freundliche Einladung nach Nennhausen hinaus zu kommen, und daselbst den Lenz aufblühen zu sehen, reizt mich mehr, als ich es sagen kann. Fast habe ich ganz und gar vergessen, wie die Natur aussieht. Noch heute ließ ich mich, in Geschäften, die ich abzumachen hatte, zwischen dem Ober- und Unterbaum über die Spree setzen; und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräusch der Wellen, die Winde, die mich anwehten, es ging mir eine ganze Welt erloschener Erinnerungen wieder auf. Inzwischen macht mir eine Entschädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrückung des Abendblatts an den Staatskanzler gerichtet habe, und die ich gern durchsetzen möchte, unmöglich, Berlin in diesem Augenblick zu verlassen. Der Staatskanzler hat mich, durch eine unerhörte und ganz willkührliche Strenge der Censur, in die Nothwendigkeit gesetzt, den ganzen Geist der Abendblätter in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten umzuändern; und jetzt, da ich wegen Nichterfüllung aller mir deshalb persönlich und durch die dritte Hand gegebenen Versprechungen, auf eine angemessene Entschädigung dringe: jetzt läugnet man mir, mit erbärmlicher diplomatischer List, alle Verhandlungen, weil sie nicht schriftlich gemacht worden sind, ab. Was sagen Sie zu solchem Verfahren, liebster Fouqué? Als ob ein Mann von Ehre, der ein Wort, ja, ja, nein, nein, empfängt, seinen Mann dafür nicht ebenso ansähe, als ob es vor einem ganzen Tisch von Räthen und Schreibern, mit Wachs und Petschaft abgefaßt worden wäre? Auch bin ich, mit meiner dummen deutschen Art, bereits eben so weit gekommen als nur ein Punier hätte kommen können; denn ich besitze eine Erklärung, ganz wie ich sie wünsche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung von den Händen des Staats-

*) Hs. Meinert-Dessau.

kanzlers selbst. Doch davon ein Mehreres, wenn ich bei Ihnen bin, welches geschehen soll, sobald diese Sache ein wenig in's Reine ist. — Müllers Buch*), das ich damals, als sie hier waren, besaß, mußte mir unseeliger Weise bald darauf Marwitz**) aus Friedersdorff abborgen. Er nahm es, um es zu studieren, nach seinem Gute mit, und hat es bis diese Stunde nicht zurückgeschickt. Inzwischen habe ich schon Anstalten gemacht, es wieder zu erhalten; und ich hoffe es Ihnen, Behufs Ihrer freundschaftlichen Absicht durch Frh. von Luck zuschicken zu können. Erinnern Sie das Volk daran, daß es da ist; das Buch ist eins von denen, welche die Störrigkeit der Zeit langsam wie eine Wurzel den Felsen, sprengen können, par explosion. — Was schenken Sie uns denn für diese Messe? Wie gern empfinge ich es von Ihnen selbst, liebster Fouqué; ich meine, von Ihren Lippen, an Ihrem Schreibtisch, in der Umringung Ihrer theuern Familie! — Denn die Erscheinung, die am meisten bei der Betrachtung eines Kunstwerks rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigenthümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte, und der sich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet. — Nehmen Sie gleichwohl das Inliegende, wenn Sie es in diesem Sinne lesen wollen, mit Schonung und Nachsicht auf. Es kann auch, aber nur für einen sehr kritischen Freund, für eine Tinte meines Wesens gelten; es ist nach dem Turnier gearbeitet, und würde nichts werth sein, käme es nicht von Einem, der in der Regel lieber dem göttlichen Raphael nachstrebt. Adieu! Es bleibt gerade noch ein Platz zu einem Gruß an Fr. v. Fouqué, den ich hiermit bestelle.

Den 25. April 1811. H. v. Kleist.

XXVIII.

An den Staatskanzler von Hardenberg.***)

Hoch und Wohlgebohrner Freiherr,
Hochgebietender Herr geheimer Staatskanzler,

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, als ein Zeichen meiner innigsten Verehrung beifolgendes, soeben auf der Messe von mir erschienenes Werk,

*) Müllers Elemente der Staatskunst (Berlin 1809). Vgl. Gentz' Brief an Müller (Juli 1810) in Dorows Denkschriften II 134.

**) Alexander von der Marwitz, einer der edelsten und verständigsten Männer aus Rahels Umgang, spielte zur gleichen Zeit lange mit dem Gedanken des Selbstmords (vgl. seine Briefe an Rahel v. 2. Juni und 9. Juni 1811) und starb den Heldentod in den Befreiungskriegen. Er schrieb am 9. Juni 1811 an Rahel über das ihm von Kleist geliehene Buch: „Adam Müller ist mir widerwärtig, doch werde ich ihn wieder vornehmen; er selbst weiß zwar nichts recht, der hohle gemachte Geselle, doch regt er in schöpferischen Momenten des Lesers vieles an. Halbgesehn hat er vieles." Und Rahel antwortete: „Stünde doch in einem von den hundert gelesenen Journalen, was Sie mir über Adam Müller geschrieben haben! In Einem Worte haben Sie sich nur geirrt. „Talent" grade hat er nicht; Eingebungen zu Vergleichen; er weiß sie aber nicht zu beherrschen. . . Kompleten Unsinn sagt er." (Rahel II 518 f., 523 f.)

***) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin.

ehrfurchtsvoll zu überreichen. Ich würde mein schönstes Ziel erreicht haben, wenn ich im Stande wäre, dadurch eine Stunde der kostbaren Muße Ew. Excellenz zu erheitern, und wenn mir der Beifall eines Mannes zu Theil würde, der, neben der Kunst zu regieren, sich zugleich als einen der einsichtsvollsten Kenner der Kunst, welche Melpomene lehrt, bewährt hat.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ew. Excellenz den empfindlichen Verlust, den ich durch das Aufhören der Abendblätter erlitten habe, und mein gehorsamstes Gesuch um Entschädigung wieder in unterthänigste Erinnerung zu bringen. Ich fühle, wie verletzend von mancher Seite die erneuerte Berührung dieser Sache sein mag; aber die gänzliche Unfähigkeit, jenen Ausfall, auf dem meine Existenz basirt war, zu ertragen, zwingt mich, Ew. Excellenz Gnade und Gerechtigkeit von Neuem, wieder in Anspruch zu nehmen. Es ist nicht nur H. Regierungsrath v. Raumer, sondern auch früherhin schon, und in weit bestimmteren und weitläufigeren Eröffnungen, der Staatsrath, H. Gruner, der mir, im Namen Ew. Excellenz, Behufs einer in ihrem Geiste gänzlich veränderten Führung des Blattes, ein Geldanerbieten gemacht haben. Die officiellen Beiträge sollten bloß statt dieser Geldunterstützung, die ich ehrfurchtsvoll ablehnte, gelten, um den verminderten Absatz, der wegen geringerer Popularität zu fürchten war, zu decken, und der, durch das Ausbleiben dieser Beiträge späterhin erfolgte Untergang des Blattes, ist demnach ein ganz allein durch das Verschulden der Staatskanzlei über mich gebrachter Verlust. Ew. Excellenz selbst, indem Sie den mir in Ihrem gnädigsten Schreiben vom 26t *) Februar d. J., über meine Entschädigungsforderung geäußerten Unwillen, durch Ihr huldreiches Schreiben vom 11t März, zurücknehmen und für ein Misverständniß erklären, scheinen dies zu empfinden; und höchstdieselben sind zu gerecht, als daß Sie meine Befugniß, eine Entschädigung zu fordern, anerkennen sollten, ohne über diese Entschädigung selbst irgend etwas gnädigst zu verfügen. Ew. Excellenz ersuche ich ganz unterthänigst um die Gewogenheit, mich auf eine, meinen Verhältnissen angemessene Weise, im Königl. Civildienst anzustellen, oder aber, falls sich eine solche Anstellung nicht unmittelbar, wie sie mit meinen übrigen litterarischen Zwecken paßt, ausmitteln lassen sollte, mir wenigstens unmittelbar ein Wartegeld auszusetzen, das, statt jenes beträchtlichen Verlusts, als Entschädigung gelten kann. Ich glaube zu Ew. Excellenz das Vertrauen haben zu dürfen, mit diesem gehorsamsten Gesuch, dessen Verweigerung mich aller Mittel, ferner im Vaterlande zu bestehen, berauben würde, keine Fehlbitte zu thun, und ersterbe, in Erwartung einer baldigst huldreichen Antwort, in der tiefsten und vollkommensten Ehrfurcht,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 6t Juni, 1811. unterthänigster
Mauerstraße N. 53. H. v. Kleist.

*) Bleistiftnotiz: 18.

XXIX.

An Friedrich Wilhelm III.*)

Großmächtigster
Allergnädigster König und Herr,

Ew. Königlichen Majestät erhabenem Thron unterstehe ich mich, in einem Fall, der für mein ferneres Fortkommen im Vaterlande von der höchsten Wichtigkeit ist, mit folgender unterthänigsten Bitte um allerhöchste Gerechtigkeit, zu nahen. Sr. Excellenz, der H. Staatskanzler, Freiherr v. Hardenberg, ließen mir, im November vorigen Jahres, bei Gelegenheit eines in dem Journal: das Abendblatt, enthaltenen Aufsatzes, der das Unglück hatte, denenselben zu misfallen, durch den damaligen Präsidenten der Polizei, H. Gruner, und späterhin noch einmal wiederholentlich durch den H. Regierungsrath von Raumer**), die Eröffnung machen, daß man dies Institut mit Geld unterstützen wolle, wenn ich mich entschließen könne, dasselbe so, wie es den Interessen der Staatskanzlei gemäß wäre, zu redigiren. Ich, der keine anderen Interessen, als die Ew. Königlichen Majestät, welche, wie immer, so auch diesmal, mit denen der Nation völlig zusammenfielen, berücksichtigte, weigerte mich anfangs, auf dieses Anerbieten einzugehen; da mir jedoch, in Folge dieser Verweigerung, von Seiten der Censurbehörde solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, die es mir ganz unmöglich machten, das Blatt in seinem früheren Geiste fortzuführen, so bequemte ich mich endlich nothgedrungen***) in diesen Vorschlag: leistete aber in einem ausdrücklichen Schreiben an den Präsidenten, H. Gruner, vom 8t Dec. v. J. auf die mir angebotene Geldunterstützung ehrfurchtsvoll Verzicht, und bat mir bloß, zu einiger Entschädigung, wegen beträchtlich dadurch verminderten Absatzes, der zu erwarten war, die Lieferung officieller das Publicum interessirender Beiträge von den Landesbehörden aus. Von dem Augenblick an, da Sr. Excellenz mir dies versprachen, gab das Blatt den ihm eignen Charakter von Popularität gänzlich auf; dasselbe trat unter unmittelbare Aufsicht der Staatskanzlei, und alle Aufsätze, welche die Staatsverwaltung und Gesetzgebung betrafen, giengen zur Prüfung des H. Regierungsraths von Raumer.†) Gleichwohl blieben jene officiellen Beiträge, ohne welche, bei so verändertem Geiste, das Blatt auf keine Weise bestehen konnte, gänzlich aus; und obschon ich weit entfernt bin, zu behaupten, daß Sr. Excellenz Absicht war, dies Blatt zu Grunde zu richten, so ist doch gewiß, daß die gänzliche Zugrunderichtung desselben, in Folge jener ausbleibenden officiellen Beiträge, erfolgte, und daß mir daraus ein Schaden von nicht weniger als 800 Thlr. jährlich erwuchs, worauf das Honorar mit meinem Verleger festgesetzt war. Wenn ich nun gleich, wie schon erwähnt,

*) Hs. im Kgl. Geh.. Staatsarchiv in Berlin.
**) Bleifedernotiz: ist nicht wahr.
***) Dieses Wort ist rot unterstrichen.
†) Randbemerkung: ? falsch.

Anfangs jede Geldunterstützung gehorsamst von mir ablehnte, so war doch nichts natürlicher, als daß ich jetzt, wegen des Verlusts meines ganzen Einkommens, wovon ich lebte, bei Sr. Excellenz um eine Entschädigung einkam. Aber wie groß war mein Befremden, zu sehen, daß man jene Verhandlungen mit der Staatskanzlei, auf welche ich mich berief, als eine lügenhafte Erfindung von mir behandelte und mir, als einem Zudringlichen, Unbescheidenen und Überlästigen, mein Gesuch um Entschädigung gänzlich abschlug. Sr. Excellenz haben nun zwar, auf diejenigen Schritte, die ich deshalb gethan, in ihrem späterhin erfolgten Schreiben vom 18t Aprill d. J. im Allgemeinen mein Recht, eine Entschädigung zu fordern, gnädigst anerkannt; über die Entschädigung selbst aber, die man mir durch eine Anstellung zu bewirken einige Hoffnung machte, ist, so dringend meine Lage auch solches erfordert, bis diesen Augenblick noch nichts verfügt worden, und ich dadurch schon mehr als einmal dem traurigen Gedanken nahe gebracht worden, mir im Ausland mein Fortkommen suchen zu müssen. Zu Ew. Königlichen Majestät Gerechtigkeit und Gnade flüchte ich mich nun mit der allerunterthänigsten Bitte, Sr. Excellenz, dem H. Staatskanzler aufzugeben, mir eine Anstellung im Civildienst anweisen zu lassen, oder aber, falls eine solche Stelle nicht unmittelbar, wie sie für meine Verhältnisse paßt, auszumitteln sein sollte, mir wenigstens unmittelbar ein Wartegeld auszusetzen, das, statt jenes besagten Verlusts, als eine Entschädigung gelten kann. Auf diese allerhöchste Gnade glaube ich um so mehr einigen Anspruch machen zu dürfen, da ich durch den Tod der verewigten Königinn Majestät, welche meine unvergeßliche Wohlthäterinn war, eine Pension verloren habe, welche höchstdieselbe mir, zu Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in meinen litterarischen Arbeiten, aus ihrer Privat-Chatouille auszahlen ließ.

Der ich in der allertiefsten Unterwerfung und Ehrfurcht ersterbe,
Ew. Königlichen Majestät,
allerunterthänigster
Berlin, d. 17t Juni 1811. Heinrich von Kleist.
Mauerstraße N. 53.

XXX.

An den Staatskanzler von Hardenberg.*)

Hochgebohrner Freiherr,
Hochgebietender Herr Geheimer Staatskanzler,

Wenn gleich die Entfernung H. v. Raumers, der gewiß allein Schuld an der Ungnade war, die Ew. Excellenz unlängst auf mich geworfen

*) Hs. im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin. Der Brief trägt die Vermerke: H. v. Kleist bittet um ein Privatdarlehn von 20 St. Fr.d'or. Zu den Acten, da der v. Kleist 21. 11. 11. nicht mehr lebt. Berlin den 22 Nbr: 11. Hardenberg.

haben, mich von der einen Seite aufmuntert, meine Entschädigungssache wegen des Abendblatts wieder aufzunehmen, so ist doch der Augenblick, da das Vaterland eine Gefahr bedroht, zu wenig geeignet und geschickt dazu, als daß ich eine solche Streitsache wieder in Erinnerung bringen sollte. Ich lasse, in Erwartung einer besseren Zeit, in welcher es mir ohne Zweifel glücken wird, Ew. Excellenz zu überzeugen, wie wenig unbillig meine Forderung war, diesen Gegenstand gänzlich fallen. Da jedoch Se. Majestät der König geruht haben, mich, durch ein so eben empfangenes allerhöchstes Schreiben, im Militair anzustellen, und mir, bei der beträchtlichen Unordnung, in welche, durch eben jenen Verlust des Abendblatts, meine Casse gerathen ist, die Anschaffung einer Equipage höchst schwierig wird: so wage ich, im Vertrauen auf Ew. Excellenz vielfach erprobten Patriotismus, höchstdieselben um einen Vorschuß von 20 Louid'or, für welche ich denenselben persönlich verantwortlich bleibe, anzugehn. Die Gewährung dieser Bitte wird mir die meinem Herzen äußerst wohlthuende Beruhigung geben, daß Ew. Excellenz Brust weiter von keinem Groll gegen mich erfüllt ist; und indem ich Ew. Excellenz die Versicherung anzunehmen bitte, daß ich unmittelbar nach Beendigung des Krieges, Anstalten treffen werde, höchstdenenselben diese Ehrenschuld, unter dem Vorbehalt meiner ewigen und unauslöschlichen Dankbarkeit, wieder zuzustellen, ersterbe ich,

Berlin, d. 19. Sept. 11. Ew. Excellenz
Mauerstraße N. 53. unterthänigster
H. v. Kleist.

Anhang.

1. Alimentations-Contract Julie Kuntze und Dr. Chr. G. Körner betreffend.*)

Zu wissen sey hiermit, daß zwischen dem Hrn. Banquier Christoph Heinrich Ploss zu Leipzig, als Vormund der minderjährigen Demoiselle Emma Juliane Kuntze daselbst an einem, und dem Herrn Appellations-Rath Dr. Johann Gottfried Körner**) zu Dresden, am andern Theile, untengesetzten Tages, nachfolgender Alimentations-Contract verabhandelt u. volzogen worden ist.

1) Es übergiebt der Hr. Banquier Ploss, seine Pflegebefohlene Demoiselle Emma Juliane Kuntze dem Hrn. Appellations-Rath Dr. Körner zur Erhaltung und Aufsicht, dem Wunsche des verstorbenen Herrn Kuntze gemäs von dato an, auf unbestimmte Zeit dergestalt und also, daß es der Demoiselle Kuntze erlaubt ist, bis zu ihrer Mündigkeit oder Verheirathung und so lange es ihm, dem Herrn Vormunde gefällt, den Aufenthalt in des Herrn Appellations-Rath Dr. Körner's, Familie, fortzusetzen.

2) Von Seiten des Hrn. Appellations-Raths Dr. Körner's, kann nur sein oder seiner Ehegattin Todt hierinnen eine Aenderung machen, im maaßen in einem dieser beiden Fälle der gegenwärtige Alimentations Kontrackt sofort für aufgehoben geachtet werden soll.

3) Kann der Herr Appellations Rath Dr. Körner seine gegen den verstorbenen Herrn Kuntze als seinen redlichen Freund, hierunter übernommenen Verbindlichkeit nur durch den Herrn Ploss, als Vormund der unmündigen Demoiselle Kuntze, entlassen werden. Sobald dieser für seine Pflegbefohlene einen anderen Aufenthalt vorziehet und erwählt, so stehe der Demoiselle Kuntze frei, das Haus des Herrn Appellations-Raths Dr. Körner's alsbald zu verlassen, und dieser Kontrackt ist ohne alle Umstände für erloschen zu achten.

*) Hs. im Körner-Museum in Dresden.
**) Es sollte Christian G. Körner heißen.

4) Bei eintretender Mündigkeit der Demoiselle Kuntze endigt sich dieser Kontrackt von selbst und beide Theile sind sodann von selbst aller ferneren Verbindlichkeit entlassen. Soll aber das vorherige Verhältniß fortgesetzt werden; So hat alsdann die Demoiselle Kuntze eine neue Verabredung mit dem Herrn Appellations Rath Dr. Körner zutreffen.

5) So lange die Demoiselle Kuntze sich bei dem Herrn Appellations-Rath Dr. Körner aufhält, will der Herr Vormund an denselben alljährlich Zweihundert Fünf und Vierzig Thaler, u. zwar

180 ,ß. — ür Mittag- u. Abendessen, mit Wein nebst Frühstück u. Kaffee Nachmittags,

30 ,ß. — für Stube u. Kammer in der Reihe von Zimmern, welche der Herr Appellations Rath Dr. Körner mit seiner Familie bewohnt,

15 ,ß. — für Holtz und Licht,

20 ,ß. — für das Waschen des leinenen u. baumwollenen Zeugs in Conventionsmäßigen Münzsorten baar bezahlen, und

diese Summe in halbjährigen Ratis, in jeder Leipziger Oster- u. Michael-Messe, entweder auf erhaltene Anweisung, oder auf andere Art in Leipzig erlegen, sowohl zu Michael dieses Jahres, so viel von jetzt bis dahin das nunbestimmte Jahrgeld beträgt, damit den Anfang machen;

6) Die Kosten des Unterrichts in Sprachen, Musick, Tanz und dergl., werden nach vorgängiger Communication mit dem Herrn Vormunde besonders Vierteljährig von dem Herrn Appellations Rath Dr. Körner berechnet, und durch Quittungen der Lehrer belegt.

7) Jedoch hat sich zuvörderst, wie gedacht, der Herr Appellations-Rath Dr. Körner über die Wahl des Unterrichts und der Lehrer, mit dem Herrn Vormund besonders zu vereinigen, als welcher über die Vorschläge, die zu diesem Behuf geschehen werden, entscheidet.

8) Für Anschaffung der Kleidung und Wäsche sorgt der Herr Vormund Ploß und bestimmt der Demoiselle Kuntze ein beliebiges Taschengeld. Sollte jedoch dasselbe nicht allemahl hinreichend seyn, um vorfallende kleine Ausgaben für Schuhe u. andere kleine Sachen zum Anzuge zu bestreiten; So wird die Frau Appellationsräthin Dr. Körner, bedürfenden Falls diese Kosten gefälligst auslegen u. vierteljährig mit berechnen lassen. Wie nun

9) beiderseits Herren Kontrahenten mit diesem Alimentations-Vertrage nach allen Punkten u. Klauseln wohl einig und zufrieden gewesen u. alles Verabhandelte bestens acceptiret; So haben sie auch denselben in zweifachen Exemplarien vollzogen und eigenhändig unterschrieben.

So geschehen Leipzig und Dreßden, den 30. May 1803.

Dr. Christian Gottfried Körner.
Christoph Heinrich Ploss,
als Vormund.

2. Caroline v. Schlieben an Lohse.*)

... benommen haben, die mich oft betrübten — und für deren Wirkung ich immer zu fürchten hatte — könnte ich doch wissen, wie du jetzt dieserwegen dächtest, welche Wirkung mein Brief auf dich gemacht hat, — oder sollte die schreckbare Ahntung, die ich damals hatte, vielleicht gar jetzt ihre Erfüllung erreichen? — auch Kleist will mir oft dieserwegen bange machen, es ist ihm sehr wahrscheinlich, daß Du mir ent[schlüpfst?] ...

den 15 August 1803.

Ich mochte dir so gern mancherlei von Kleisten erzehlen, aber ich bin so zerstreut, so unruhig, nur bei dir sind meine Gedanken. — — Es wird dich aber intresiren also nur etwas, — Da ich keinesweges vermuthet hätte, daß Kleist hierher kommen würde so brachte mich seine Ankunft in peinliche verwirrung, ich war betreten, wolte etwas zurückhaltent sein, und freute mich doch recht herzlich, — ich erinnerte mich seiner großen Herzensgüte und vergaß auch seine öfteren Entmutigungen gegen Dich — Das machte einen wunderbaren Eintruck bei mir — Kleist war ebenfallz entsetzlich betreten, und seine Verwirrung machte Auffsehen — bis er mich gefracht hatte nicht ohne bewegung, was ich von ihm dächte — da ich ihm trotz allen Vorfällen nicht gram sein kann, so war er mit einer Antwort zufrieden, — er machte sich mancherlei Vorwürfe, wegen der Vergangenheit, und sagte immer daß du mir gewiß alles zu sehr zu seinen Vortheil würdest geschildert haben, aus allen aber sehe ich, daß er dich noch sehr liebt und schätzt, und sollte mich das nicht zutraulich machen, auch gegen mir ist er sehr theilnehmend und freundschaftlich und scheint es sehr gut zu meinen, er will mich auch bessern, denn er hat mir meine Schwächen sehr vorgehalten — Er hat sich vorgenommen mir selbst zu erzehlen, wie ihr aus einander gekommen seid. — Im ganzen ist Kleist aber doch ein wunderbares Wesen, ich kann ihn nicht begreifen, sollte ich dir sagen, wie er mir Alles vorgekommen ist, so würde ich nicht fertig werden — Wenn ich dich gegen ihm bedrachte — Welch ein unterschied — Wenn du dich nur selbst kennen solltest, ganz deiner Bewundrung würdig ...

So gern als ich noch recht viel mit dir sprechen möchte, so läßt es mir meine Unruhe nicht zu, dazu die Ungewißheit, ob du diesen Brief erhältst — Kleist giebt sich wohl viele Mühe dieserwegen — Ach! Mein Geliebter, die Fesseln sind hart, die mich von dir entfernt halten, wenn ich mich nicht dabei deiner Liebe, deiner Festigkeit erinnerte — wer weiß, was aus mir würde. — — Doch im Geist können wir ja immer vereint sein, und ich werde froh sein, so bald ich nur einige Worte über dein

*) Hs. Meinert-Dessau. Unvollständig. Beigelegt war Brief III. Vgl. Biogr. Einleitung, S. XLII.

Wohl höre — Möchtest du dich selbst durch Empfang dieses Briefes überzeugen, daß mein Kummer ungegründet ist, — Ich wünsche es sehnlich.

In Eile . . . Glückauf mein Lohse.

Deine Karoline.

3. Achim von Arnim an Wilhelm Dorow.*)

Berlin d. 30 Dec.[?] 1810.

Lieber Dorow! Sie erhalten bey liegendes dramatisches Werk**) zum neuen Jahre mit dem Wunsche, daß Sie meiner auch künftig gedenken. Dringen die hiesigen Abend Blätter wohl bis zu Ihnen? Ich vermuthe, da Scheffner***) etwas hineingeliefert hat. Haben Sie es gelesen? Ich kann es nicht loben, denn mir ists durchaus verhaßt, einen im Augenblicke jeziger Staatsverhältnisse so durchaus ernsten Gegenstand wie das leichtsinnige Umwälzen der ältesten inneren Staatsverhältnisse einer Theorie zu Gefallen, blos mit Persönlichkeiten gegen Adam Müller, der sie in keiner Art verdient, beantwortet zu sehen. Schon jetzt sehen die Schüler von Smith-Krause†), daß dieses Staatsverbessern, wenn es so aus der Willkühr einiger Einzelnen ausgeht, sehr bald in den Händen anderer zu einem Druck, zu einem Zwange wird, der wohl schwerlich in ihrer Absicht war. Diesen Druck, der insbesondere alles Schreiben über Landesangelegenheiten unterdrückt, hat Kleist bey seinen Abendblättern sehr lästig gefühlt.

Reichardt ist wohl, aber durch Nachlässigkeit von Iffland rückt es mit der Ausführung seiner Oper nicht vor.

Meine Empfehlung den Ihren,

mit vieler Achtung

Ihr

Achim Arnim.

*) Aus Faksimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen, von Dr. W. Dorow. Berlin 1836. Nr. 22. — Arnim, der in dem unglücklichen Kriegsjahre 1806 mit dem Kapellmeister Reichardt nach Königsberg kam, schloß dort mit dem bekannten Sammler Staatsrat Dorow (1790—1846) innige Freundschaft.

**) Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer, Heidelberg 1811.

***) Der Königsberger Kriegsrat und Dichter Joh. George Scheffner (1736—1824). Vgl. Dorows Krieg, Litteratur und Theater, 1845, S. 202. Kleist spricht in seinen Briefen auch einmal von ihm, vgl. Koberstein 110.

†) Scheffner hatte in Nr. 11 der „Abendblätter" einen Nekrolog über den Königsberger Staatsrechtslehrer Prof. Christ. Jakob Kraus veröffentlicht. Das Blatt kam in Nr. 19 und 20 darauf zurück, brachte am 27. Nov. eine Antikritik und am 31. Okt. folgte Arnim mit einem Artikel: „Noch ein Wort der Billigkeit über Christ. Jacob Kraus", gez. L. A. v. A. „Es ist eine oft gehörte Bemerkung, daß sich Leser der Abendblätter beschweren, warum sie so viel von dem einen Mann jetzt noch hören sollten, dessen Schriften zu spät gekommen, nachdem die Theorie schon weiter gerückt, die practischen Beobachtungen mannigfaltig berichtigt worden seien." Die kleinen „Abendblätter" widmeten dem Toten fast 12 Seiten! Varnhagen hatte 1811 eine Unterredung mit dem Freiherrn von Stein (Denkwürdigkeiten II 282 f.): „Hierbei kam Stein auf die Verdienste des in Königsberg verstorbenen Prof. Kraus, dessen Schriften er mir gab und empfahl, und den er gegen neuere Angriffe mit Zorn vertheidigte. In Berlin nämlich gab damals Heinrich von Kleist deutsche Blätter

4. Theodor Körner an seine Eltern.*)

Wien, am 4t 10br 1811.

Ihr Lieben.

Ihr erhaltet diesen Brief durch Werner. Die beyfolgenden werdet Ihr gütigst besorgen.

Ich komme eben aus der Oper Trajan in Dacien.**) Siboni sang den Trajan, Veluti den Decebalo und die Fischer die Dolomira (oder wie sie anders heißt).

Im Ganzen macht er durchaus keinen Effect. Das Sujet ist erbärmlicher behandelt, als jedes andre. Das Duett, welches Ihr kennt, ist fast das vorzüglichste. Veluti sang sehr brav, nur bin ich im Ganzen durch die deutschen Opern an einen einfachen großen Styl im Gesang gewöhnt, daß mir diese ewigen Arabesken der Italiäner nicht mehr recht munden. Siboni ist im Stand zwar mit viel Anmuth und großem Reitz des Tons über eine Fermate mehrere Minuten zu künsteln. Da ist Benelli selbst in dem Zuviel nichts dagegen.

Schön ist ein Terzett im Finale des 2t Acts. Es geschahen auch bei dieser Vorstellung, die aber durchaus nicht zu den gelungensten gehörte, indem z. B. die Blasinstrumente einmal ganz zur falschen Zeit eintraten, viel Ungeschicklichkeiten. So schlugen die Licktoren bey der Schlacht nicht schlecht mit zu, und Trajan selbst engagirte sich mit dem Decebalus, beyde ohne Helm und Schild.

Die Tempo's nahm man heute gräßlich langsam. Das kommt aber von den vielen Manieren her, wo die Sänger gar zu viel Zeit brauchen. -- Die Vestalin wird ungleich vollkommner gegeben, besonders der 2t Act. Das Vorzüglichste aber, was man hier sehen kann, bleibt der Figaro.

Kleists Ende hat mich nicht sehr gewundert, wie sich aber eine Frau aus Liebe zu ihm hat erschießen können, das sehe ich noch nicht ein. — In der ganzen Geschichte erkenne ich das überspannte flache Wesen der Preußen deutlich ausgedrückt. Es giebt Fälle, wo jeder Trost niederträchtig, und die Verzweiflung Pflicht ist, das wird niemand läugnen, nur muß es keine Verzweiflung an sich, sondern an das Leben sein. Manches Leben kann nur der Selbstmord würdig enden, und für solch einen hab ich Respect. Das andre sind Kindereyen, wozu weder Muth noch Kraft gehört. Auf den Sonnabend mehr.

Euer

Theodor.

heraus, in welchen Adam Müller den Werth von Kraus sehr herabsetzte, und ihn für einen bloßen Nachsprecher Adam Smiths erklärte, dessen Grundsätze, als den Gewerbefleiß zum Nachtheil des Adels begünstigend, schon nicht mehr gelten sollten."

*) Hs. im Besitze des Herausgebers.

**) Trajan in Dacien, von Nicolini komponiert.

5. Fouqué an Ch. Aug. Gottlob Eberhard.*)

Nennhausen, am 14. 9br 11.

Entschuldigen Sie es, lieber Eberhard, wenn Sie Ihren gemüth- und sinnvollen Brief diesmal nur mit wenigen, flüchtigen Zeilen beantwortet finden. Ich habe keinen Augenblick Zeit, und möchte Ihnen doch auch so von Herzen gern gleich umgehend sagen, wie sehr mich Ihre Offenheit und Ihr inniges Zutrauen zu mir erfreut. Nein fürwahr, lieber Eberhardt, Sie haben keine irrige Vorstellung von mir. Wie sollten denn Freunde wegen einiger versäumten Posttage an einander irre werden können? Was ich in Hinsicht Ihres Schweigens vermuthete, war, es hätten sich dem Unternehmen etwa mercantilische Hindernisse entgegen gestellt, und so geschah es denn, daß ich zwei Aufsätze, über die ich durch das Eingehen von des wackeren Perthes Museum wieder zu disponiren hatte, und die Ihnen bestimmt waren, in eine andere Zeitschrift, einer dringenden Aufforderung zufolge, gab. Daher auch kommt es, daß ich nun Ihren Wunsch wegen einer kleinen Erzählung für das zweite Stück der Salina**) nicht erfüllen kann, indem ich nichts dergleichen bereit liegen habe, und es auch in der angegebenen Zeit unmöglich zu Stande bringen kann, denn es legt sich grade jetzt eine ganze Wolke von schrift- und briefstellerischen Arbeiten um mich her. Lassen Sie — dies würde mein Rath sein — den unbekannten Kranken als Bruchstück erscheinen, welches vielleicht als eine Art von Räthsel dem großen Publikum nicht unbehaglich sein dürfte, da doch bei der monatlichen Erscheinung der Hefte die Auflösung ziemlich bald erfolgen würde. Ich berge es Ihnen nicht, daß ich diese Erzählung gern bald gedruckt hätte. — Wegen der Eroberung von Norwegen muß ich allerdings Ihrer Meinung beipflichten. Ich weiß nur zu gut, wie sauber man, vorzüglich zu Anfang eines literarischen Unternehmens, mit dem großen, unpoetischen Publikum, welches zur realen Existenz eines solchen Unternehmens so unentbehrlich ist, umgehen muß. Zudem, wer etwas Gutes und Tüchtiges will, soll die Leute nicht vor den Kopf stoßen, sondern sich wenigstens so lange ihrer Art und Weise fügen, bis sie sich einigermaaßen daran gewöhnen, ihm die gleiche Gefälligkeit zu erzeigen. Es steht also ganz bei Ihnen, ob Sie mir jene Dichtung zurücksenden wollen, oder ob Sie es etwa gut finden, Sie für späteren Gebrauch liegen zu lassen. Es ist nur gut, daß Sie mich zeitig darauf aufmerksam gemacht haben; sonst hätten Sie gar noch ein etwas stärkeres Volumen Balladen bekommen, eine herrliche Polnische Sage enthaltend, die mir der seelige Dippold***), gleichsam als

*) Die folgenden drei Briefe aus der Sammlung des Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin. Ch. Aug. Gottlob Eberhard, Buchhändler und Schriftsteller (1769—1845), Verfasser von „Hannchen und die Küchlein" u. a.

**) Salina oder Unterhaltungen für die leselustige Welt. Eine Zeitschrift. Halle 1812. Ein zweiter Jahrgang erschien 1816.

***) Hans Karl Dippold (1783—1811), Prof. der Geschichte u. Geographie in Danzig.

ein Vermächtniß, unlängst vor seinem Tode zur Bearbeitung empfahl. Es giebt ja der Almanache genug, denen man sie gelegentlich einmal zutheilen kann. — Mit Freuden erfülle ich Ihren Wunsch, ein kleineres Gedicht von mir für das erste Heft der Salina zu haben. Nehmen Sie es als eine Lieblingsblume Ihres Freundes auf; sie ist erst Gestern Nacht und Heute Morgen in meinem Garten aufgesproßt. Als Zugabe und als Erinnerung guter alter Zeiten füge ich noch ein bereits vor zehn oder elf Jahren gedichtetes Lied hinzu, welches Ihnen damals sehr wohl gefiel, es Ihnen überlassend, ob Sie es als κειμηλιον bei sich bewahren, oder es der Welt gelegentlich zu lesen geben wollen. — Eine kleinere Erzählung sollen Sie baldmöglichst erhalten, und zwar in dem Format geschrieben, welches Sie mir vorschlagen.

Nun nur noch den herzinnigsten Dank für alles Schöne und Erfreuliche, was Sie mir von Ihrer Familie sagen, und für die Nachrichten von der meinigen. Wenn Ihre Frau Gemahlin von mir weiß, so bitte ich Sie, mich ihr auf das angelegentlichste zu empfehlen. Man spricht ja doch von einem alten Freunde gerne zu denen, die uns lieb sind.

Mit aufrichtiger Achtung und Freundschaft

der Ihrige,

Fouqué.

Wohl haben Sie Recht, Heinrich Kleist, der mir als Mensch und Dichter gleich lieb ist, zur Mitarbeit aufzufordern. Seine Adresse ist: Mauerstraße Nro. 53 —, in Berlin versteht sich. Wenn es Ihnen nicht zu weitläuftig ist, erbiete ich mich auch gern, Ihren Brief an ihn zu besorgen. Wir stehen in freundschaftlichem Verkehr miteinander.

6.

Nennhausen, am 1. 10br 11.

Vielleicht hat Ihnen, lieber Eberhard, das Gerücht oder ein öffentliches Blatt bereits die traurige Ursache verkündet, um derentwillen ich genöthigt bin, Ihnen Ihren einliegenden Brief wieder zurück zu senden. Auf den Fall aber, daß Sie noch nicht davon unterrichtet sind, lassen Sie es mich Ihnen mit kurzen Worten sagen — denn mein ganzes verwundetes Herz zuckt dabei zusammen — daß sich Heinrich Kleist und eine Frau, die er liebte, erschossen haben, mit der größten Ueberlegung, Besonnenheit und Stille. Sie liegen nun mitsammen am Ufer eines Gewässers begraben, auf der Stelle, wo sie fielen. Eben dorten ward im Herbst des vorigen Jahres meine und Kleist's Dichterverbündung durch sein liebevoll kräftiges Entgegenkommen auf das innigste zusammengezogen! Nun schläft der herrliche Mensch da seinen tiefen Schlaf. Friede mit seiner Asche! — Ich sah seinem Besuch und der Freude über ein neu

von ihm begonnenes Werk entgegen, — nun kommt solch ein Abschied und die Botschaft solch eines Werkes! — Genug davon. Meine Erweichung nimmt Ueberhand, und doch heischen unsre Geschäfte diese Stunde für sich. —

Den unbekannten Kranken vermag ich nicht, Ihrem Wunsche gemäß abzuändern. Streichen, wo mir ein kritischer Grund einleuchtet, kostet mir nicht die geringste Mühe, und es mag wohl nicht leicht ein Schriftsteller herzhaftere chirurgische Operationen mit seinen Werken vornehmen, als es oftmalen von mir geschehen ist. Ja, auch auf Todesurtheile lasse ich mich mit einer ächt ärztlichen Fassung ein. Aber um äußerer Ursachen willen nehme ich den Kindern auch kein Glied eines Fingers ab. Rechnen Sie mir es nicht für Ungefälligkeit an. Ich kann es nicht, und da mir Ihre Gründe für die Nichtaufnahme einer so langen Erzählung gleichfalls vollkommen entscheidend sind, so sende ich den ganzen Kranken, damit er nicht ein durchaus unbekannter verbleibe, eben mit dieser Post an eine andere Zeitschrift ab. Dagegen — wenn Sie es wünschen — sollen Sie in längstens 14 Tagen eine kleinere Erzählung von mir haben. Ich sage: wenn Sie es wünschen, denn Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit, lieber Eberhard, es kommt mir fast vor, als finde sich in meinen Arbeiten irgend ein Princip, das, wenigstens vor der Hand, einigen Bezweckungen Ihres Institutes vielleicht entgegen streben müsse, und ich komme vorzüglich auf diesen Gedanken durch meine Eroberung von Norwegen, deren Kürze mich wirklich — ich hatte sie so lange nicht vor Augen gehabt — überraschte. In Ihrer ersten Einladung äußerten Sie den Wunsch, Beiträge von mir zu haben, die so recht aus meinem eigensten Sein hervorgingen. Dazu gehörten nun die beiden eingesandten allerdings, und ich muß fürchten, die Erzählung, welche ich im Sinne trage, leidet an ähnlichen Gebrechen für das ganz große Publikum. Dann nur ganz frei mit der Sprache heraus, lieber Eberhard, daß Sie mich vor der Hand bei dem Unternehmen, welches vielleicht, seit seinem ersten Entstehen in der Idee, noch Modificationen erhalten hat, nicht recht brauchen können. Ich gebe Ihnen mein ehrliches Wort darauf, daß meine herzliche, freundschaftliche Anhänglichkeit für Sie nichts darum verlieren soll, auch daß ich als Schriftsteller nach wie vor bereit stehe, Ihnen, sobald die Stunde schlägt, behülflich zu sein. Was wollen denn überhaupt alle Zeitschriften und Beiträge der ganzen Welt gegen die Jugendlichter sagen, welche aus gemeinschaftlich in Glück und Vertrauen genossener Vergangenheit in unser Leben heraufglänzen! Wollen Sie aber den erwähnten Beitrag, so schreiben Sie mir es nur umgehend, und er ist dann wieder umgehend in Ihren Händen. Ich fange ihn nämlich auf allen Fall in diesen Tagen an, und bringe ihn, bei seiner Kürze, schnell zu Ende. — Noch bedinge ich mir aus, daß, auch wenn mein Mitarbeiten für jetzt nicht brauchbar wäre, doch unsere freundschaftlichen und literarischen Mittheilungen darum nicht wieder in dem einmal begonnenen Geleise stocken. Vor Allem bitte

ich sehr um etwas Näheres über ihr neuestes Werk. Ich will es dann mit gleichen Notizen erwiedern.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens, und ich bitte Sie Ihrer Frau Gemahlin meine Ergebenheit zu versichern. Mit aller Herzlichkeit und Treue

der Ihrige,

Fouqué.

7.

Nennhausen, am 19. 10br. 11.

Theuerster Freund,

Der herbe Abschied, welchen ein so edler Dichter, als Heinrich v. Kleist in einem blühenden, vollkräftigen Alter aus der Welt genommen hat, mußte natürlich wie alle Freunde des Guten und Schönen in unserm Deutschen Vaterlande, so auch Sie mit tiefer Wehmuth ergreifen, und mit dem lebhaften Verlangen, mehr von seinen letzten Lebenstagen und der Veranlassung seines Todes zu erfahren. Die freundschaftlichen Bande kennend, welche Kleist und mich als Dichter und als Menschen umschlangen, fordern Sie mich auf, Ihnen nähere Nachrichten hierüber zuzusenden, womöglich solche, die sich zur Mittheilung an das Publikum Ihrer Zeitschrift eigneten, und dazu beitragen könnten, dessen Urtheil über den edlen Todten in einen richtigen Gesichtspunkt zu stellen. Dazu jedoch fühle ich mich unfähig. Von der Begebenheit selbst weiß ich nicht mehr, oder doch nicht viel mehr, als bereits öffentlich bekannt geworden ist, und so auch von jeder möglichen Veranlassung dazu. Dennoch ergreife ich diese Gelegenheit, um Allen, die Heinrich von Kleist geliebt und geachtet haben, die Bitte recht innig an's Herz zu legen, sich jegliches Urtheils über ihn und andre in sein schmerzliches Schicksal Verflochtne zu enthalten, bis näher unterrichtete Freunde es für möglich und rathsam halten, den Schleier wegzuheben, welcher das Ende seines irdischen Lebens birgt. Soviel hat ja wohl der Dichter von seinen Lesern gewonnen, daß sie dem, welcher sie in mancher begeisterten Stunde entzückte und über das Unwürdige des äußern Lebens erhob, nur das Edle zutrauen und auch da, wo ihn das Himmelsfeuer in seiner Brust über die Bahn des Gesetzlichen in eine dunkle Welt hinaus riß, ihm — wie er selbst in einer seiner Dichtungen sagt „in seiner That vertrauen", ohne weder entschuldigend noch tadelnd früher an ihr meistern und rütteln zu wollen, bis jene oben erwähnte Enthüllung sie vor den Augen der Nation, welche auf Kleist, als einen ihrer edelsten Dichter allerdings die Augen zu richten befugt ist, aus der Dunkelheit zieht.

Bis hierher, mein geliebter Freund, habe ich für Ihre Zeitschrift mitgeschrieben, und vergönne es gern, daß alles Obige mit meiner

Namens Unterschrift abgedruckt werde.*) Ihnen in's Besondere füge ich hinzu, daß ich die Unglücksgefährtin meines Freundes nicht gekannt habe, von Andern aber einstimmig höre, sie sei eine höchst geistreiche, und anmuthige Frau gewesen. Ein fast allgemeines Gerücht schreibt ihr

*) Eberhard machte von Fouqués Erlaubnis keinen Gebrauch, wohl aber ließ er sich in der „Salina" (Heft II, 229 ff. und IV, 104 ff.) in eine Polemik mit dem „Morgenblatt" ein. Dort hatte der seichte Vielschreiber F. C. Weißer an dem Katafalk des Dichters sein Armesünderlicht angezündet. In der Nr. v. 21. Dez. spricht er in einem vom 26. Nov. datierten Briefe zum erstenmale von Kleists Tode „Eine wirklich auffallende und für Psychologen interessante Erscheinung bleibt jetzt das Gespräch über diesen Doppelmord." Einige Tage später kommt der Ehrenmann abermals auf den Fall zurück (Nr. v. 26. Dez.), wobei er hervorhebt, daß beide „in der Nacht vor dem gewaltsamen Hinscheiden viele geistige Getränke zu sich genommen" und daß sich die That „bis zum Nachmittage verschob". Schon hier wendet er sich besonders gegen den exaltierten Peguilhen, noch mehr in der Nr. v. 27. Dez., worin auch der tote Dichter geschmäht wird, „der als Schriftsteller einen den Deutschen ewig heiligen Namen mit großer Unehre führte", und seine Todesgefährtin „seine geistige Buhlschwester" genannt wird, denn „daß der beste Seelenarzt durch ihre Kur sich ebenso wenig Ehre versprechen durfte, folgt schon aus ihrem Verhältniß zu einem — Heinrich von Kleist!" Noch empörender ist der Vorwurf, daß der Tote vor seiner That, „seine Feigheit in Wein und Rum und Kaffee bekämpfen mußte". Hierauf antwortete Eberhard in seiner: Appellation an die Ankläger und Richter Heinrichs von Kleist. Wir entnehmen daraus folgende interessantere Stellen: „Heinrich von Kleist ist mir, von mehr als einer Seite her, als Mensch gerühmt worden. . . . Er verdient also gewiß nicht, wie ein Verächtlicher behandelt zu werden, wenn er auch am Ende eine sehr strafbare Verirrung beging. Möge von dieser Niemand eine empfindsame, romanhafte Ansicht nehmen, damit das Gift, das in derselben liegt, nicht weiter wirke! Aber möchte man auch nicht unbedingt den Stab über ihn brechen, wenn man ihn über seine That nicht verhören kann! Um ganz gerecht und verständig über ihn urtheilen zu können, müßte man vollkommen vertraut sein mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, allen seinen Schicksalen und Verhältnissen, und mit den äußeren Veranlassungen zu seiner schaudervollen That. Möchte doch einer seiner Freunde — (nur H. Peguilhen wohl nicht!) — etwas Befriedigendes in einem ruhigen verständigen Tone, und ohne dem Urtheile der Leser vorgreifen zu wollen, über ihn in allen diesen Beziehungen bekannt machen! Könnten wir ihn ganz und gar durchschauen: so würden vielleicht auch seine strengsten Richter, indem sie seine That verabscheuten, ihn selbst nur für einen verirrten Unglücklichen erklären müssen, der auch in seinem tiefsten Falle noch eine ächt-menschliche Theilnahme in Anspruch nähme. . . . Wenn aber Heinrich v. Kleist, auch als Mensch, seine Bahn auf eine strafbare Weise beschloß: ist es gerecht, hievon Gelegenheit zu nehmen, ihn auch als Dichter und Schriftsteller büßen zu lassen? Wer kann es erweisen, daß sein poetischer Glaube seine letzte unselige That hat motiviren helfen? Wer kann behaupten, daß er unter den nämlichen übrigen Verhältnissen nicht den nämlichen unseligen Schritt gethan haben würde, wenn er nicht einer bestimmten poetischen Sekte angehört hätte? Sind denn nicht Menschen genug auf eine ähnliche Weise aus der Welt gegangen, die von unserer sogenannten neuen Schule und von allem romantisch-poetischen Mysticismus so wenig wußten, als wir Alle von den poetischen Schulen im Monde oder im Uranus . . . . . . was kann die gesammte deutsche Nation für die Verkehrtheit eines Haufens von Schriftstellern, die sich gar nicht einmal rühmen können, die siegende Partei in Deutschland zu sein? Heißt es nicht das Ziel ungeheuer überspringen, wenn man um ihretwillen eine ganze Nation öffentlich anklagt, ihr Bettelstolz vorwirft, und sie, im Gegensatz anderer Nationen, unwürdig herabsetzt? Kein Deutscher sollte doch die deutsche Nation verdammen, wenn er auch einzelne Deutsche noch so hart anzuklagen hätte! . . . . Wenn ein H. Peguilhen und einer seines Gleichen, dem er nicht festsitzt, auch einmal den Kopf verliert: so hat ihn deshalb die deutsche Nation nicht verloren, der allgemeine Tadel, den er erregt hat, beweist ja das offenbar. . . . So eben erhalte ich von einem — wie man mir auf's Wort glauben kann — durchaus unverdächtigen Zeugen noch einige Notizen über Heinrich von Kleist, die sich auf eine frühere Bekanntschaft mit ihm gründen, als er noch bei dem Regiment Garde (in Potsdam) stand, und die hier wohl eine Stelle verdienen. — Mein Zeuge sagt von ihm, er sei, bei einem sehr wenig empfehlenden Aeußern, doch sehr beliebt unter seinen Kameraden und in allen Gesellschaften gewesen; er wird als ein guter, sehr sittlicher Mensch, von viel Geist und Bildung, aber auch mit vielem Hang zur Schwärmerei, geschildert; und als sein größter Fehler wird eine überaus große Empfindlichkeit und Reitzbarkeit genannt. Deshalb soll er sich auch mit dem General von R** [Rüchel] nicht vertragen, und nach einem Streit über den Anzug, seinen Abschied genommen haben, schon vor

eine heilungslose, mit schmerzhaftem Ende drohende Krankheit zu; desfalls, will man, habe sie den Tod gewählt, und Heinrich, unfähig, sie zu überleben, sei ihr nachgezogen worden. Doch macht mich wieder darin der Bericht eines anderen Freundes irre. Kurz, im Ganzen muß ich wiederholen, was ich zu Anfange dieses Blattes auch dem größeren Publikum sage: der Schleier liegt noch fest über der That, und kann nur von wenigen, ihm zu allernächst gestandenen Freunden gelöst werden. Soviel ist gewiß, daß nicht leicht irgend ein Selbstmord mit so klarer Besonnenheit, mit so, ich möchte sagen, starrer Tapferkeit, als dieser, vollführt worden ist. — Er ist hin, mein armer, oft in seinem Leben gestörter und von falschen Hoffnungen getäuschter Freund, er ist viel zu frühe aus seinem thatenblühenden Leben abgegangen, und ich stehe noch immer wie schwindelnd an dem Abgrunde, der ihn in so jäher Ueberraschung verschlungen hat. Es mag dem Begleiter Eschens etwa so zu Muthe gewesen sein, als dieser in den überschneiten Eisspalt hinunter gesunken war.

Zu unseren Geschäften. Mit rechter Freude habe ich das erste Heft der Salina in ihrem anmuthigen Gewande begrüßt und mich an Ihrem melodischen, sinnvollen Einleitungsgedichte sehr ergötzt. Nächstdem habe ich meine größte Lust an den Ideen für Bücherfabrikanten gehabt, aus denen ein Lichtenbergischer Geist weht, der das Journal noch recht oft mit seinen hellen Lichtern durchblitzen möge. Hübsch ist es, daß Sie grade als meinen ersten Beitrag das Lied abdrucken ließen, welches auf unsre heitere und immer von wechselseitiger freundschaftlicher Theilnahme durchwärmte Vergangenheit hindeutet. Mit um so froherm Muthe sende ich Ihnen die beiliegende Geschichte. Ihre einfache Ueberschrift traue ich mir an und für sich selbst, und nöthigenfalls aus dem Beispiele der uns stammverwandten Engländer (z. B. a simple story, a sicilian Romance, womit gleich ganze Romane benannt werden), zu rechtfertigen; sollten Sie aber finden, daß darin etwas anstößiges oder vielmehr abstößiges für die größere Lesewelt liege, so bevollmächtige ich Sie zu jedweder Abänderung.

Lassen Sie mich bald wieder von sich hören. Wo ein edler Krieger gefallen ist, müssen sich die Rotten desto enger zusammenschließen. — Ihrer Frau Gemahlin meine beste Empfehlung. Mit herzlicher Freundschaft

der Ihrige,

Fouqué.

dem unglücklichen preußischen Kriege (ungeachtet er, so viel ich weiß, ohne Vermögen war). Erklärt diese Charakteristik — bei einer überhand genommenen, langen finstern Verstimmung über vielerlei vereitelte Hoffnungen und ein besonders unglückliches Verhältniß — seinen Selbstmord nicht hinlänglich, ohne daß wir die Gründe dazu in seiner Verbindung mit einer poetischen Sekte aufsuchen? Oder soll seine Uneinigkeit mit dem General von R**, sein Streit über den Anzug (vielleicht über den Zipfel des Zopfbandes), und sein rasches Verlassen der militärischen Laufbahn auch Mysticismus gewesen sein?" — Die Information über den Streit mit dem General v. Rüchel steht mit den Angaben bei Bülow (6, 8) in Widerspruch. — Ehren-Weißer antwortete hierauf noch im Morgenblatt von 24. und 25. Febr. 1812, wobei er sich u. a. zu der Behauptung verstieg, daß das „sogenannte Schauspiel Käthchen von Heilbronn, dessen Titel schon eine platte Geschmacklosigkeit, ein aberwitziges Produkt ist".

8. Achim von Arnim an Cotta.*)

[Berlin, 1812].

Ich wende mich in der Angelegenheit eines unglücklichen Verstorbenen an Ew. Wohlgeboren als Herausgeber des Morgenblattes mit dem Zutrauen, daß eins der natürlichsten menschlichen Gefühle, Achtung und Wahrheit in dem Gerichte über die Todten auch in Ihrem Herzen lebe und daß der unsägliche Schimpf, der in Ihrem Blatte über den armen Heinrich von Kleist ausgesprochen, nicht von Ihnen komme, sondern wahrscheinlich — aus einer jüdischen Feder, die schon oft Ihr Blatt gemißbraucht hat. — Zuerst erkläre ich Ihnen feierlich, um meine Glaubwürdigkeit zu bewähren, daß ich die Anzeige des H. Geheimerath Peguilhen nur aus seiner Freundschaft für die beyden Verstorbenen entschuldigen kann und daß ich daher eine Rüge derselben, in so fern er vor der Bekanntmachung der Geschichte das Urtheil der Welt bestimmen wollte, gebilligt hätte, doch würde ich, ungeachtet ich mit ihm verfeindet bin, unendlich glimpflicher verfahren seyn. — Zweytens muß ich in Hinsicht meiner Gesinnung über den Selbstmord auf meine Geschichte der Gräfin Dolores mich berufen, um den möglichen Verdacht von mir zu wälzen, als ob ich mit Kleist gleiche Ueberzeugung hege, vielmehr ist es mein Bestreben gewesen, diese Art Verzweiflung in dem Menschen zu bekämpfen und in ihrer Leerheit zu vernichten, die in unsrer Zeit so manche schöne Kraft in sich selbst entzweyte und so manches edle Leben zerstörte. — Nach diesen beyden Erklärungen fordre ich Sie als braven Mann, wie Sie mir von vielen meiner Bekannten gerühmt sind, auf, die folgenden Zeugnisse für meinen verstorbenen Kleist nicht als Aeußerungen von Parteigeist, Schule oder freundschaftlicher Verblendung von sich weisen.

Kleist hat in seinen früheren Jahren die Achtung und Liebe seiner Regiments Cammeraden genossen, eben so hat er in späterer Zeit, wo er einige Zeit unter dem nachmaligen Minister von Altenstein in Civilgeschäften diente das Lob und den Beyfall desselben erworben, aus beyden Verhältnissen hat ihn nur der eigne Wunsch, seinen Dichtungen leben zu können, entfernt. Wenige Dichter mögen sich eines gleichen Ernstes, einer ähnlichen Strenge in ihren Arbeiten rühmen dürfen wie der Verstorbene, statt ihm vorzuwerfen, daß er der neueren Schule angehangen, wozu wohl kein Mensch so wenig Veranlassung gegeben wie Kleist, hätte man eher bedauern müssen, daß er keine Schule anerkannt, das heißt, nur in seltnen Fällen dem Hergebrachten und dem Urtheile seiner Kunstfreunde nachgab, vielmehr seinem Eigensinne sich in dem Zufälligen ergab, was oft das Schöne und Tiefe seiner Erfindungen entstellt, die Festigkeit mit der er das Schicksal seines Lebens lenkte, erklärt diesen Eigensinn sehr leicht, der sich in den Widerwärtigkeiten seines Lebens durch das Gefühl der innern Kraft, mit der er sie ertrug, noch vermehrte.

*) Aus Arnims Nachlaß. Der Brief scheint weder vollendet, noch abgeschickt worden zu sein.

Nachtrag.

Zu den Gedichten.

1. Vision (1809).

Ein schwarzer Giftbaum quoll aus blut'gem Grunde,
Wo Leichen längst erschlagner Millionen
Die Saat des Jammers träuften aus der Wunde
Für Alle, die auf dieser Erde wohnen.
Gold lacht von seinen Wipfeln, gier'ge Hunde
Ummwedeln ihn, die Arglist wacht der Kronen,
Und drinnen in dem Marke, bleich wie Kreide,
Zerreißt der Neid die eignen Eingeweide.

Nacht deckt die Stätte, Nacht den grausen Höhen
Entqualmend hüllt der Menschen Fluren ein;
Das reine Meer sieht, was es nie gesehen,
Zu großen Gräul, von ihm gesühnt zu seyn.
Es flieht erzürnt; doch Erde, blind den Wehen,
Läßt zu des Herzens Strömen ihn hinein,
Der lechzend sonst zum Staub sich müßte strecken,
Und unglückseelige Gefilde decken.

1 ff. Die folgenden drei Gedichte und vier Briefe sind uns erst nach Drucklegung unserer Ausgabe eingegangen. Durch das freundliche Entgegenkommen des Herausgebers der Deutschen National-Litteratur wurde diese nachträgliche Aufnahme ermöglicht. Die Gedichte sind aus Friedrich Dahlmanns Nachlaß und uns durch seinen Sohn Herrn Landgerichtsdirektor Dahlmann in Marburg a. d. Lahn zur Verfügung gestellt. Das Original ist von Fr. Dahlmanns Hand geschrieben und beruht offenbar auf Mitteilungen, die ihm Kleist im Sommer 1809 in Böhmen gemacht. Die Entstehung der folgenden zwei Gedichte wird, wie für die Zeitgedichte XV—XIX, in den Frühling 1809 fallen, als Kleist in Dresden den Wiederausbruch des Krieges erwartete. Die drei Blätter enthalten außer diesen bisher ganz unbekannten Versen auch eine Abschrift des Gedichtes XVIII: An den Erzherzog Karl mit der einzigen Variante: V. 10 Trostlos statt Hülflos. — Vision. Eine grandiose Allegorie auf Napoleon und sein System, mehrfach dunkel und ungelenk.

Doch sieh! Des Westens königliche Bahnen
Entschwärzen sich, es glüht der Sonnenwagen,
Und tausend Stimmen, welche dräuend mahnen
Das Ungeheur der Selbstsucht zu erschlagen:
„Ist keiner rein? Wer wird der Tugend Fahnen,
Ein Eisenherz, dem Tod' entgegentragen,
Ausreuten jenes Holz und ein es hegen,
Wo heil'ge Füße nie der Ruhe pflegen?"

Da steigt ein Blick empor, aus öder Stätte,
Von einem Manne, der in tausend Schmerzen
Die Tiefen aller Sterblichkeit erspähte;
Viel hundert Jahre saß er, Lieb' im Herzen
Doch lautlos — jetzt, als ob ihn Lenz umwehte,
Sieht Lächeln man um bleiche Lippen scherzen.
Er steht! und um ihn sammeln sich die Schaaren,
Die seiner Leiden lange Brüder waren.

„Ich seh', das Ende", spricht er, „aller Zeiten
Wird nicht mehr fern von unsern Tagen seyn.
Drum werd' ich nicht euch zum Triumphe leiten,
Wird auch der Sieg, wie ich es hoffe, mein.
Des Höllenbaumes Wuth nur zu bestreiten,
Laßt euren Lohn und Lohn der Erde seyn,
Daß sie, durch uns aus Schmach und Schuld befreiet,
Sich eines tadellosen Tods erfreuet."

„Denn leben kann die Aermste nun nicht länger,
Der auch des Lebens Liebe schon entflohn.
Sie zählt den Puls mit jedem Schlage bänger,
Und spricht den vor'gen Jugendblüten Hohn.
Seit Jahren schuf sie keine Seelen länger;
Der Leib ist jung, doch euer Geist entflohn
Dem Schattenreich, wo, einmahl schon gestorben,
Auf ewig ihm der Sonne Lust verdorben."

Nach langem Kampfe, leichenvoll und blutig,
Sank spät des Baumes letzte Wuth zu Nacht;
Vom letzten Streiter war die Erd' auch blutig,
Sie sah im letzten Blicke ihre Pracht.
Sie selbst zerbricht den alten Leib unmuthig
— Es staunt der Tod der eignen Siegesmacht —
Als, aus den Wunden, aus den Leidensgründen,
Sich neue Pulse, neu erwärmt, entbinden.

39 f. Dasselbe Bild von der Entsündigung der Erde im folgenden Gedicht 3: An Kaiser Franz V. 11 f.

Und sieh! ein Wein von schöpferischem Leben
Ringt aus dem rothen Blutmeer sich empor,
Es wollen neue Saaten sich erheben,
Ein leidlos Heldenvolk tritt kühn hervor;
Im lichten Raume seh' ich Götter schweben,
Besänftigend der Wesen jungen Chor;
Die Sonne glüht, es tönen neue Lieder,
Der Frühling blüht, die Liebe athmet wieder.

---

2. [Bruchstück.]

Ist's daß ich so im Geist entschlossen bin,
Daß ich den Erndte-nahen Halm zerträte,
Ein ander Korn in andre Furchen sä'te?

Ja, zieh hinaus! und mögst du das nur tragen,
Was mancher bange Tag dich hat gelehrt,
Den Muth und Kraft, der aus den alten Tagen
Mit Löwenmark die junge Brust genährt.
In seines Landes Liebe Alles wagen,
Hat sich als ein'ge Rettung dir bewährt.
Nimm denn den Stahl! du darfst dir's kühn versprechen,
Du wirst die unzählbare Unbill rächen.

Schon tobt der Streit! Auf unbetretnen Pfaden
Dräng' ich in's rasche Schlagen mich hinein.
Kein feig Geschütz! Die trüben Augen baden
Sich nur gesund im lichten Waffenschein.
Der Blitz der Brust will stürmend sich entladen
Von Feindes Schwert in Feindes Herz hinein.
Sey's froher Kampf, sey's blutig bleiches Sterben,
Ich werde ewig meinen Sieg erwerben.

---

3. An Kaiser Franz
während der Friedensunterhandlungen.

O des Gehorsams stille, schöne Pflichten,
Wer kennt sie nicht? wer läßt sie gern?
Doch, sieh'st zum Abgrund du die Schritte richten
Den theuern Vater, theuern Herrn,
Dann bricht verwegne Liebe ihre Sitte
Und mit der Mahnung einet sie die Bitte.

Bruchstück. Der Anfang ist leider verloren gegangen. — An Kaiser Franz. Ohne Zweifel nach der Schlacht bei Wagram im Mai oder Juni 1809 verfaßt.

Wir haben viel, o Herr, vor Dir gelitten
  In grausen Kampfes herber Wuth;
Es ward für eine Ewigkeit gestritten,
  Drum zagte niemals unser Muth:
Wir waren willig von den alten Sünden
Die fluchbeladne Erde zu entbinden.

Denn von der Noth der Sterblichkeit gerühret,
  Erschienest Du, ein Arzt der Welt;
Du hast in harte Proben uns geführet,
  Uns jenem holden Wahn vermählt,
Wenn wir den argen Feind der Welt erschlagen,
Dann werd' es süß in unsern Busen tagen.

War dies ein Kampf für erdgeborne Güter?
  Für unsre Siegerehr' im Streit?
O wann erkannten wir Dich mehr als Hüter
  Und Führer in die beßre Zeit,
Als wenn Du sprachest: Gut und Blut und Leben
Sollt ihr für euren heil'gen Anspruch geben?

Den wolltest Du verlassen? weil das Wagen
  Der ersten Würfe Dir misglückt;
Wie einem leichten Wunsche ihm entsagen,
  Der leicht gewonnen nur entzückt?
Nie wird das schon vergossne Blut vergeben,
War Eitelkeit des Kampfes ganzes Streben.

Herr! Herr! Vertraue Gott, trau Deinen Treuen!
  Wir wollen Dir ein Felsen seyn,
Von Deinem Haupt uns ewig nicht zerstreuen,
  Ja sterbend noch um Rache schrei'n.
O winke nur! Wir eilen zu vollbringen,
Was einst die Dichter seel'ger Tage singen.

19–24. Vgl. Vermischte Schriften Band IV, S. 333 f. und S. 336, 8 ff. — 33. ewig nicht über gestrichenem: nimmermehr.

Zu den Briefen.

I. An Frau Sophie von Haza.*)

Seien Sie nicht böse, meine gnädigste Frau, daß ich so viele Jahre habe vorübergehen lassen, ohne Ihnen ein Wort von mir zu sagen. Ich bin, was das Gedächtniß meiner Freunde anbetrifft, mit einer ewigen Jugend begabt, und dies seltsame Bewußtsein ist allein Schuld an der Unart, nicht zu schreiben. Eben weil Alles, über alle Zweideutigkeit hinaus, so ist, wie es sein soll, glaube ich mich der Verpflichtung überhoben, es zu sagen. Die verschiedenen Momente in der Zeit, da mir ein Freund erscheint, kann ich so zusammenknüpfen, daß sie wie ein Leben aussehen, und die fremden Zeiträume, die zwischen ihnen sind, ganz verschwinden. So ist mir der Abend, da ich von Boulogne zurückkehrte, und Sie, mir zu Liebe, die Oper aufopferten, gegenwärtig, als wäre er von gestern; und wenn ich Sie wiedersehe, wird mir grade sein, als ob Sie mit Bertuch, von wo? weiß ich nicht, wieder kämen; denn Sie stiegen grade ein, als ich Paris verließ.**) Nach Dittersbach konnte ich nicht kommen, weil ich in der That krank war; und noch jetzt ist mein mittlerer Zustand (der Durchschnitt desselben) krankhaft: meine Nerven sind zerrüttet, und ich bin nur par ordonnance***) gesund. Für Leopolds, mir mitgetheilten, Brief danke ich. Sein Entschluß, wieder in Dienst zu gehen, hat eine doppelte Seite. Wenn er es um des Königs willen thut, so muß man ihn loben; doch thut er es um seinetwillen, bedauern. Was sagen Sie zur Welt d. h. zur Phisiognomie des Augenblicks? Ich finde, daß mitten in seiner Verzerrung etwas Komisches liegt. Es ist, als ob sie im Walzen, gleich einer alten Frau, plötzlich nachgäbe (sie wäre zu Tode getanzt worden, wenn sie festgehalten hätte); und Sie wissen, was dies auf den Walzer für einen Effect macht. Ich lache darüber, wenn ich es denke.†) Wissen Sie denn, daß ich auch einen Schleifer mitgemacht habe, nach dem Fort de Joux, über Chalons und wieder zurück? Es scheint fast: nein; doch dies ist Stoff für die Winterabende, wenn Sie nach Dresden kommen. Wie lange bleiben Sie denn noch aus? Wollen Sie in Dittersbach einschneien? Denn hier hat es schon gestöbert. Grüßen Sie Bernhard,††) Pfuel empfiehlt sich ihm und Ihnen, auch dem Kleinen, so wie ich, auf den ich mich unmäßig freue.

H. v. Kleist.

Dresden, 30t Oct. 7.

*) Hs. im Besitz von Oberstlieutenant Max Jähns, Berlin.
**) Eine ganz neue Nachricht, in der Biographie noch nicht verwertet.
***) Undeutlich geschrieben.
†) Gestr.: indem ich es schreibe.
††) Dieser Name sorgfältig gestrichen. Es ist ohne Zweifel der Ehemann Bernhard von Haza gemeint, von dem sie sich bald darauf scheiden ließ, um Adam Müller zu heiraten. Vgl. Biogr. Einleitung LIII.

II. An Georg Reimer.

a.*)

Hier erfolgt das Käthchen von Heilbronn. Ich wünsche,
1) zu Montag früh Bescheid,
2) hübschen Druck und daß es auf die Messe kömmt;
3) Honorar überlasse ich Ihnen, wenn es nur gleich gezahlt wird.

H. v. K.

b.**)

Ich bitte um die Gefälligkeit, mein theuerer Freund, mir ein Exemplar des zerbrochenen Kruges auf Velin zu überschicken, oder aber, falls Sie heut nicht zu Hause sein sollten, es so zurecht zu legen, daß es morgen abgeholt werden kann.

H. v. Kleist.

H. Georg Reimer
Wohlgeb.

c.***)

Wollen Sie ein Drama von mir drucken, ein vaterländisches (mit mancherlei Beziehungen) Namens der Prinz von Homburg, das ich jetzt eben anfange, abzuschreiben?
— Lassen Sie ein Paar Worte hierüber wissen

Ihrem

Freund
H. v. Kleist.
d. 21t Juni 11.

H. Buchhändl. Reimer
Wohlgeb.

---

*) Im Besitz des Grafen Viktor Wimpffen, Schloß Kainberg. Auf allen Briefen Kleists an Reimer ist der Name des Adressaten sorgfältig ausgestrichen oder radiert, z. B. auch in der Anrede des Briefes XXII, jetzt in unserem Besitze. Die folgenden drei Zettel sind vor den S. CXXVI abgedruckten Billets einzuordnen, welche aber nach dem 21. Juni 1811 geschrieben sein müssen. Das Käthchen von Heilbronn erschien bei Reimer zur Ostermesse 1810.

**) Im Besitz von Oberstlieutenant Jähns.

***) Im Besitz des Herausgebers. Wichtig ist hier das Geständnis des Dichters, daß der Prinz von Homburg „mancherlei Beziehungen" enthält. Darunter ist zuerst an die Wahl des Titelhelden aus Rücksicht auf die Prinzeß Wilhelm von Preußen zu denken. Vgl. Band III, S. 274 Anm. und S. 280 Anm. Bülow schreibt: „Um es recht gut zu machen, verherrlichte er in seiner Dichtung auch eine Prinzessin von Oranien." Gemeint ist die jüngere Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III., die am 18. Nov. 1774 in Berlin geborene Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine, seit 1791 vermählte Erbprinzessin von Oranien, seit 1815 Königin der Niederlande. Während Napoleon, anfangs für seinen Bruder Louis, Holland besetzt hielt und dann mit Frankreich vereinigte, lebte sie mit ihrem Gemahl Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau (Wilhelm I.) in Preußen, meistens in Berlin. Vgl. Homburg 592 ff.



Umschlagbild des „Phöbus“.

Gedichte.

Einleitung.

Kleist hat der lyrischen Muse selten geopfert. Rein lyrische Klänge finden sich bei ihm fast keine. Selbst wo er ein persönliches Empfinden aussprechen möchte, sucht er es als echter Dramatiker zu objektivieren. Es sind Gelegenheitsgedichte, Epigramme, Scenen in dialogischer Form, Liedereinlagen aus unvollendeten und unbekannten dramatischen Versuchen, Zeit- und Streitgedichte, — alles knapp, streng sachlich ohne Abschweifung, Variationen nur eines Themas, in der Art seiner wenigen Monologe. Diese Verse mußte man mühsam aus seinen Manuskripten, Briefwechseln, aus alten Almanachen und Zeitschriften zusammensuchen, und erst nach und nach vervollständigte sich das Mosaikbild Kleists als Lyriker.

Das früheste uns bekannte Gedicht ist Der höhere Frieden, das Kleist, als er es im September-Oktoberhefte des „Phöbus" 1808 veröffentlichte, mit der Entstehungszahl: 1792 oder 93 versah, ohne Zweifel um die friedenatmende Stimmung, die sich darin ausspricht und die so wenig zu seiner nunmehrigen paßte, zu entschuldigen. Kleist wollte damit sagen, daß diese idyllische Sehnsucht in den neunziger Jahren wohl möglich war, aber dermal mitten in der napoleonischen Herrschaft keinen Sinn haben könne. Das Gedicht stimmt trefflich zu der Klage des ehemaligen Junkers, der im Kriege (1795) sich nach dem Frieden sehnte, „um die Zeit, die wir hier so unmoralisch tödten, mit menschenfreundlichen Thaten bezahlen zu können!" (Koberstein 4.) Jedenfalls hat Kleist seine Jünglingsverse überarbeitet und gefeilt, denn der um sieben Jahre spätere sehr jugendliche Versuch in schwer erkennbaren Distichen: Wunsch zum neuen Jahre 1800 für Ulrike von Kleist, welchen zuerst Koberstein (161) veröffentlichte, der es in Ulrikes Nachlaß auf einem besondern Blättchen fand, ist zwar im Gedanken originell, aber in der Form viel unbeholfener und schwächer.

Der gleichzeitige Glückwunsch zum neuen Jahre 1800 für den General und die Generalin von Zenge, die Eltern seiner Braut Wilhelmine, erscheint hier zum erstenmale. Die Handschrift liegt im

Körner-Museum zu Dresden und trägt wie der andere Glückwunsch die Unterschrift: H. K.

„An Wilhelmine“ erschien zuerst in dem Musenalmanach für das Jahr 1830 herausgegeben von Amadeus Wendt unter dem Titel: Nachgelassene Sprüche von Heinrich von Kleist, aber mannigfach verschlimmerbessert. Bülow druckte das Gedicht 1848 in seinem Buche mit der Bemerkung ab: es sei schon früh für Wilhelmine gedichtet worden. Biedermann hat in Wilhelminens Nachlaß Kleists Handschrift aufgefunden und (S. 240) veröffentlicht, so daß wir hier die gewohnten eigenmächtigen Korrekturen Bülows beseitigen konnten. Wunderlicherweise schreibt Biedermann über dieses Gedicht: „Welche Bewandtnis es mit diesen Versen hat, ist nicht klar. Nach Ton und Inhalt könnten sie von Kleist sein; auch steht sein Zeichen, womit er fast alle seine Briefe unterschrieb, H. K., darunter, und sie sind von seiner Hand geschrieben. Allein er selbst sagt in seinem Briefe vom 21. August 1800, nachdem er zur Bekräftigung seines Entschlusses, etwas zu wagen, und zur Beschwichtigung mancher von der Braut dagegen erhobenen Bedenken, ein paar jener Verse citiert hat, wörtlich — ganz so als ob er von einem fremden Dichter spräche: ‘Das sind herrliche, wahre Gedanken! Ich habe sie oft durchgelesen, und sie scheinen mir so ganz aus Deiner Seele genommen, daß Deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem Andern, als von Dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt, selbst zu dem Größten, und gehe ich denn mit Zuversicht meinem Ziele entgegen.’“ Daran knüpft Biedermann folgende ganz unzutreffende Bemerkung: „Obgleich nun Kleists Braut von sinnigem Wesen und nicht ohne dichterische Begabung war, so möchte ich doch — bei dem entschieden männlichen Charakter gerade dieses Gedichts — an eine weibliche Verfasserschaft desselben schwer glauben. Wohl aber halte ich es für möglich, daß das Gedicht weder von Kleist noch von seiner Braut, sondern von einem Dritten herrührt, daß die Braut, der es in die Hände kam und auf die es vielleicht als beziehungsreich für Kleist, einen lebhaften Eindruck machte, es für Kleist abschrieb, und daß dieser wiederum eine Kopie davon machte, welche er seiner Braut im Umtausch gegen ihre Abschrift des Gedichts, die er behielt, übersandte. Das H. K. darunter würde dann nur etwa als eine Erinnerung daran, daß eben er ihr das Gedicht gleichsam zugeeignet habe, zu betrachten sein. Als das Werk eines bekannten Dichters wüßte ich übrigens das Gedicht nicht zu bezeichnen.“ Und S. 244: „In dem Original finden sich an zwei Stellen des Gedichts Korrekturen. Der Vers (13) hieß zuerst: ‘Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch, dem Jäger’; die letzten beiden Worte waren aber ausgestrichen und statt deren die Worte: ‘und wendet’ darüber geschrieben. Ebenso war (55) statt: ‘verschonte’ erst geschrieben: ‘verschonet’ und statt ‘wühlet’: ‘wählet’; beides war dann korrigiert. Ein Kleist-Verehrer, dem ich die Ansicht des Originals verschaffte, wollte aus diesen

Korrekturen schließen, daß Kleist der Verfasser des Gedichts sein müßte, weil beim bloßen Abschreiben keine Textänderungen vorkämen. Ich würde dies zugeben, wenn die beiden angeführten Korrekturen (die einzigen, die sich finden!) wirklich inhaltliche Änderungen enthielten, so daß man sähe, Kleist habe erst einen Gedanken im Sinne gehabt, den er dann aber durch einen anderen ersetzt habe. Allein so ist es nicht; vielmehr hat Kleist beide Male offenbar nur beim Abschreiben sich versehen und dieses Versehen durch die Korrektur gut gemacht." — Es ist uns unbegreiflich, wie ein Herausgeber Kleistscher Bräutigamsbriefe nur einen Augenblick an der Autorschaft dieses Gedichtes zweifeln kann. Schon einige echt Kleistische Ausdrücke wie „Absturz", „entreift" 2c. sprechen für seine Verfasserschaft. Man vergleiche dieses lehrhafte Poem mit den nicht minder schulmeisterlichen und bilderreichen Briefen von der Würzburger Reise, und man wird finden, daß Gedicht und Briefe sich auf die natürlichste Weise ergänzen, daß Kleist da in gebundener Form ausspricht, was seine Briefe in Prosa eindringlich machen wollen; daß hier jede Zeile, jedes Bild, jeder Gedanke nur von dem jungen Kleist sein kann. Auf dieser Bilderjagd sucht er mühsam die Landschaft zu symbolisieren, überall eine geistige Beziehung zu entlocken, das Abstrakte mit dem Persönlichen zu verschmelzen; schrieb er doch einmal an Wilhelmine, sie müsse jedes Bild so lange hin- und herwenden, bis es allseitig erschöpft sei. (Vgl. Schroffenstein 122—126, Penth. 2783—9, 3024—33, Homburg 901—8 u. s. w.*) Es ist, wie seine Briefe dieser Epoche, eine moralische Denk- und poetische Stilübung für seine Braut, ein Exercitium in der Logik und Tropenbildung. Es ist für die Braut gedichtet aus ihrer Seele heraus. Daher bildet er sich manchmal ein, das Gedicht sei von ihr selbst. Jedenfalls pflegte Kleist fremde Erzeugnisse nicht mit H. K. zu unterzeichnen. Das Exemplar Kleists von Wilhelminens Hand scheint verloren gegangen zu sein; Kleists Abschrift aus dem Besitz der Braut ist uns mit seinen anderen Briefen an dieselbe erhalten geblieben. Den Titel: An Wilhelmine hat wohl Bülow verfaßt, da weder im Original, noch im Musenalmanach etwas davon steht.

Der Schrecken im Bade, aus dem November-Dezemberheft des „Phöbus" 1808, ist wohl 1802 oder 1803 in der Schweiz entstanden. Es finden sich Vers 13—16, 42—44 wahrscheinliche Reminiscenzen vom Thunersee. In Margarethe hat ihm vielleicht das Thuner Mädeli vorgeschwebt. „Ein Gedicht," schreibt Wilbrandt (308), „von so fröhlichem und naivem Liebreiz, wie wir ihn bei Kleist nicht mehr wiederkehren sehen, und zugleich bezeichnend für die bewußte Freiheit, mit der er damals Idealismus und Realismus verschmolz: Johanna, die Schweizermagd,

*) Am 3. Juni 1801 schreibt Kleist der Braut: „Alles liegt in mir verworren, wie Werchfasern im Spinnrocken, durcheinander, und ich bin vergebens bemüht mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen." Biedermann 189.

spricht von Aktäon und Diana so eingeweiht, wie von den Halloren an der Saale, und während wir, von der kräftig zeichnenden Hand des Dichters geführt, seine Gestalten ganz in ihrem ländlichen Wesen, Tracht und Gebaren sehen, sprechen sie doch den erhöhten epischen Stil, den die neue Kunst dem Homer und seinen Übersetzern abgewonnen hatte."

Die freie Übertragung von La Fontaines Les deux pigeons, im Februarhefte des „Phöbus" von Kleist veröffentlicht, stammt wohl, wie schon Wilbrandt (223) vermutet, aus der Königsberger Zeit. Er traf daselbst 1806 in einer großen Gesellschaft wieder mit Wilhelmine von Zenge, seiner einstigen Braut und nunmehrigen Gemahlin des Philosophie-Professors Krug zusammen. Er wurde bald täglicher Gast in ihrem Hause und gewöhnte sich dort daran, mit ruhiger Wehmut auf seine glücklichere Jugend zurückzusehen. Aus dieser Stimmung ging diese Umdichtung hervor, worin sich die Allegorie keinen Augenblick verbirgt, wie eine Vergleichung mit dem französischen Vorbild ergiebt. Kleist fand in dem Täubchen, welches, der weichen Ruhe überdrüssig, sich eine Reise ersinnt, eine frappante Analogie mit seiner Liebe zu Wilhelmine. Daß er sie ganz auf seine Liebe bezog, beweist er mit dem, was er gar nicht oder anders übersetzt. Lafontaines Tauber verlangt nur einen dreitägigen Urlaub, bei Kleist „zwei kurze Monden"; Lafontaines lakonisches: „A ces mots, en pleurant, ils se dirent adieu" wird von Kleist Vers 38—41 beziehungsreich weiter ausgeführt; das französische Täubchen hat in der Fremde eine ganze Folge von Mißhelligkeiten und Gefahren (Gewitter, Schlingen, Locktaube, Adler, Schleuder) zu bestehen, bei Kleist duldet der Tauber seelisch, durch Heimweh und Sehnsucht; von dem „blonden" Täubchen, von „des lieben Mädchens Laube" — vgl. Kleists Schwärmerei von der Zengeschen Gartenlaube in seinen Briefen an Wilhelmine —, von des Städters warm empfohlener reicher Wohnung (Paris?) findet sich im Original nichts und ebensowenig von der überschwenglichen Wiedersehensfreude; nur Lafontaines „Louvre" ersetzt er, um nicht allzu deutlich zu werden, mit „Rom und seine Tempel". Dann folgt das von Kleist etwas frostig wiedergegebene fabula docet und der schöne Schluß, wobei Kleist die stille Sehnsucht dem französischen Vorbild entnimmt, indessen die Wehmut aus seiner eigenen Seele quillt. — Der Freimüthige vom 5. März 1808 nennt das Gedicht freilich „unbedeutend, obwohl der Jambus größtenteils rein und fließend".

Mit dem Prolog eröffnet, mit dem Epilog schließt das erste Heft des „Phöbus", Januar 1808. Kleist knüpfte in diesen beiden Gedichten an das hübsche Bild des Umschlags an, welches der Dresdener Maler Ferdinand Hartmann im Umriß gezeichnet hatte und von denen wir eine Reproduktion beilegen. Auf diesem Umschlag waltet der Sonnengott, vorn mit seinem schnaubenden Viergespann am Himmel aufsteigend, indessen die Horen Blumen vor ihm herstreuen. Auf dem rückseitigen Umschlag sah man Phöbus' Embleme: Bogen, Leier und Lorbeer. — Während der Re-

censent des Freimüthigen (5. Febr. 1808) den Prolog bis auf den Anfang des Pentameters recht gut versifiziert findet, tadelt er beim Epilog den Ausgang des zweiten Pentameters, die Ausdrücke: einschmettern, übergepreścht ꝛc. und bemerkt zu Z. 16: „Ja wohl in den Kleistschen Versen!“

Der Engel am Grabe des Herrn in demselben Hefte (S. 33 ff.) erschien als Text zu einer Kunstbeilage, nach einem Gemälde Hartmanns, und wir bringen hier ebenfalls eine Wiedergabe davon. Am Schlusse des Gedichts steht folgende redaktionelle Anmerkung: „Wir enthalten uns für jetzt aller Bemerkungen über das vortrefliche Bild, welches vorstehende poetische Behandlung desselben Stoffes veranlaßt hat. Der Umriß des Hartmannischen Gemäldes, welchen wir unsern Lesern in dem gegenwärtigen Hefte mitgetheilt, bleibt, da seine Ausführung durch die Umstände sehr beschleunigt worden, weit hinter den Forderungen zurück, die wir selbst an uns machen: aber der gelungenste Umriß selbst würde nur eine schwache Vorstellung von dem einfachen und frommen Geiste geben können, der im Bilde waltet. Deshalb versprechen wir eine ausgeführte Beschreibung desselben, die uns Gelegenheit geben wird, die Natur der Malerei an dem großartigen Streben unsers Freundes zu entwickeln. Wo es irgend angeht, wird der in diesen Blättern monatlich ausgestellte Umriß durch eine poetische Darstellung des Stoffes begleitet werden, damit eine Sammlung von Beispielen vorliege, an denen vielleicht gegen Ende des Jahres, die alte wichtige Frage: von den Grenzen der Malerei und Poesie, deutlich erörtert werden können.“ Über die Entstehung des Gedichts berichtet Adam Müller an Gentz (Briefwechsel 128 f.): „Ich nun habe oft darüber geklagt, daß sein [Kleists] Gemüth allzu antik, allzu prometheisch sey, daß die moderne Poesie in ihrer allegorischen Fülle zu wenig über ihn vermöge, und so war seine Legende eine freundschaftliche Rücksicht auf meine Neigung und meine Wünsche für ihn. Aber auch dort offenbart sich überall das antike, die Gestaltung über die Allegorie weit erhebende Gemüth. Hartmanns Bild in seiner Farbenpracht, in seinen bestimmten Umrissen ist dennoch nur eine Hieroglyphe, gegen die Sinnlichkeit und Wirklichkeit der Kleistschen Erzählung gehalten.“ Der Freimüthige vom 27. Febr. 1808 findet das Gedicht ohne Bedeutung.

Im April- und Maiheft des „Phöbus“ erschien die erste Reihe (A 1—24) der Epigramme mit den Angriffen auf Goethe, Wieland, die prüden Damen, welche ihm, wie Frln. von Knebel, Dora Stock ꝛc. die Marquise von O.... verübelt u. a. Die zweite Reihe (B 1—20) kam im Junihefte heraus, und nur diese hat Tieck mit Auswahl in die Hinterlassenen und die Gesammelten Schriften aufgenommen, da er offenbar Goethe nicht verletzen wollte. Interessant sind hier die Verse gegen seine gewesene Braut Julie Kunze und wider die Pädagogen. Den edlen, armen Pestalozzi hatte er in Bern persönlich kennen gelernt. Hier sowie in dem Aufsatz: Allerneuster Erziehungsplan (Kleine Schriften S. 350 ff.) persifliert er die Auswüchse des Pestalozzischen Systems, dessen gesunde Wurzeln bereits,

wie alles in jenen Tagen, in steinigen Boden geraten waren. Namentlich ist es in dem Aufsatz auf den preußischen Schulrat C. A. Zeller gemünzt, der die Knaben auf welthistorischem Wege ins Leben einführen, sie erst zu Heiden, dann zu Juden und endlich zu Christen machen wollte. Die drei letzten Epigramme sind auf den bald: cho —, bald: — z — zeichnenden Recensenten des Freimüthigen gemünzt, der in der Nummer vom 11. Juni über Kleists Epigramme (Weisser?) schrieb: „Sie sind nicht ohne Witz und meistens gegen seine eigenen Werke gerichtet, wo denn die Persiflage freilich ziemlich leicht ward.“ Auf Kleists Angriff erwiderte der Kritiker am 5. Dec., indem er sich diesmal: — p unterschreibt: „Die Epigramme sind zum Theil nicht übel gerathen, ob wir schon nicht wissen, wohin wir das frühreife Genie sowohl wegen seiner Eleganz, als seiner Versrichtung zählen müssen. Auf uns selbst müssen wir wohl die drei letzten Epigramme ziehen, indeß erfrechen wir uns immer noch zu behaupten, daß Herr von Kleist uns bis jetzt in seinen Epigrammen — vielleicht weil sie das kürzeste sind, was er schrieb — noch am besten gefiel; und zum Dank, daß er uns besang, geben wir ihm auch ein Xenion zum Abschiede:

Das gezwungene Lachen.

Sieh! wir zeigen so sanft Dir Fehler und Schwächen und Mängel;
Aber Du lachst! — Wir sehns, wie Du Dich kitzelst, dazu.“

Jünglingsklage, Mädchenräthsel, Katharina von Frankreich und An S. v. H. (1808) hat Kleist ebenfalls im „Phöbus“ und mit: Der höhere Frieden zusammen unter dem Titel: Kleine Gelegenheitsgedichte veröffentlicht. Wilbrandt spricht (308) die Vermutung aus, daß die drei ersteren seiner Dresdener Braut, also Julie Kunze, zugesungen worden seien. Uns scheinen es eher Gesangseinlagen aus verschollenen dramatischen Versuchen. S. v. H. ist Frau von Haza, die spätere Frau seines Freundes Adam Müller. Johanna von Haza teilte Tieck mit, daß Kleist das Gedicht für ihre Mutter geschrieben habe, „die sich einst über die Dichter beklagte, welche alle Blumen nur die Kamille nicht besängen, die doch denen so heilsam sei, die wie sie an Krämpfen litten. Ihr und meiner kleinen Person zu Ehren, wurden sie dann nebst den Vergißmeinnicht und Veilchen im Traum des Käthchens (Band III 98, Z. 25 f.) erwähnt.“ (Briefe an Tieck II 175 f.). Von Jünglingsklage besitzen wir eine spätere Umarbeitung, die Fouqué aus Kleists Nachlaß 1814 in seiner Zeitschrift: „Die Musen“ veröffentlicht hat. Katharina von Frankreich ist vielleicht eine lyrische Einlage aus einem unbekannten dramatischen Versuch, dessen Held der Schwarze Prinz war. Tieck hat von den fünf Kleinen Gelegenheitsgedichten „Katharina von Frankreich“ und „An S. v. H.“ nicht in die Hinterlassenen und die Gesammelten Schriften aufnehmen zu müssen geglaubt; erst Julian Schmidt hat diese Unterlassungssünde wieder gutgemacht.

Die zwei Legenden nach Hans Sachs hat zuerst Köpke aus den Berliner „Abendblättern" (3. Nov. und 8. Dez. 1810) abgedruckt. Kleist lernte das Original Der Welt Lauf — Ein Gespräch zwischen Sanct Peter und dem Herren von der jetzigen Welt Lauff 1553 — vielleicht durch Achim von Arnim kennen, der es in Prosa in seinem ebenfalls 1810 erschienenen Roman von der Gräfin Dolores aufnahm. Die Nachdichtung ist sehr frei. Kleists poetische Jamben stechen gewaltig von Sachs' umständlichen, nüchternen Knittelversen ab. Nur selten hat Kleist einen Ausdruck des Nürnbergers herübergenommen; auch die Pointe mit dem Wucherer ist seine Erfindung. Bei Sachs gedenkt im allgemeinen Glück nur ein altes Weib allein des Herrn,

> Der war Hauß und Hoff verbrunnen;
> Die schrier zu dir so unbesunnen,
> Das ihr gleich lachet jedermann.*)

Der zweiten Legende Gleich und Ungleich liegt zu Grunde Hans Sachs': „Das dritt Gespräch von eim faulen Bawrenknecht und einer endlichen Bawren Maidt." Auch diese Nachdichtung ist sehr frei, umschreibt den Dialog und erhebt die philiströse Nutzanwendung ins Poetische.

> Das nach Gottes Willen auffwachs
> Der ehlich Stand, das wünscht Hans Sachs.**)

Für die Zeitgedichte haben wir eine neue Reihenfolge gewählt, die Kleist, jetzt nur noch Dichter des Hasses, als Rufer zum Streit, als kriegerischen Hetzpropheten, als ungeduldigen Dränger und Stürmer, als Verkünder des Volkskrieges, als Lobsinger des ersten Sieges und als unentwegt hoffenden Patrioten in der Zeit tiefster nationaler Erniedrigung zeigt. Zum großen Teil hat, freilich ohne chronologische Rücksichten, bereits Tieck in den Hinterlassenen Schriften diese Lieder herausgegeben; die Originalien sind jetzt auf der Berliner Königl. Bibliothek. Die ersten Nummern sind im Frühjahr 1809 in Dresden und in Böhmen entstanden. Am 20. April 1809 schickt er noch aus Dresden an Collin mehrere Zeitgedichte und schreibt dazu: „Ich auch finde, man muß sich mit seinem ganzen Gewicht, so schwer oder leicht es sein mag, in die Waage der Zeit werfen; Sie werden inliegend mein Scherflein dazu finden. Geben Sie die Gedichte, wenn Sie Ihnen gefallen, Degen oder wenn Sie wollen, in öffentliche Blätter zu rücken, oder auch einzeln (nur nicht zusammenhängend, weil ich eine größere Sammlung herausgeben will) zu drucken; ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie, vom Harz herab, den Deutschen absingen."

Kriegslied der Deutschen, humorvolle Aufforderung zur Jagd

*) Hans Sachs. Herausgegeben von Adalbert Keller. Tübingen, Litterarischer Verein in Stuttgart 1870. I, 404 ff.

**) Hans Sachs von Adalbert Keller. V, 114 ff.

auf die Franzosen, liegt uns in mehreren Fassungen vor. Der erste Druck erschien 1814 in: Das erwachte Europa, ein zweiter in der Sammlung: Deutsche Lieder für Jung und Alt, Berlin 1818. Tieck veröffentlichte es in den Hinterlassenen Schriften nach einer Handschrift, die jetzt auf der Berliner Königl. Bibliothek ist. Dieses Heft enthält mehrere Gedichte Kleists, welche Tieck vor der Drucklegung seinem Freunde Solger mitteilte. Wir haben den Originaltext wieder hergestellt, denn Tieck und Solger haben mehrfache Änderungen vorgenommen. Letzterer schreibt am 4. Jan. 1818 an Tieck: „In den kleineren Gedichten ist viel zu corrigiren. Kann ich meine Abschrift von dem Liede „Zottelbär und Pantherthier" auffinden, so lege ich sie Ihnen bei. Vorzüglich wünschte ich am Schluß die Büchse statt der Keule wieder hergestellt." (Briefwechsel I, 595.) Außerdem konnten wir noch zwei Kopieen von Kleists eigener Hand heranziehen. Aus dieser Periode des Schürens stammt auch: An Palafox, der den Deutschen als Vorbild hingestellt wird. Der Jubel über die Wiederaufnahme des Kampfes bricht aus dem Hymnus: An Franz den Ersten, Kaiser von Oesterreich, in den sich ein finsterer Glaube an die Unbezwingbarkeit des Gegners mischt. Eine von uns angezogene Handschrift korrigiert einen entstellenden Druckfehler, der sich durch alle Ausgaben schleppt. Es folgt das ungeduldige Gedicht: An den Erzherzog Karl, Als der Krieg im März 1809 auszubrechen zögerte. Und da nun endlich im April die Kriegserklärung erschien und Österreichs Manifeste an die deutsche Nation „Spaniens großes Beispiel" anriefen und jeden deutschen Mann zu den Waffen forderten, da sang Kleist die gewaltige Schlachtenhymne: Germania an ihre Kinder, indem er an den sangbaren Rhythmus von Schillers weitverbreitetem Lied „An die Freude" anknüpfte. Das zuerst auf einem fliegenden Blatte (Kgl. Bibl. Berlin) als Einzeldruck erschienene Gedicht trägt an der Spitze die Bemerkung: Diese Ode war vom Verfasser beim Ausbruche des Krieges 1809 gedichtet worden, zufällige Umstände verhinderten damals den Druck. Im gegenwärtigen Moment wird ihre Herausgabe dem Publikum nicht weniger passend erscheinen." In der That ist der Grundton der „Einleitung" hier zum gewaltigen Schlachtgesange geworden, und Köpkes Überzeugung (23), er sei für die Eröffnung der Zeitschrift „Germania" gedichtet worden, hat viel für sich. Es konnten mit diesem und Tiecks Druck in den Hinterlassenen Schriften verglichen werden ein Abdruck im „Erwachten Europa" 1814 und zwei Handschriften. Die eine von diesen, von Kleists eigener Hand, nennt das Gedicht „eine Ode" und enthält die Fußnote: „Diese drei Lieder [Kriegslied der Deutschen, An Franz den ersten (Dresden, den 9t Aprill 1809) und Germania an ihre Kinder] überläßt der Verfasser jedem, der sie drucken will, und wünscht weiter nichts, als daß sie einzeln erscheinen und schnell verbreitet werden. H. v. Kl." Es ist dies ohne Zweifel das „Scherflein", das Kleist am 20. April 1809 an Collin schickte: „Geben Sie die Gedichte, wenn sie Ihnen gefallen, Degen [Joseph

Vincenz Degen, Wiener Buchhändler und Direktor der Hof- und Staatsdruckerei] oder wenn Sie wollen, in öffentliche Blätter zu rücken, oder auch einzeln (nur nicht zusammenhängend, weil ich eine größere Sammlung herausgeben will) zu drucken, ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie, vom Harz herab, den Deutschen absingen." Varnhagen erzählt in seinen Denkwürdigkeiten II 347 u. J. 1811: „Tiedge teilte uns in Töplitz den dichterischen Kriegsaufruf „Germania an ihre Kinder" von Heinrich von Kleist mit, eines Dichters, den er sonst wenig zu lieben bekannte, aber in diesem Liede Tyrtäisch fand. Wir dachten nicht, daß wir seinen Schwanengesang hörten, und daß wir zwei Monate später durch die Nachricht seines gewaltsamen Todes erschüttert werden sollten." — Am 8. April war der Krieg proklamiert, Kleist reiste nach Böhmen, um den Ereignissen näher zu sein, der Sieg von Aspern und Eßlingen entlockte ihm die hochpathetischen Verse: An den Erzherzog Karl nach der Schlacht bei Aspern, den 21. und 22. Mai 1809, in den Hinterlassenen Schriften abgedruckt. Dann brach mit der Schlacht bei Wagram das Unglück wieder herein und erst in den Gedichten an den König erwachte wieder sein preußischer Patriotismus.

Die „Ode auf den Wiedereinzug des Königs im Winter 1809" liegt uns einmal in der Handschrift vor, die gleichzeitig auch das Gedicht an die Königin (XXII, a) enthält und welche Tieck von Frau Adam Müller erhalten hatte (Briefe an Tieck II 176). Zuerst hat sie Kleist in den „Berliner Abendblättern" vom 5. Oktober 1810 unterzeichnet H. v. K. veröffentlicht, doch existieren zwei höchst seltene Einzeldrucke aus den Jahren 1809 und 1810. „Das erwachte Europa" brachte 1814 den Abdruck der Schlußzeilen. Ein Separatabdruck, der jetzt im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin liegt, hat eine besondere Geschichte. Kleist hatte sich brieflich an den Hofbuchdrucker Decker gewandt, um ihn zu bitten, das Gedicht in einer größeren Zahl von Exemplaren zu drucken. Decker kam diesem Wunsche bereitwillig entgegen; der Polizeipräsident Gruner aber, dem ein Probeabzug zur Censur vorgelegt wurde, verweigerte das Imprimatur, und auch die von Decker angerufene Vermittelung seines Schwagers, des Majors v. Schack vom Regiment Gendarmes, vermochte an dieser Entscheidung nichts zu ändern. Die beiden mißliebigen Stellen (V. 6—8 und 21—22) sind auf dem Probedruck rot angestrichen.

Auch das Gedicht an die Königin Luise von Preußen hat eine Geschichte. Kleist schreibt am 19. März 1810 an seine Schwester (Koberstein 155): „Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat." Wir kennen nunmehr drei Fassungen dieses Gedichts: das Sonett, das Tieck in den Hinterlassenen Schriften mitgeteilt hat und dessen Handschrift jetzt in der Berliner Königl. Bibliothek liegt. Die zweite Fassung in fünffüßigen Jamben findet sich in der Zeitschrift: Die Musen, herausgegeben von Frd. Baron de la Motte-Fouqué und W. Neumann (Berlin,

1812). Michael Bernays hat zuerst im Morgenblatt 1864 diese Blankverse neu veröffentlicht. Eine dritte Redaktion, bisher ganz unbekannt, in Oktaven, ist einer Handschrift der Berliner Königl. Bibliothek entnommen, die auch gleichzeitig (S 3 und 4) das Gedicht an den König von Preußen enthält. Die zuerst entstandene Fassung wird wohl das in Oktaven gedichtete Lied sein, welches Kleist in der Voraussetzung verfaßte, daß „an diesem Tage Gottesdienst sein würde", und das auch formell das Seitenstück zu der Ode an den König bildet, indem es ebenfalls aus drei ottave rime besteht. Wahrscheinlich vernahm Kleist nach Vollendung dieser poetischen Huldigung, daß die Feier keine öffentliche sein, sondern ganz still im Familienkreise begangen werde. Damit verlor das Gedicht die äußere Gelegenheit. Kleist mußte jetzt darauf bedacht sein, die Schilderung der Kirchenfeier zu unterdrücken. Die Zeit mochte drängen, und so schrieb denn der schwer und langsam arbeitende Poet das neue Geburtstagsgedicht in einem bequemeren Versmaß, in reimlosen Jamben, die ja dem Dramatiker geläufig waren. So entstand die zweite Fassung. Kleist hat hier aus den drei Oktaven nur die allgemeineren Gedanken der Huldigung herübergenommen und die Schilderung des Gottesdienstes mit dem krönenden Cherub unterdrückt. Wir finden nur noch Anklänge an V. 9—11 der ältesten Fassung. Aus dem adlergleichen Flug zum Äther „aus giftiger Gewürme Mitten" und dem angerufenen Cherub „aus den Sternen" entstand der geschmackvollere Vergleich mit einem Cherub, der mit gespreizten Flügeln zur Nachtzeit durch die Luft fliegt, und die „Palmenkron'" klingt noch in anderem Sinne in der „schön'ren Palme" und „der Krone der Welt" nach, gleichwie die „erwartungsvolle Menge" und „des Volkes fromm erstaunte Blicke" sich in „der Welt betroffene Geschlechter" verallgemeinern, welche „auf den Rücken geworfen, von Glanz geblendet" die Königin anstaunen. Vor drei Jahren hatte er in dem Königsberger Brief vom 6. Dez. 1806 an Ulrike geschrieben: „In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja, sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält." Die V. 21—25 erinnern an jenen Brief. Das Ganze gipfelt nicht mehr in der Vorstellung einer Bekränzung mit der Palmenkrone durch einen Cherub, sondern in dem Gedanken, daß die Regentin eine schönere Palme nicht erringt und daß die goldenste Krone, die sie zur Königin der Erde macht, ihr schon die Tugend still aufgedrückt habe. Diese neu entwickelten und poetisch gefaßten Gedanken leiten und schließen

Verse ein, welche die Gefühle des Gratulanten und dessen Glückwunsch enthalten, — alles in prächtig schwungvollen Blankversen, die eine tiefe und wahre Empfindung durchglüht. Die dritte Fassung ist das Sonett. Von den Oktaven ist hier wenig herübergerettet. Wir finden nur von dort V. 9—10 hier in V. 3—4 wieder. Kleist kam hier auf das in der zweiten Fassung, wo er nicht durch den Reim gehindert war, bereits mit dem natürlicheren „Schritt" vertauschte, ursprüngliche „Tritt" zurück. Enger hielt er sich diesmal an die zweite Fassung, die ihm offenbar als Vorlage diente. Es ist eine Umdichtung oder besser eine Verdichtung. Von dort sind V. 25, 25 fast wörtlich herübergenommen und aus V. 6—9 wurde die Schlußpointe des Sonetts. Bernays bemerkt in seiner Vergleichung des reimlosen Gedichts mit dem Sonett (S. 88): „Wir wissen, mit welcher echt künstlerischen Sorgfalt, die sich nur selten zu peinlicher Ängstlichkeit verirrte, Kleist die Feile gebrauchte; selten aber mag er sie mit glücklicherem Erfolge angewendet haben, als in diesem Falle. Ihm war es meist um den knappsten, schlagendsten Ausdruck zu thun, in den zusammengedrängt Gedanke und Empfindung nur um so mächtiger wirken sollten; solange dieser nicht erreicht war, hatte sich der Künstler noch nicht Genüge geleistet. So nimmt er auch hier aus den 35 Zeilen, die in prächtiger Beredsamkeit dahinströmen, aus denen aber doch ein innerlich gegliedertes Ganze sich nicht ergeben will — aus diesen Zeilen nimmt er mit sicherem Griff den eigentlichen Inhalt heraus und sucht ihn kürzer, voller und eindringlicher auszusprechen in einer neuen Form, die den Dichter zur strengsten Beschränkung zwingt und ihm nur eine abgemessene Zahl von Versen vergönnt. Vor allem wird nun das Bild von dem Cherub beseitigt, der 'mit gespreizten Flügeln zur Nachtzeit durch die Luft zieht'; denn allerdings, die vier Verse mahnen allzu deutlich an Shakespeare . . . Und nun rückt alles eng und geschlossen zusammen. Gleich der erste Vers enthält eine deutlichere Hinweisung auf die Zeit, die dem Unglückstag von Jena folgte, in welcher die königliche Dulderin ihren heldenhaften Sinn zur Bewunderung der Nation bewährte; in den beiden ersten Strophen wird dann mit unnachahmlich festen und zarten Strichen die Gestalt der Herrscherin gezeichnet, deren Züge früher einzeln durch das Ganze zerstreut waren; im Anschauen derselben erhoben darf der Dichter die jammervolle Zeit segnen wollen, in der solche Größe sich offenbaren konnte; und auf diese Art vorbereitet, gewinnt das jetzt an den Schluß gestellte Bild, das durch Eigentümlichkeit und Neuheit sich nicht hervorthut, doch einen treffenderen Sinn und eine tiefere Bedeutung. Der Künstler hat erreicht, was er wollte; das Beiwerk ist verschwunden, in diesem fest ineinander gefügten, künstlerisch geschlossenen Ganzen ist der Ausdruck der Empfindung streng auf das Notwendigste zurückgeführt; was vorher nur eine begeisterte, dichterisch gehobene Rede gewesen, ist jetzt zum wahren Gedicht geworden, und der Kenner der poetischen Technik wird mit Wohlgefallen bemerken, daß in dem Verhältnis, welches zwischen

den ersten acht und den letzten sechs Zeilen stattfindet, das geheimnisvolle Gesetz, das den Bau des Sonetts regelt, genau und zwanglos beobachtet ist.“ — Wir drucken hier alle drei Fassungen in dieser Reihenfolge ab. Welches der drei Gedichte Kleist der Königin überreicht hat, muß dahingestellt bleiben. Aus äußeren Gründen möchten wir die erste Fassung in Oktaven als bloßen Entwurf betrachten, der in Kleists Mappe verblieb. Aus inneren Gründen aber stimmen wir dafür, daß die Blankverse es sind, welche die königliche Frau vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt haben. Das Sonett ist formschöner, sachlicher, akademisch gemessener; es hat nicht das Überschwengliche, das Unmittelbare, dramatisch Packende jener reimlosen Jamben. Kleist mag das Sonett nachträglich gedichtet haben, etwa im Hinblick auf eine „größere Sammlung“ von Gedichten, mit deren Herausgabe er sich trug. Hier streifte er alles Zufällige der äußeren Veranlassung, alles Persönliche ab, und aus den Gelegenheits- und Huldigungscarmina wurde ein objektives Stimmungsbild, ein historisches Denkmal aere perennius der schönen Frau und großen Herrscherin.

Die Sinngedichte, von denen 1, 4, 5, 6, 7 von Köpke aufgefunden und publiziert wurden, stammen sämtlich aus den Berliner „Abendblättern“ vom Oktober 1810 und tragen dort Kleists Chiffern: st, Vx, xp. Die Lösung des Rätsels ist gewiß von Kleists Freund und Mitarbeiter Friedrich Schulz. Die beiden Sinngedichte 2, 3 sind Köpke entgangen. Daß Kleist ihr Verfasser ist, beweist auch deren Signatur Vx, womit Kleist in den „Abendblättern“ seine kleinen Erzählungen: Französisches Exercitium und: Unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeiten unterzeichnet hat.

Zum erstenmal in einer Gesamtausgabe erscheint ferner die Zueignung des Prinzen von Homburg an die Prinzessin Wilhelm, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, zuerst abgedruckt nach einer Abschrift aus dem Nachlaß von Marie v. Kleist in den „Grenzboten“ 1867 (durch Yorck von Wartenburg), dann in den „Preußischen Jahrbüchern“ 1874 durch B. Erdmannsdörffer nach seiner Handschrift des „Prinzen von Homburg“. Auf diese Dedikation bezieht sich ein undatierter Brief Kleists an seinen Verleger Reimer. Vgl. Briefe und Einleitung zum „Prinzen von Homburg“.

Das Letzte Lied hat 1821 Tieck in den Hinterlassenen Schriften veröffentlicht. Wir fanden aber einen früheren Druck in dem „Frauentaschenbuch für das Jahr 1818 von de la Motte Fouqué“ mit einigen Korrekturen und folgendem Zusatze Fouqués: „Gesungen in der Zeit von Deutschlands Unterdrückung. — Ein ernster Nachklang aus einem früh von der Erde geschiedenen Leben! Mögen wir dabei abermals bedenken, was Gott seitdem an uns gethan hat (es kann nie oft genug geschehen!) und mögen die edlen deutschen Frauen des edlen unglücklichen Sängers Grab mit neuen Blumen der Erinnerung bekränzen.“

Theophil Zolling.

Gedichte.

I. Der höhere Frieden.

(1792 oder 93.)

Wenn sich, auf des Krieges Donnerwagen,
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk' ich, können sie mir doch nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse, wie dem Schrecken, wehrt.

Nicht des Ahorns dunkelm Schatten wehren,
Daß er mich, im Waizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

II. Wünsche zum neuen Jahr 1800.

a) Für Ulrike von Kleist.

Amphibion Du, das in zwei Elementen stets lebet,
Schwanke nicht länger und wähle Dir endlich ein sichres Geschlecht
Schwimmen und fliegen geht nicht zugleich, drum verlasse das Wasser,
Versuch es einmal in der Luft, schüttle die Schwingen und fleuch so!

I. Im September-Oktoberheft des „Phöbus" 1808 S. 87 veröffentlicht von Kleist und datiert. — Hinterlassene Schriften, S. 269. T III 320, S III 355. — IIa. Zuerst von Koberstein S. 161 publiziert.

b) **Für den General und die Generalin von Zenge.**

Sieben glücklicher Kinder glückliche Eltern! Das nenn' ich
Doch noch ein Glück, an das, wahrlich, kein Neujahrswunsch reicht!
Soll ich euch doch etwas wünschen, so sei es dies einz'ge: es finde,
Euch ein Neujahr zu wünschen, niemals ein Dichter den Stoff.

III. An Wilhelmine.

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschaar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erndtetag sich selbst bereiten,
Und Thaten in die offnen Furchen streun.
Er soll des Glückes heil'gen Tempel sich
Nicht mit Hermeos' Caduceus öffnen,
Nicht wie ein Nabob seinen trägen Arm
Nach der Erfüllung jedes Wunsches strecken.
Er soll mit Etwas den Genuß erkaufen,
Wär's auch mit des Genusses Sehnsucht nur.

Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
Die Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu.
Der Jäger muß in Feld und Wald ihn suchen,
Wenn er daheim mit Beute kehren will.
Er muß mit jedem Halme sich berathen,
Ob er des Hirsches leichte Schenkel trug,
An jedes Baums entreiftem Aste prüfen,
Ob ihn sein königlich Geweih berührt.
Er muß die Spur durch Thal und Berg verfolgen,
Sich rastlos durch des Moors Gestrüppe drehn,

b. Hs. im Körner=Museum zu Dresden. Jeder der beiden Wünsche trägt im Original die Unterschrift: H. K. — III. Zuerst in Amadeus Wendts Musenalmanach f. d. J. 1830, Leipzig, S. 89 ff. u. d. Titel: Nachgelassene Sprüche von Heinrich von Kleist; dann bei Bülow 249 ff., endlich nach Kleists Hs. bei Biedermann 240 ff. Kleist citiert es am 21. Aug. 1800 in einem Brief an Wilhelmine von Zenge; es mag zu Beginn dieses Jahres entstanden sein. — 8. Hermeos' Caduceus, nach S III 346. Bülow: Hermeos Caduceus. Biedermann: Hermens (Druckfehler?) Caduceus. Musenalm.: dem Zauberstab des Hermes. Anmerkung Kleists in der Hs.: Merkurs Zauberstab, der alle Schlösser löste. — Vgl. darüber Vergils Äneide IV, 242—44. Abgesehen von der unrichtigen Form: Hermeos ist auch Caduceus falsch skandiert. — 19. entreiftem, nach der Hs. Musenalmanach: entreif'tem. Vgl. S. 25 (65): durchreift.

Sich auf des Felſens Gipfel ſchwingen, ſich
Hinab in tiefer Schlünde Abſturz ſtürzen,
Bis in der Wildniß dickſten Mitternacht
Er kraftlos neben ſeine Beute ſinkt.

Der Schwalbe Neſt hangt an des Knaben Hütte,
Allein die leichte Beute reizt ihn nicht.
Er will des Adlers königliche Brut,
Die in der Eiche hohem Wipfel thronet.
Denn das Erworb'ne, — wärs mit einem Tropfen Schweiß
Auch nur erworben, — iſt uns mehr, als das
Gefundne werth. Den wir mit unſres Lebens
Gefahr erretteten, der iſt uns theuer,
So wie dem Araber der theuer iſt,
Dem er ein Stück von ſeinem Brote gab.

Am Ufer glänzt die helle Perlenmutter
Und des Agats buntfarbiges Geſtein;
Allein der Perlenfiſcher achtet
Nicht was die Erde bietet, ſtürzt
Sich lieber in des Meeres Wogen, ſenkt
Sich nieder in die dunkle Tiefe, und
Kehrt ſtolzer, als der Bergmann mit dem Golde,
Mit einer Auſter blaſſem Schleim zurück.

Den Bergmann ſoll die Wünſchelruthe nicht
Mit blindem Glück an goldne Schätze führen,
Er ſoll durch Erd' und Stein ſich einen Weg
Bis zu des Erzes edlem Gange bahnen,
Damit er an dem Körnchen Gold, das er
Mit Schweiß erwarb, ſich mehr, als an dem Schatze,
Den ihm die Wünſchelruthe zeigt, erfreue.

Des Künſtlers Meißel übt ſich an Kriſtallen,
Die ſchon von ſelbſt mit Farben ſpielen, nicht.
Er übt ſich an dem rohen Kieſel, den
Des Knaben Fußtritt nicht verſchonte, wühlet

24. Abſturz, Muſenalm.: Abgrund. — 25. dickſten, nach der Hſ. Muſenalm.: dickſter. Bülow, S: düſtrer. — 26. ſeine; Muſenalm.: ſeiner. — 30. thronet, nach der Hſ. Bülow, S: thront. — 37. Perlenmutter, die ſilberglänzende Muſchelſchale, welche die Perle umhüllt, woraus die Perlen gebrochen werden. — 44. Schleim, S korrigiert: Schein. — 50. Schatze; Bülow, S: Schatz.

Sich durch die Rinde, lockt den Feuerfunken,
Der in des Kiesels kaltem Busen schlummert,
In tausend Blitzen aus dem Stein hervor
Und schmückt mit ihm der Herrscher Diadem.

Nicht zu dem Schiffer schwimmet aus der Ferne
Des Indiers großer Ueberfluß heran,
Er muß auf ungewissen Brettern sich
Dem trügerischen Meere anvertraun.
Er muß der Sandbank hohe Fläche meiden,
Der Klippe spitzgeschliffnen Dolch umgehn,
Sich mühsam durch der Meere Strudel winden,
Mit Stürme kämpfen, sich mit Wogen schlagen,
Bis ihn der Küste sichrer Port empfängt.

Auch zu der Liebe schwimmt nicht stets das Glück,
Wie zu dem Kaufmann nicht der Indus schwimmt.
Sie muß sich ruhig in des Lebens Schiff,
Des Schicksals wildem Meere anvertraun;
Dem Wind des Zufalls seine Segel öffnen,
Es an der Hoffnung Steuerruder lenken,
Und stürmt es, vor der Treue Anker gehn.
Sie muß des Wankelmuthes Sandbank meiden,
Geschickt des Mißtrau'ns spitzen Fels umgehn,
Und mit des Schicksals wilden Wogen kämpfen,
Bis in des Glückes sichern Port sie läuft.

IV. Der Schrecken im Bade.

Eine Idylle.

Johanna.

Klug doch, von List durchtrieben ist die Grethe,
Wie kein' im Dorf mehr! „Mütterchen," so spricht sie,
Und gleich, als scheute sie den Duft der Nacht,
Knüpft sie ein Tuch geschäftig sich ums Kinn:

58. Stein, Musenalm.: Keim. — 65. Klippe, Musenalm.: Klippen. — 72. wildem Meere, Bülow, S: wilden Meeren. — 73 ist bei S ausgefallen! — 79. sichern, Bülow: sichren. — IV. Im November-Dezemberheft des Phöbus 1808, S. 30ff. — Hint. Schriften 270ff., T 322ff., S 357ff. — 1. Klug doch, Hint. Schr., T: Klug, doch.

„Laß doch die Pforte mir, die hintre, offen;
Denn in der Hürd' ein Lamm erkrankte mir,
Dem ich Lavendelöl noch reichen muß."
Und, husch! Statt nach der Hürde, die Verräthrin,
Drückt sie zum Seegestade sich hinab. —
Nun heiß, fürwahr, als sollt' er Erndten reifen,
War dieser Tag des Mai's, und Blumen gleich
Fühlt jedes Glied des Menschen sich erschlafft. —
Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings
Im milden Schein des Mondes still erglänzt!
Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt
In den krystallnen See danieder tauchen!
Wenn das die Gletscher thun, ihr guten Götter,
Was soll der arme herzdurchglühte Mensch?
Ach! Wenn es nur die Sitte mir erlaubte,
Vom Ufer sänk' ich selbst herab, und wälzte
Wollüstig wie ein Hecht mich in der Flut!

Margarethe.

Fritz! — Faßt nicht Schrecken, wie des Todes, mich!
— Fritz, sag' ich, noch einmal: Maria Joseph!
Wer schwatzt dort in der Fliederhecke mir?
— Seltsam, wie hier die Silberpappel flüstert!
„Husch" und „Lavendelöl" und „Hecht" und „Sitte",
Als ob's von seinen rothen Lippen käme!
Fern im Gebirge steht der Fritz und lauert
Dem Hirsch auf, der uns jüngst den Mais zerwühlte;
Doch hätt' ich nicht die Büchs' ihn greifen sehen,
Ich hätte schwören mögen, daß er's war. —

Johanna.

Gewiß! Diana, die mir unterm Spiegel,
Der Keuschheit Göttin, prangt im goldnen Rahm:
Die Hunde liegen lechzend ihr zur Seite,
Und Pfeil und Bogen giebt sie jagdermüdet
Den jungen Nymphen hin, die sie umstehn:
Sie wählte sich, der Glieder Duft zu frischen,

8. Verräthrin, Hint. Schr., T, S: Verrätherin. — 12. Fühlt, S: Fühlt'. — 16. danieder, Hint. Schr., T, S: darnieder. — 33. Rahm, für Rahmen. — 36. umstehn, Hint. Schr., T, S: umstehen.

Verständiger den Grottenquell nicht aus.
Hier hätt' Aktäon sie, der Menschen Aermster,
Niemals entdeckt, und seine junge Stirn
Wär' ungehörnt bis auf den heut'gen Tag.
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!
Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her,
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder,
Als hätt' ein Eifersücht'ger sie verwebt,
Daß selbst der Mond mein Gretchen nicht, und nicht,
Wie schön sie Gott der Herr erschuf, kann sehn!

Margarethe.

Fritz!

Johanna.

Was begehrt mein Schatz?

Margarethe.

Abscheulicher!

Johanna.

O Himmel, wie die Ente taucht! O seht doch,
Wie das Gewässer heftig mit Gestrudel,
Sich über ihren Kopf zusammenschließt!
Nichts, als das Haar, vom seidnen Band umwunden,
Schwimmt mit den Spitzen glänzend oben hin!
In Halle sah ich drei Halloren tauchen,
Doch das ist nichts, seit ich die Ratz' erblickt!
Ei, Mädel! Du erstickst ja! Margarethe.

Margarethe.

Hilf! Rette! Gott mein Vater!

Johanna.

Nun? Was giebt's? —
Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt!
Fritz ist's, so schau doch her, der junge Jäger,
Der morgen dich, du weißt, zur Kirche führet! —
Umsonst! Sie geht schon wieder in den Grund!
Wenn wiederum die Nacht sinkt, kenn' ich sie

39. Aktäon, nach der griech. Sage von Artemis, die er im Bade belauscht hatte, in einen Hirsch verwandelt und darauf von seinen eigenen Hunden zerrissen. — 54. Halloren, die über ein Jahrtausend alte Salzsiederbrüderschaft in Halle a. S. — 55. Ratz, S: Ratt' vgl. S. 24 (49); Penth. 2524: Ratzenpaar; Herm. 645: ratzenkahl, 1002: Ratze.

Auswendig bis zur Sohl' herab, daß ich's
Ihr mit geschloßnem Aug' beschreiben werde:
Und heut, von ohngefähr belauscht im Bade,
Thut sie, als wollte sie den Schleier nehmen
Und nie erschaut von Männeraugen sein!

Margarethe.

Unsittlicher! Pfui, Häßlicher!

Johanna.

Nun endlich!
In dein Geschick doch endlich fügst du dich.
Du setzest dich, wo rein der Kiesgrund dir
Dem Golde gleich erglänzt, und hältst mir still.
Wovor, mein Herzenskind, auch bebtest du?
Der See ist dir, der weite, strahlende,
Ein Mantel, in der That, so züchtiglich,
Als jener sammtene, verbrämt mit Gold,
Mit dem du Sonntags in der Kirch' erscheinst.

Margarethe.

Fritz, liebster aller Menschen, hör' mich an,
Willst du mich morgen noch zur Kirche führen?

Johanna.

Ob ich das will?

Margarethe.

Gewiß? Begehrst du das?

Johanna.

Ei, allerdings! Die Glock' ist ja bestellt.

Margarethe.

Nun sieh, so fleh' ich, kehr' dein Antlitz weg!
Geh' gleich vom Ufer, schleunig, augenblicklich!
Laß mich allein!

Johanna.

Ach, wie die Schultern glänzen,
Ach, wie die Knie, als säh' ich sie im Traum,
Hervorgehn schimmernd, wenn die Welle flieht!
Ach, wie das Paar der Händchen, fest verschränkt,
Das ganze Kind, als wär's aus Wachs gegossen,
Mir auf dem Kiesgrund schwebend aufrecht halten!

Margarethe.

Nun denn, so mag die Jungfrau mir verzeihn!

Johanna.

Du steigst heraus? Ach, Gretchen! Du erschreckst mich!
Hier an den Erlstamm drück' ich das Gesicht,
Und obenein noch fest die Augen zu.
Denn alles, traun, auf Erden möcht' ich lieber,
Als mein geliebtes Herzenskind erzürnen.
Geschwind, geschwind! Das Hemdchen — hier! Da liegt es!
Das Röckchen jetzt, das blaugekantete!
Die Strümpfe auch, die seidnen, und die Bänder,
Worin ein flammend Herz verzeichnet ist!
— Auch noch das Tuch? Nun, Gretchen, bist du fertig?
Kann ich mich wenden, Kind?

Margarethe.

Schamloser, du!
Geh' hin und suche für dein Bett' dir morgen,
Welch' eine Dirn' im Orte dir gefällt.
Mich, wahrlich, wirst du nicht zur Kirche führen!
Denn wisse: wessen Aug' mich nackt gesehn,
Sieht weder nackt mich noch bekleidet wieder!

Johanna.

Gott, Herr, mein Vater, in so großer Noth
Bleibt auf der Welt zum Trost mir nichts, als Eines.
Denn in das Brautbett morgen möcht' ich wohl,
Was leugnet' ich's; doch Herzchen, wiss' auch du:
In Siegismunds, des Großknechts, nicht in deins.

Margarethe.

Was sagst du?

Johanna.

Was?

Margarethe.

Sieh da, die Schäkerin!
Johanna ist's, die Magd, in Fritzens Röcken!
Und äfft, in eines Flieders Busch gesteckt,
Mit Fritzens rauher Männerstimme mich!

89. so, Hint. Schr., T: es.

Johanna.

Ha, ha, ha, ha!

Margarethe.

Das hätt' ich wissen sollen!
Das hätte mir, als ich im Wasser lag,
Der kleine Finger jückend sagen sollen!
So hätt' ich, als du sprachst: „Ei sieh, die Nixe!
Wie sie sich wälzet!“ Und: „Was meinst du, Kind;
Soll ich herab zu dir vom Ufer sinken?“
Gesagt: „Komm her, mein lieber Fritz, warum nicht?
Der Tag war heiß, erfrischend ist das Bad,
Und auch an Platz für beide fehlt es nicht;“
Daß du zu Schanden wärst, du Unverschämte,
An mir, die dreimal Aergere, geworden.

Johanna.

So! Das wär' schön gewesen! Ein züchtig Mädchen, wisse,
Soll über solche Dinge niemals scherzen;
So lehrt es irgendwo ein schwarzes Buch. —
Doch jetzt das Mieder her; ich will's dir senkeln:
Daß er im Ernst uns nicht, indeß wir scherzen,
Fritz hier, der Jäger, lauschend überrasche.
Denn auf dem Rückweg schleicht er hier vorbei;
Und schade wär' es doch — nicht wahr, mein Gretchen?
Müßt' er dich auch geschnürt nie wieder sehn.

V. Die beiden Tauben.

Eine Fabel nach Lafontaine.

Zwei Täubchen liebten sich mit zarter Liebe.
Jedoch, der weichen Ruhe überdrüßig,
Ersann der Tauber eine Reise sich.
Die Taube rief: Was unternimmst du, Lieber?
Von mir willst du, der süßen Freundin, scheiden:

117. jückend, Hint. Schr., T: zuckend. Vgl. Shakespeares Macbeth IV, 1: Ha, mir juckt der Daumen schon; sicher naht ein Sündensohn!; Grimms Wb. II, 850 und III, 1652, 1655. — 129. will's dir, Hint. Schr., T: will es. — V. Im Februarhefte des Phöbus 1808, S. 32ff. — Hint. Schr. 276f., T III 326ff, S III 363. Vgl. La Fontaine, fables IX, 2: Les deux pigeons.

Der Uebel Größtes, ist's die Trennung nicht?
Für dich nicht, leider, Unempfindlicher!
Denn selbst nicht Mühen können und Gefahren,
Die schreckenden, an diese Brust dich fesseln.
Ja, wenn die Jahrszeit freundlicher dir wäre!
Doch bei des Winters immer regen Stürmen
Dich in das Meer hinaus der Lüfte wagen!
Erwarte mindestens den Lenz: was treibt dich?
Ein Rab' auch, der den Himmelsplan durchschweifte,
Schien mir ein Unglück anzukündigen.
Ach, nichts als Unheil zitternd werd' ich träumen,
Und nur das Netz stets und den Falken sehn.
Jetzt, ruf' ich aus, jetzt stürmt's: mein süßer Liebling,
Hat er jetzt Alles auch, was er bedarf,
Schutz und die goldne Nahrung, die er braucht,
Weich auch und warm ein Lager für die Nacht,
Und alles Weitre, was dazu gehört? —
Dies Wort bewegte einen Augenblick
Den raschen Vorsatz unsers jungen Thoren;
Doch die Begierde trug, die Welt zu sehn,
Und das unruh'ge Herz den Sieg davon.
Er sagte: Weine nicht! Zwei kurze Monden
Befriedigen jedweden Wunsch in mir.
Ich kehre wieder, Liebchen, um ein Kleines,
Jedwedes Abenteuer, Zug vor Zug,
Das mir begegnete, dir mitzutheilen:
Es wird dich unterhalten, glaube mir!
Ach, wer nichts sieht, kann wenig auch erzählen.
Hier, wird es heißen, war ich; dies erlebt' ich;
Dort auch hat mich die Reise hingeführt:
Und du, im süßen Wahnsinn der Gedanken,
Ein Zeuge dessen wähnen wirst du dich. —
Kurz, dies und mehr des Trostes zart erfindend,
Küßt er, und unterdrückt was sich ihm regt,
Das Täubchen, das die Flügel niederhängt,
Und fleucht. —
Und aus des Horizontes Tiefe

39—40. regt, Das Täubchen, nach S. — Hint. Schr., T: regt, | Des Täubchens. — 41. fleucht, vgl. 71; Penth. 1626.

Steigt mitternächtliches Gewölk empor,
Gewitterregen häufig niedersendend.
Ergrimmte Winde brechen los: der Tauber
Kreucht unter'n ersten Strauch, der sich ihm beut.
Und während er, von stiller Oed' umrauscht,
Die Flut von den durchweichten Federn schüttelt,
Die strömende, und seufzend um sich blickt,
Denkt er nach Wandrerart, sich zu zerstreun,
Des blonden Täubchens heim, das er verließ.
Und sieht erst jetzt, wie es beim Abschied schweigend
Das Köpfchen niederhing, die Flügel senkte,
Den weißen Schooß mit stillen Thränen netzend;
Und selbst, was seine Brust noch nie empfand,
Ein Tropfen, groß und glänzend, steigt ihm auf.
Getrocknet doch, beim ersten Sonnenstrahl,
So Aug' wie Leib, setzt er die Reise fort,
Und kehrt, wohin ein Freund ihn warm empfohlen,
In eines Städters reiche Wohnung ein.
Von Moos und duft'gen Kräutern zubereitet
Wird ihm ein Nest, an Nahrung fehlt es nicht,
Viel Höflichkeit, um dessen, der ihn sandte,
Wird ihm zu Theil, viel Güt' und Artigkeit:
Der lieblichen Gefühle keins für sich.
Und sieht die Pracht der Welt und Herrlichkeiten,
Die schimmernden, die ihm der Ruhm genannt,
Und kennt nun Alles, was sie Würd'ges beut,
Und fühlt unsel'ger sich, als je, der Arme,
Und steht, in Oeden steht man öder nicht,
Umringt von allen ihren Freuden, da,
Und fleucht, das Paar der Flügel emsig regend,
Unausgesetzt, auf keinen Thurm mehr achtend,
Zum Täubchen hin und sinkt zu Füßen ihr,
Und schluchzt in endlos heftiger Bewegung,
Und küsset sie und weiß ihr nichts zu sagen —
Ihr, die sein armes Herz auch wohl versteht!
  Ihr Sel'gen, die ihr liebt; ihr wollt verreisen?
O laßt es in die nächste Grotte sein!

50. blonden Täubchens, hier wird die Anspielung auf Wilhelmine von Zenge doch gar zu deutlich.

Seid euch die Welt einander selbst und achtet
Nicht eines Wunsches werth das Uebrige!
Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
Ich hätte nicht um Rom und seine Tempel,
Nicht um des Firmamentes Prachtgebäude
Des lieben Mädchens Laube hingetauscht!
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz ertheilt?
So viele jungen, lieblichen Gestalten,
Mit unempfundnem Zauber sollen sie
An mir vorüber gehn? Ach, dieses Herz!
Wenn es doch einmal noch erwarmen könnte!
Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der
Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe —?

VI. Zur Eröffnung des Phöbus.

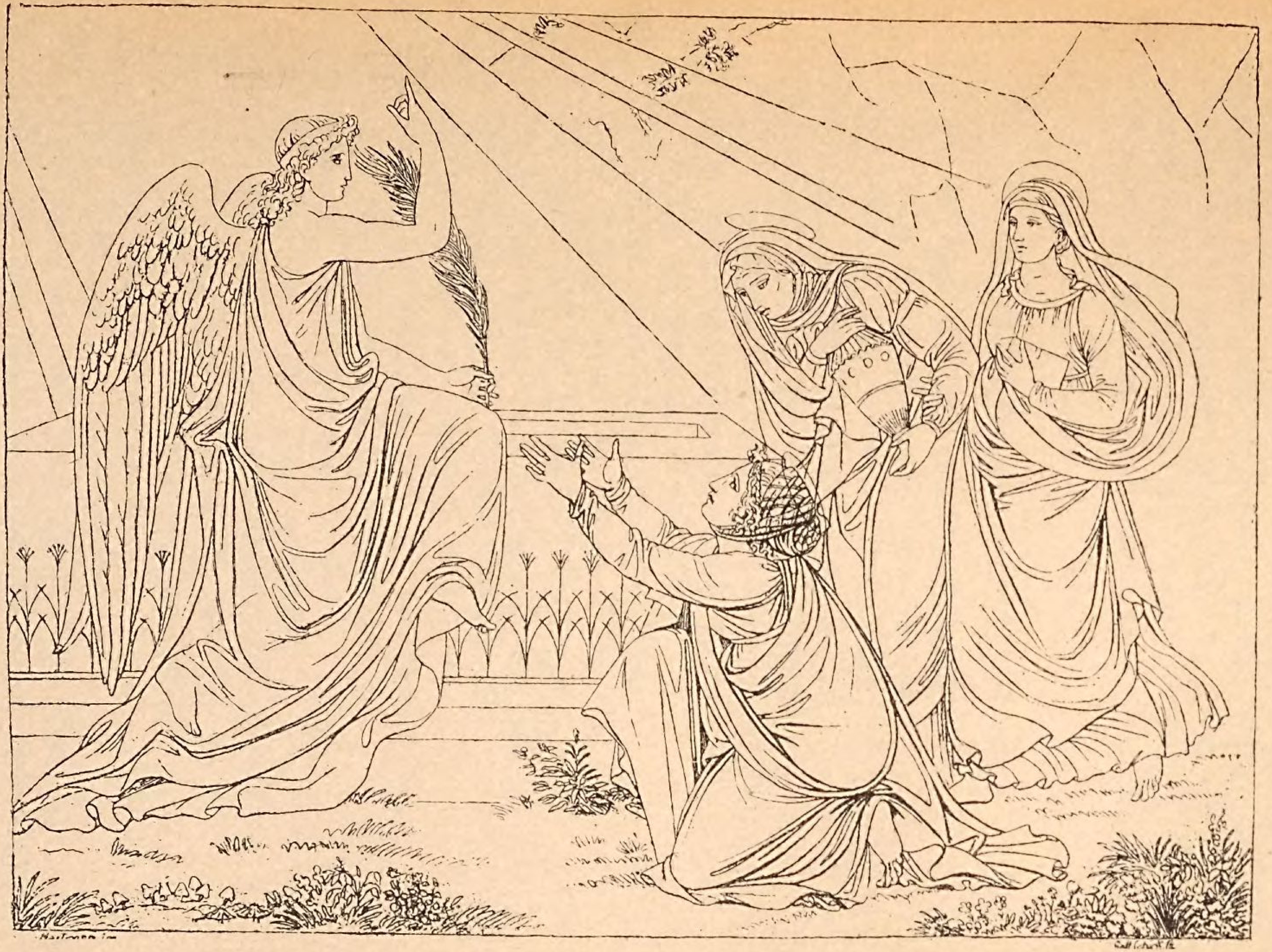
Prolog.

Wettre hinein, o du, mit deinen flammenden Rossen,
Phöbus, Bringer des Tags, in den unendlichen Raum!
Gieb den Horen dich hin! Nicht um dich, neben noch rückwärts,
Vorwärts wende den Blick, wo das Geschwader sich regt!
Donnr' einher, gleichviel ob über die Länder der Menschen,
Achtlos, welchem du steigst, welchem Geschlecht du versinkst!
Hier jetzt lenke, jetzt dort, so wie die Faust sich dir stellet,
Weil die Kraft dich, der Kraft spielende Uebung, erfreut.
Fehlen nicht wirst du, du triffst; es ist der Tanz um die Erde,
Und auch vom Wartthurm entdeckt unten ein Späher das Maaß.

Epilog.

Ruhig, ruhig! Nur sacht! Das saus't ja, Kronion, als wollten
Lenker und Wagen und Roß stürzend einschmettern zu Staub!
Niemand, ersuch' ich, übergeprescht! Wir lieben die Fahrt schon,
Munter gestellt, doch es sind Häls' uns und Beine uns lieb.
Dir fehlt nichts, als hinten der Schweif; auf der Warte zum mind'sten
Weiß noch versammelt die Zunft nicht, wo das aus will, wo ein.

VI. Im Januarhefte des Phöbus 1808 zu den Bildern des Umschlags. Prolog, Phöbus S. 3. Epilog, S. 57. S III 346f. — 12. einschmettern zu Staub, durch einen Sturz zu Staub werden. — 13. übergepreſcht, über das Ziel hinaus schießen.



Der Engel am Grabe des Herrn.

Nach einem Gemälde von Ferdinand Hartmann.

Führ' in die Ställ', ich bitte dich sehr, und laß jetzt verschnaufen,
Daß wir erwägen zu Nacht, was wir gehört und gesehn.
Weit noch ist, die vorliegt, die Bahn; und mit Wasser, o Phöbus,
Was du den Rossen auch giebst, kochst du zuletzt doch, wie wir.
Dich auch seh' ich noch schrittweis einher die Prustenden führen,
Und nicht immer, beim Zeus, sticht sie der Haber, wie heut'.

VII. Der Engel am Grabe des Herrn.

Als still und kalt mit sieben Todeswunden
Der Herr in seinem Grabe lag; das Grab,
Als sollt' es zehn lebend'ge Riesen fesseln,
In eine Felskluft schmetternd eingehauen;
Gewälzet mit der Männer Kraft, verschloß
Ein Sandstein, der Bestechung taub, die Thüre;
Rings war des Landvoigts Siegel aufgedrückt:
Es hätte der Gedanke selber nicht
Der Höhle unbemerkt entschlüpfen können;
Und gleichwohl noch, als ob zu fürchten sei,
Es könn' auch der Granitblock sich bekehren,
Gieng eine Schaar von Hütern auf und ab
Und starrte nach des Siegels Bildern hin:
Da kamen bei des Morgens Strahl,
Des ew'gen Glaubens voll, die drei Marien her,
Zu sehn, ob Jesus noch darinnen sei:
Denn er, versprochen hatt' er ihnen,
Er werd' am dritten Tage auferstehn.
Da nun die Frau'n, die gläubigen, sich nahten
Der Grabeshöhle: was erblickten sie?
Die Hüter, die das Grab bewachen sollten,
Gestürzt das Angesicht in Staub,
Wie Todte um den Felsen lagen sie;
Der Stein war weit hinweggewälzt vom Eingang;
Und auf dem Rande saß, das Flügelpaar noch regend,

21. die Prustenden, S 346: korrigiert: die Prüstenden. Vgl. Zerbr. Krug 1770. — VII. Januarheft des Phöbus 1808, S. 38 f., zu einer Kunstbeilage nach einem Gemälde des Dresdener Malers Ferdinand Hartmann. Hint. Schr. 279 f., T III 329 f., S III 366 f. — 15. die drei Marien, Maria Magdalena, Maria Jakobi und Maria Joses; vgl. Ev. Mark. 15, 47 und Ev. Luk. 24, 10. — 22. Gestürzt das; S: Gestürzt, das. Das Komma ist völlig sinnlos. — in Staub, vgl. Homb. 635.

Ein Engel, wie der Blitz erscheint,
Und sein Gewand so weiß wie junger Schnee.
Da stürzten sie, wie Leichen, selbst getroffen
Zu Boden hin und fühlten sich wie Staub,
Und meinten, gleich im Glanze zu vergehn:
Doch er, er sprach, der Cherub: Fürchtet nicht!
Ihr suchtet Jesum, den Gekreuzigten —
Der aber ist nicht hier, er ist erstanden:
Kommt her, und schaut die öde Stätte an.
Und fuhr, als sie, mit hocherhobnen Händen,
Sprachlos die Grabesstätte leer erschaut,
In seiner hehren Milde also fort:
Geht hin, ihr Fraun, und kündigt es nunmehr
Den Jüngern an, die er sich auserkoren,
Daß sie es allen Erdenvölkern lehren,
Und thun also, wie er gethan; — und schwand.

VIII. Epigramme.

A.

1. Herr von Goethe.

Siehe, das nenn' ich doch würdig, fürwahr, sich im Alter beschäft'gen!
Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf.

2. Komödienzettel.

Heute zum ersten Mal mit Vergunst: die Penthesilea,
Hundekomödie; Acteurs: Helden und Köter und Frau'n.

3. Forderung.

Gläubt ihr, so bin ich euch, was ihr nur wollt; recht nach der Lust Gottes,
Schrecklich und lustig und weich: Zweiflern versink' ich zu nichts.

4. Der Kritiker.

„Gottgesandter, sieh da! Wenn du das bist, so *verschaff'* dir Glauben." — Der Narr, der! Er hört nicht, was ich eben gesagt.

32. *suchtet*, Hint. Schr, T, S ändern: suchet — VII A. Diese erste Reihe 1—24 im Apri-Maiheft des „Phöbus" 1808, S. 69 ff. — S III 349 ff. — 1. Dies Epigramm nahm Kleist noch kurz vor seinem Tode zurück, indem er sich in einem Briefe vom Sommer 1811 äußerte: So wie wir schon einen Dichter haben — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. (Bülow 64.)

5. Dedication der Penthesilea.

Zärtlichen Herzen gefühlvoll geweiht! Mit Hunden zerreißt sie,
Welchen sie liebet, und ißt, Haut dann und Haare, ihn auf.

6. Verwahrung.

Scheltet, ich bitte, mich nicht! Ich machte, beim delphischen Gotte,
Nur die Verse; die Welt nahm ich, ihr wißt's, wie sie steht.

7. Voltaire.

Lieber! Ich auch bin nackt, wie Gott mich erschaffen, natürlich,
Und doch häng' ich mir klug immer ein Mäntelchen um.

8. Antwort.

Freund, du bist es auch nicht, den nackt zu erschauen mich jückte,
Ziehe mir nur dem Apoll Hosen, ersuch' ich, nicht an.

9. Der Theater-Bearbeiter der Penthesilea.

Nur die Meute, fürcht' ich, die wird in W... mit Glück nicht
Heulen, Lieber; den Lärm setz' ich, vergönn', in Musik.

10. Vocation.

Wärt ihr der Leidenschaft selbst, der gewaltigen, fähig, ich sänge
Daphne, beim Himmel, und was jüngst auf den Triften geschehn.

11. Archäologischer Einwand.

Aber der Leib war Erz des Achill! Der Tochter des Ares
Geb' ich zum Essen, beim Styx, nichts als die Ferse nur preis.

12. Rechtfertigung.

Ein Variant auf Ehre, vergieb! Nur ob sie die Schuhe
Ausgespuckt, fand ich bestimmt in dem Hephästion nicht.

13. A l'ordre du jour!

Wunderlichster der Menschen, du! Jetzt spottest du meiner,
Und wie viel Thränen sind doch still deiner Wimper entflohn!

7. Paraphrase von Voltaires bekanntem Ausspruch. — 9. W..., Weimar. — Bezieht sich auf Goethe als den Theater-Bearbeiter des verunglückten Zerbrochnen Kruges und seine Einwände gegen „Penthesilea". — 11, 12. Da Achills Körper von Erz war, kann von ihm Penthesilea höchstens die Ferse gegessen haben. Variant, Variante, vgl. Zerbr. Krug S. 108. — 13. Wahrscheinlich ist der alte Wieland gemeint, der nach allen Lobpreisungen des „Guiskard" vielleicht in die fast allgemeine Verurteilung der „Penthesilea", „Marquise von O...." eingestimmt hat.

14. Robert Guiskard, Herzog der Normänner.

Nein, das nenn ich zu arg! Kaum weicht mit der Tollwuth die Eine
Weg vom Gerüst, so erscheint der gar mit Beulen der Pest.

15. Der Psycholog.

Zuversicht wie ein Berg so groß, dem Tadel verschanzt sein
Vielverliebt in sich selbst: daran erkenn' ich den Geck.

16. Die Welt und die Weisheit.

Lieber! Die Welt ist nicht so rund wie dein Wissen. An Allem,
Was du mir eben gesagt, kenn' ich den Genius auch.

17. Der Oedip des Sophokles.

Gräuel, vor dem die Sonne sich birgt! Demselbigen Weibe
Sohn zugleich und Gemahl, Bruder den Kindern zu sein!

18. Der Areopagus.

Lasset sein muthiges Herz gewähren! Aus der Verwesung
Reiche locket er gern Blumen der Schönheit hervor.

19. Die Marquise von O***.

Dieser Roman ist nicht für dich, meine Tochter. In Ohnmacht!
Schaamlose Posse! Sie hielt, weiß ich, die Augen blos zu.

20. An ***.

Wenn ich die Brust dir je, o Sensitiva, verletze,
Nimmermehr dichten will ich: Pest sei und Gift dann mein Lied.

21. Die Susannen.

Euch aber dort, euch kenn' ich! Seht, schreib' ich dies Wort euch:
שׁוּזאָננָ
Schwarz auf Weiß hin: was gilt's? denkt ihr — ich sag' nur nicht, was.

14. Kleist nahm an, daß die Weimarsche Ästhetik sich auch von dem gleichzeitig veröffentlichten „Guiskard" befremdet abwenden müsse. Die tolle Eine ist Penthesilea, der pestbeulige Andere Guiskard. — 17, 18 sollen die „Penthesilea" rechtfertigen. Dazu ruft er sogar den athenischen Gerichtshof als Schützer der guten Sitte zu Hilfe. — 20. Sensitiva; S: Sensitive. — 21. Es hat den Anschein, als ob Kleist deutsch mit jüdischer Kursivschrift habe schreiben wollen, und zwar mit genauer Anlehnung an die deutsche Aussprache des Wortes Susanna, abgesehen von der Schärfung des ersten S. Die echt-hebräische Schreibung wäre שׁוֹשַׁנָּה, die Aussprache schuschanna und die Bedeutung Lilie.

22. Vergebliche Delicatesse.

Richtig! Da gehen sie schon, so wahr ich lebe! und schlagen
(Hätt' ich's doch gleich nur gesagt) griechische Lexica nach.

23. Ad vocem.

Zweierlei ist das Geschlecht der Fraun, vielfältig ersprießlich
Jedem, daß er sie trennt: Dichtern vor Allen. Merkt auf!

24. Unterscheidung.

Schauet dort jene! Die will ihre Schönheit in dem, was ich dichte
Finden, hier diese, die legt ihre, o Jubel, hinein!

B.

1. Musikalische Einsicht.

An Fr. v. P....

a.

Zeno, beschirmt, und Diogen, mich, ihr Weisen! Wie soll ich
Heute tugendhaft sein, da ich die Stimme gehört! —

b.

Eine Stimme, der Brust so schlank wie die Ceder entwachsen,
Schöner gewipfelt entblüht keine, Parthenope, dir. —

c.

Nun versteh' ich den Platon erst, ihr ionischen Lieder,
Eure Gewalt, und warum Hellas in Fesseln jetzt liegt.

2. Demosthenes an die griechischen Republiken.

Hättet ihr halb nur so viel, als jetzo, einander zu stürzen,
Euch zu erhalten gethan: glücklich noch wär't ihr und frei.

3. Das frühreife Genie.

Nun, das nenn' ich ein frühgereiftes Talent doch! bei seiner
Eltern Hochzeit bereits hat er den Carmen gemacht.

B. Diese zweite Reihe 1—20 im Junihefte des „Phöbus" 1808, S. 44 ff. — Hint. Schr. 280 ff., T III 318, S III 352 ff. — 3. Auf Goethes Sohn und seines Vaters verspätete Trauung. August Goethe (geb. 1789) war bei der Hochzeit seiner Eltern (1806) wenigstens imstande, ein Carmen zu machen. Den Carmen, echt Kleistischer Schnitzer.

4. Die Schwierigkeit.

In ein großes Verhältniß, das fand ich oft, ist die Einsicht
Leicht, das Kleinliche ist's, was sich mit Mühe begreift.

5. Eine nothwendige Berichtigung.

Frauen stünde, gelehrt sein, nicht? Die Wahrheit zu sagen,
Nützlich ist es, es steht Männern so wenig, wie Frau'n.

6. Das Sprachversehen.

Was! Du nimmst sie jetzt nicht, und warst der Dame versprochen?
Antwort: Lieber! vergieb, man verspricht sich ja wohl.

7. Die Reuige.

Himmel, welch' eine Pein sie fühlt! Sie hat so viel Tugend
Immer gesprochen, daß ihr nun kein Verführer mehr naht.

8. Das Horoskop.

Wehe dir, daß du kein Thor warst jung, da die Grazie dir Duldung
Noch erflehte, du wirst, Stax, nun im Alter es sein.

9. Der Aufschluß.

Was dich, fragst du, verdammt, stets mit den Dienern zu hadern?
Freund, sie verstehen den Dienst, aber nicht du den Befehl.

10. Der unbefugte Kritikus.

Ei, welch ein Einfall dir kömmt! Du richtest die Kunst mir, zu schreiben,
Ehe du selber die Kunst, Bester, zu lesen gelernt.

11. Die unverhoffte Wirkung.

Wenn du die Kinder ermahnst, so meinst du, dein Amt sei erfüllet.
Weißt du, was sie dadurch lernen? — Ermahnen, mein Freund.

12. Der Pädagog.

Einen Andern stellt er für sich, den Aufbau der Zeiten
Weiter zu fördern, er selbst führet den Sand nicht herbei.

6, 7 beziehen sich wohl auf Kleists Dresdener Verlöbnis mit Julie Kunze.

13. P*** und F***.

Setzet, ihr träft's mit eurer Kunst, und erzögt uns die Jugend
Nun zu Männern, wie ihr: lieben Freunde, was wär's?

14. Die lebendigen Pflanzen.

An M...

Eine Mütze, gewaltig und groß, über mehrere Häupter
Zerrst du, und zeigst dann, sie gehn unter den selbigen Hut.

15. Der Bauer, als er aus der Kirche kam.

Ach, wie erwähltet ihr heut, Herr Pfarr, so erbauliche Lieder!
Grade die Nummern, seht her, die ich ins Lotto gesetzt.

16. Freundesrath.

Ob du's im Tag'buch anmerkst? Handle! War es was Böses,
Fühl' es, o Freund, und vergiß; Gutes? Vergiß es noch eh'r!

17. Die Schatzgräberin.

Mütterchen, sag', was suchst du im Schutt dort? Siebenzig Jahre
Hat dich der Himmel getäuscht, und doch noch glaubst du an Glück?

18. Die Bestimmung.

Was ich fühle, wie sprech' ich es aus? — Der Mensch ist doch immer,
Selbst auch in dem Kreis lieblicher Freunde, allein.

19. Der Bewunderer des Shakspeare.

Narr, du prahlst, ich befried'ge dich nicht! Am Mindervollkommnen
Sich erfreuen, zeigt Geist, nicht am Vortrefflichen, an!

20. Die gefährliche Aufmunterung.

An einen Anonymus im F****

a.

Witzig nennst du mein Epigramm? Nun, weil du so schön doch
Auf mich munterst, vernimm denn eine Probe auf dich. —

13. P*** und F***, Pestalozzi und Fichte. — 13. Setzet = nehmet an. Vgl. Käthchen S. 3 (24), Herm. 246. — 14. Zerrst; T 268: Zuerst. — 15. Denselben Vorwurf behandelt in den Kl. Schriften (IV, 346f.). — ins, Hint. Schr., T, S: im. — 20. Fehlt in Hint. Schr. und bei T. — im F****, S: in F.... [Freimüthigen]. Vgl. Einleitung.

b.

Schauet ihn an! Da steht er und ficht und stößet den Lüften
Quarten und Terzen durch's Herz, jubelt und meint, er trifft mich. —

c.

Wie er heißet? Ihr fragt mich zuviel. Einen Namen zwar, glaub' ich,
Gab ihm der Vater; der Ruhm? Davon verlautete nichts.

IX. Jünglingsklage.

Winter, so weichst du,
Lieblicher Greis,
Der die Gefühle
Ruhigt zu Eis.
Nun unter Frühlings
Ueppigem Hauch
Schmelzen die Ströme —
Busen, du auch!

X. Mädchenräthsel.

Träumt er zur Erde, wen,
Sagt mir, wen meint er?
Schwillt ihm die Thräne, was,
Götter, was weint er?
Bebt er, ihr Schwestern, was,
Redet, erschrickt ihn?
Jauchzt er, o Himmel, was
Ist's, was beglückt ihn?

IX. Im „Phöbus" Sept.= und Oktoberheft 1808, S. 87. — Hint Schr. 269 f., T III 321, S III 355. Variante in: Die Musen, Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann Berlin 1814, Drittes und letztes Stück, S. 418: Aus Heinrich von Kleists Nachlaß: Winter so weichst du, | Pfleger der Welt | Der die Gefühle | Ruhig erhält. | Nun kommt der Frühling, | Thymianhauch, | Nachtigall'nlauben, | Wehmuth, du auch! Vgl. Kleists Werke (Berlin, bei Hempel) V, 9. — X. Im „Phöbus" Sept.= und Oktoberheft 1808, S. 88. — Hint. Schr. 270 T III 321 S III 356.

XI. Katharina von Frankreich.

(Als der schwarze Prinz um sie warb.)

Man sollt' ihm Maine und Anjou
Uebergeben.
Was weiß ich, was er alles
Mocht' erstreben.
Und jetzt begehrt er nichts mehr
Als die Eine —
Ihr Menschen, eine Brust her,
Daß ich weine!

XII. An S. v. H. (1808).

(Als sie die Camille besungen wissen wollte.)

Das Blümchen, das, dem Thal entblüht,
Dir Ruhe giebt und Stille,
Wenn Krampf dir durch die Nerve glüht,
Das nennst du die Camille.

Du, die, wenn Krampf das Herz umstrickt,
O Freundin, aus der Fülle
Der Brust mir so viel Stärkung schickt,
Du bist mir die Camille.

XIII. Gleich und Ungleich.

Eine Legende nach Hans Sachs.

Der Herr, als er auf Erden noch einherging,
Kam mit Sanct Peter einst an einen Scheideweg,
Und fragte, unbekannt des Landes,
Das er durchstreifte, einen Bauersknecht,

XI. Im „Phöbus" Sept.= und Oktoberheft 1808, S. 88f. — S III 356. Eduard Prinz von Wales (1330—1376) nach seiner schwarzen Rüstung the black prince genannt. — XII. Im „Phöbus" Sept.= und Oktoberheft 1808, S. 89. — S III 357. Die Jahreszahl rührt vom Dichter her. Original von Kleists Hand im handschriftlichen Nachlaß Adam Müllers (Baron von Pilat in Wien). — **S. v. H.** ist Frau Sophie von Haza geb. von Taylor, nachmals Müllers Gattin. Vgl. Biogr. Einleitung. — XIII. Berliner „Abendblätter" v. 3. Nov 1810 ohne Unterschrift. Bei Köpke S. 153ff.

Der faul, da, wo der Rain sich spaltete, gestreckt
In eines Birnbaums Schatten lag:
Was für ein Weg nach Jericho ihn führe?
Der Kerl, die Männer nicht beachtend,
Verdrießlich, sich zu regen, hob ein Bein,
Zeigt auf ein Haus im Feld', und gähnt' und sprach: da unten!
Zerrt sich die Mütze über's Ohr zurecht,
Kehrt sich, und schnarcht schon wieder ein.
Die Männer drauf, wohin das Bein gewiesen,
Gehn ihre Straße fort; jedoch nicht lange währt's,
Von Menschen leer, wie sie das Haus befinden,
Sind sie im Land' schon wieder irr.
Da steht, im heißen Strahl der Mittagssonne,
Bedeckt von Aehren, eine Magd,
Die schneidet, frisch und wacker, Korn,
Der Schweiß rollt ihr vom Angesicht herab.
Der Herr, nachdem er sich gefällig drob ergangen,
Kehrt also sich mit Freundlichkeit zu ihr:
„Mein Töchterchen gehn wir auch recht,
So wie wir stehn, den Weg nach Jericho?"
Die Magd antwortet flink: „Ei, Herr!
Da seid ihr weit vom Wege irr gegangen;
Dort hinterm Walde liegt der Thurm von Jericho,
Kommt her, ich will den Weg euch zeigen."
Und legt die Sichel weg, und führt, geschickt und emsig,
Durch Aecker, die der Rain durchschneidet,
Die Männer auf die rechte Straße hin,
Zeigt noch, wo schon der Thurm von Jericho erglänzet,
Grüßt sie und eilt zurücke wieder,
Auf daß sie schneid', in Rüstigkeit, und raffe,
Von Schweiß betrieft, im Waizenfelde,
So nach wie vor.
Sanct Peter spricht: „O Meister mein!
Ich bitte dich, um deiner Güte willen,
Du wollest dieser Maid die That der Liebe lohnen,
Und, flink und wacker, wie sie ist,
Ihr einen Mann, flink auch und wacker, schenken."
„Die Maid, versetzt der Herr voll Ernst,
Die soll den faulen Schelmen nehmen,

Den wir am Scheideweg im Birnbaumsschatten trafen;
Also beschloß ich's gleich im Herzen,
Als ich im Waizenfeld sie sah."
Sanct Peter spricht: „Nein, Herr, das wolle Gott verhüten.
Das wär' ja ewig Schad' um sie,
Müßt' all' ihr Schweiß und Müh' verloren gehn.
Laß einen Mann, ihr ähnlicher, sie finden,
Auf daß sich, wie sie wünscht, hoch bis zum Giebel ihr
Der Reichthum in der Tenne fülle."
Der Herr antwortet, mild den Sanctus strafend:
„O Petre, das verstehst du nicht.
Der Schelm, der kann doch nicht zur Höllen fahren.
Die Maid auch, frischen Lebens voll,
Die könnte leicht zu stolz und üppig werden.
Drum, wo die Schwinge sich ihr allzuflüchtig regt,
Henk' ich ihr ein Gewichtlein an,
Auf daß sie's beide im Maaße treffen,
Und fröhlich, wenn es ruft, hinkommen, er wie sie,
Wo ich sie Alle gern versammeln möchte.

XIV. Der Welt Lauf.

Eine Legende nach Hans Sachs.

Der Herr und Petrus oft, in ihrer Liebe beide,
Begegneten im Streite sich,
Wenn von der Menschen Heil die Rede war;
Und dieser nannte zwar die Gnade Gottes groß,
Doch wär' er Herr der Welt, meint er,
Würd' er sich ihrer mehr erbarmen.
Da trat, zu einer Zeit, als längst, in beider Herzen,
Der Streit vergessen schien, und just,
Um welcher Ursach weiß ich nicht,
Der Himmel oben auch voll Wolken hieng,
Der Sanctus mißgestimmt, den Heiland an, und sprach:
„Herr, laß, auf eine Handvoll Zeit,
Mich, aus dem Himmelreich, auf Erden niederfahren,

XIV. Berliner „Abendblätter" v. 8. Dez. 1810. — Köpke 156ff. — 9. Um welcher Ursach, vgl. Herm. 1019.

Daß ich des Unmuths, der mich griff,
Vergess' und mich einmal, von Sorgen frei, ergötze,
Weil es jetzt grad' vor Fastnacht ist."
Der Herr, des Streits noch sinnig eingedenk,
Spricht: „Gut; acht Tag' geb' ich dir Zeit,
Der Feier, die mir dort beginnt, dich beizumischen;
Jedoch, so bald das Fest vorbei,
Kommst du mir zu gesetzter Stunde wieder."
Acht volle Tage doch, zwei Wochen schon, und mehr,
Ein abgezählter Mond vergeht,
Bevor der Sanct zum Himmel wiederkehrt.
„Ei, Petre," spricht der Herr, „wo weiltest du so lange?
Gefiel's auch nieden dir so wohl?"
Der Sanctus, mit noch schwerem Kopfe, spricht:
„Ach, Herr! Das war ein Jubel unten —!
Der Himmel selbst beseeliget nicht besser.
Die Erndte, reich, du weißt, wie keine je gewesen,
Gab alles was das Herz nur wünscht,
Getraide, weiß und süß, Most, sag' ich dir, wie Honig,
Fleisch fett, dem Speck gleich, von der Brust des Rindes;
Kurz, von der Erde jeglichem Erzeugniß
Zum Brechen alle Tafeln voll.
Da ließ ich's, schier, zu wohl mir sein,
Und hätte bald des Himmels gar vergessen."
Der Herr erwiedert: „Gut! Doch Petre sag' mir an,
Bei soviel Segen, den ich ausgeschüttet,
Hat man auch dankbar mein gedacht?
Sahst du die Kirchen auch von Menschen voll?" —
Der Sanct, bestürzt hierauf, nachdem er sich besonnen,
„O Herr," spricht er, „bei meiner Liebe,
Den ganzen Fastmond durch, wo ich mich hingewendet,
Nicht deinen Namen hört' ich nennen.
Ein einz'ger Mann saß murmelnd in der Kirche:
Der aber war ein Wucherer,
Und hatte Korn, im Herbst erstanden,
Für Mäus' und Ratzen hungrig aufgeschüttet." —
„Wohlan denn," spricht der Herr, und läßt die Rede fallen,

14. griff, vgl. S. 21 (30); Penth. 2703. — 26. nieden, unten, auf Erden, verkürzt aus danieden, vgl. V. 57.

„Petre, so geh; und künft'ges Jahr
Kannst du die Fastnacht wiederum besuchen."
Doch diesmal war das Fest kaum eingeläutet,
Da kömmt der Sanctus schleichend schon zurück.
Der Herr begegnet ihm am Himmelsthor und ruft:
„Ei, Petre! Sieh! Warum so traurig?
Hat's dir auf Erden denn danieden nicht gefallen?"
„Ach, Herr," versetzt der Sanct, „seit ich sie nicht gesehn,
Hat sich die Erde ganz verändert.
Da ist's kurzweilig nicht mehr, wie vordem,
Rings sieht das Auge nichts, als Noth und Jammer.
Die Erndte, ascheweiß versengt auf allen Feldern,
Gab für den Hunger nicht, um Brod zu backen,
Viel wen'ger Kuchen, für die Lust, und Stritzeln.
Und weil der Herbstwind früh der Berge Hang durchreist,
War auch an Wein und Most nicht zu gedenken.
Da dacht ich: Was auch sollst du hier?
Und kehrt ins Himmelreich nur wieder heim." —
„So!" spricht der Herr. „Fürwahr! Das thut mir leid!
Doch, sag' mir an: Gedacht' man mein?"
„Herr, ob man dein gedacht? — Die Wahrheit dir zu sagen,
Als ich durch eine Hauptstadt kam,
Fand ich, zur Zeit der Mitternacht,
Vom Altarkerzenglanz, durch die Portäle strahlend,
Dir alle Märkt' und Straßen hell;
Die Glöckner zogen, daß die Stränge rissen;
Hoch an den Säulen hiengen Knaben,
Und hielten ihre Mützen in der Hand.
Kein Mensch, versichr' ich dich, im Weichbild rings zu sehn,
Als Einer nur, der eine Schaar
Lastträger keuchend von dem Hafen führte:
Der aber war ein Wucherer,
Und häufte Korn auf, lächelnd, fern erkauft,
Um von des Landes Hunger sich zu mästen."
„Nun denn, o Petre," spricht der Herr,
„Erschaust du jetzo doch den Lauf der Welt!
Jetzt siehst du doch was du jüngsthin nicht glauben wolltest,
Daß Güter nicht das Gut des Menschen sind;

64. Stritzeln, ein Gebäck. — 74. Portäle, vgl. Erzählungen S. 195, 2.

Daß mir ihr Heil am Herzen liegt wie dir:
Und daß ich, wenn ich sie mit Noth zuweilen plage,
Mich, meiner Liebe treu und meiner Sendung,
Nur ihrer höh'ren Noth erbarme.

XV. Kriegslied der Deutschen.

Zottelbär und Panterthier
Hat der Pfeil bezwungen;
Nur für Geld, im Drathspalier,
Zeigt man noch die Jungen.

Auf den Wolf, so viel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß
Naht, wird er gehetzet.

Reinecke, der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden,
Und verzehrt, was er stipitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.

Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Gräuelheer,
Mit geschwollnen Bäuchen.

XV. Erster Druck unter dem Titel: „Kriegslied für die deutschen jungen Jäger. Eine Ahnung von Heinr. v. Kleist" in: Das erwachte Europa, Berlin 1814, I, 3. Heft, S. 108 ff. — Deutsche Lieder für Jung und Alt, Berlin, Realschulbuchhandlung 1818, S. 58 (vgl. Köhler 106). — Hint. Schr. S. 281 f. — Handschriften: a. von Kleists Hand mit der Unterschrift: „Dresden im März 1809" im Besitz des Senators Culemann in Hannover; b. im Besitz von Karl Meinert-Dessau; c. auf der Berliner Kgl. Bibliothek (Kopie). — 2. der Pfeil, Europa: der Feind; D. Lieder: man längst. — 3. im Drathspalier, Europa, D. Lieder: noch, im Spalier. — 4. noch die, Europa: seine; D. Lieder: ihre. — 7. D. Lieder: Naht er sich, die Zunge heiß. Europa statt hungerheiß: zungenheiß; hungerheiß, vgl. Penth. 163. — 8. Naht, Hs. c: Geht über durchstrichnem: Naht. Korrektur von Tieck oder Solger. Hs. a, b, Europa: Naht, D. Lieder: Gleich, Hint. Schr, T III 332, S III 369: Geht. — 9. der Fuchs, der, D. Lieder: der rothe. — 10. in der, D. Lieder: unter. — 13. nisten, D. Lieder: horsten. — 14. Felsen, Europa: Berge. — 15. kein Sterblicher, D. Lieder: der Waidmann nie. — 16. mag, D. Lieder: wird. — 19. Und, D. Lieder: Noch.

Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Keule doch,
Daß er gleichfalls weiche!

Dresden, im März 1809.

XVI. An Palafox.

Tritt mir entgegen nicht, soll ich zu Stein nicht starren,
Auf Märkten oder sonst, wo Menschen athmend gehn,
Dich will ich nur am Styx bei marmorweißen Schaaren,
Leonidas, Armin und Tell, den Geistern, sehn.

Du Held, der gleich dem Fels, das Haupt erhöht zur Sonnen,
Den Fuß versenkt in Nacht, des Stromes Wuth gewehrt,
Der, stinkend wie die Pest, der Hölle wie entronnen,
Den Bau sechs festlicher Jahrtausende zerstört!

Dir ließ' ich, heiß wie Glut, ein Lied zum Himmel dringen,
Erhabner, hättest du Geringeres gethan.
Doch was der Ebro sah, kann keine Leier singen,
Und in dem Tempel still häng' ich sie wieder an.

XVII. An Franz den Ersten, Kaiser von Oesterreich.

Dresden, den 1. März 1809.

O Herr, Du trittst, der Welt ein Retter,
Dem Mordgeist in die Bahn.
Und wie der Sohn der duft'gen Erde
Nur sank, damit er stärker werde,
Fällst Du von Neu'm ihn an!

23. Keule, Hs. c: Büchse über durchstrichnem: Keule. Es ist dies Solgers Korrektur. Hs. a, b: Keule. Europa, D. Lieder, Hint. Schr., T, S: Büchse. Keule ist ein Lieblingswort Kleists und findet sich vielfach; vgl. S. 45 (zu 23); Schroffenst. 1789; Zerbr. Krug 1050; Amph 2271; Erzählungen S. 8, 10, 23. — 24. er gleichfalls, D. Lieder: auch dieser. — XVI. Aus Hint. Schr. 286. — Hs. in der Berliner Kgl. Bibliothek. Don Jose de Palafox y Melzi, der Verteidiger Saragossas gegen die Franzosen 1808—1809. — XVII. Aus Hint. Schr. 285. — Hs. von Karl Meinert-Dessau, dat. Dresden, 9. April. — 3—5. Antäus, der Sohn Poseidons, bekam bei der Berührung der Erde, seiner Mutter, stets neue Kräfte, von Herakles in der Luft erdrosselt. Dies Bild wendet Kleist nochmals, auch auf Franz I. an: Kl Schriften S. 312 (15f.).

Das kommt aus keines Menschen Busen,
Auch aus dem Deinen nicht;
Das hat, dem ew'gen Licht entsprossen,
Ein Gott Dir in die Brust gegossen,
Den unsre Noth besticht.

O sei getrost; in Klüften irgend
Wächst Dir ein Marmelstein;
Und müßtest Du im Kampf auch enden,
So wird's ein Anderer vollenden,
Und Dein der Lorbeer sein.

XVIII. An den Erzherzog Carl.

(Als der Krieg im März 1809 auszubrechen zögerte.)

Schauerlich ins Rad des Weltgeschickes
Greifst Du am Entscheidungstage ein,
Und Dein Volk lauscht, angsterfüllten Blickes,
Welch ein Loos ihm wird gefallen sein.

Aber leicht, o Herr, gleich Deinem Leben,
Wage Du das heilge Vaterland!
Sein Panier wirf, wenn die Schaaren beben,
In der Feinde dichtsten Lanzenstand.

Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fodert,
Hülflos, wie er schon am Abgrund steht;
Wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert,
Werth der Leiche, die zu Grabe geht.

Mag er dann in finstre Nacht auch sinken,
Von dem Gipfel, halb bereits erklimmt,
Herr! Die Thräne wird noch Dank Dir blinken,
Wenn Dein Schwert dafür nur Rache nimmt.

11—12. Vgl. Kleists Brief an Ulrike v. 5. Okt. 1803: es wächst irgendwo ein Stein . . . (Koberstein 91.) — Dein, nach der Hs. Sämtliche Ausgaben: dem. — XVIII. Aus den Hint. Schr. 286f. — Hs. in der Berl. Kgl. Bibliothek. — 9. fodert, vgl. Herm. 890: erfodert.

XIX. Germania an ihre Kinder.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Cohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

XIX. Separatabdruck in 4°, 4 Seiten, auf der Berl. Kgl. Bibliothek. Titel: „Germania an ihre Kinder von Heinrich von Kleist. Diese Ode war vom Verfasser beim Ausbruche des Krieges 1809 gedichtet worden, zufällige Umstände verhinderten damals den Druck. Im gegenwärtigen Moment wird ihre Herausgabe dem Publikum nicht weniger passend erscheinen." — In: Das erwachte Europa I, 3, S. 1—14. — Hint. Schr. 288—290, T III 338 ff., S III 377 ff. — Hs. a im Besitz von Karl Meinert-Dessau; b des Verlagsbuchhändlers Karl Geibel in Leipzig. — 1. Maines Regionen, Separatabdruck: Brockens Fels-Regionen. — 2. Au'n, Sep.: Auen. — 4. bebaun, Sep.: bebauen. — 5. Laubensitzen, Sep., Eur.: Traubensitzen. — 7. Sep., Eur.: Von der Alpen Riesenspitzen. Riesenberge, es ist das Riesengebirge gemeint, wie in Herm. 426. — 10. Welch ein, Sep., Eur.: Welcher. — 13. muth'ger, Sep., Eur.: süßer. — Kinder Reigen, Hs. a: Völkerreigen. — 14. Hs. a: Meine Söhne, die geküßt. — 18. Marsen, germanisches Volk, vgl. Herm. 284. — 23. dem Spieße, Hs. a, Sep., Eur.: der Keule.

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie, auf ew'ger Alpen Höh'n,
Unter Frühlings heißen Küssen,
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ocean —

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegenzeucht,
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht —

Chor.

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein Deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;

25—28. Eur.: Wenn auf grauen Alpenhöhn | Von des Frühlings heißen Küssen | Siedend auf die Gletscher gehn, | Ihrem Felsenbett entrissen. — 26. Sep.: Wenn auf grauen Alpenhöhn. — 27. Unter, Sep., Eur.: Von des. — 29. Katarakten, vgl. Amph. 1429. Eur.: Kataracte stürmen nieder. — 30. Wald und Fels, Sep., Eur.: Fels und Wald. — 33—34. Sep.: Also schmelzt, voran der Retter, | Rings herab im Frühlingswetter. — 37—48. fehlt im Sep. und Hs. a. — 40. Saum, Eur.: Raum. — 43. vom Fels herab, Eur.: von seinem Fels. — 44. Der als sein Schutzengel auf dem Felsen steht. — 45. unzählbaren, Eur.: nie gefühlten. — 46. Jener Fremden, Eur.: Dieser Franken. — 47. wer ein Deutscher, Eur.: jeder deutsche. — 48. diesem Kampf, Eur.: unserm Reih'n. — 49. Triften, alle Stätten, Sep.: Anger (Hs. a: Plätze), Trift' und Stätten (Eur.: Städte). — 51. verschmähten, Eur.: verschmähte.

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt,
Nicht der Mond, der, in den Städten,
Aus den öden Fenstern blinkt,
Nicht das Weib, das, mit Gewimmer,
Ihrem Todeskuß erliegt,
Und zum Lohn, beim Morgenschimmer,
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Gescheh'ne sei vergessen;
Reue mög' euch ewig pressen!
Höh'rem, als der Erde Gut,
Schwillt an diesem Tag das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Ueber unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung!
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung!
Gift und Dolch der Afterbrut!

54. Sep.: Laßt, gestau't durch ihr Gebein. Eur.: gestaucht. — 57. Lustjagd, Sep., Eur.: Treibjagd; wie wenn, S 379: wenn die. — 58. die, Sep., Eur.: der. Beispiel falsch konstruierter Präposition. Vgl. Erzählungen S. 91, 26: auf die Spur sei. — 60. nach den Gründen, Eur.: um die Ursach. — 67. Lohn, T, S korrigieren: Sohn. — Auch Hs. a und b haben deutlich: Lohn. — 69—70 Hs. a, Sep., Eur.: Euren Schlachtraub laßt euch schenken! — | Wenige die dessen denken. (Hs. a: sein gedenken). — 72. an diesem Tag, Hs. a, Sep., Eur.: die Sehne (Hs. a: Seele), flammt. — 73—80. Hs. a: Gott und seine Stellvertreter, | Und Dein Nam', o Vaterland, | Freiheit, Stolz der bessern Väter, | Sprache, du, dein Zauberband | Wissenschaft, du Himmelferne, | Die dem deutschen Genius winkt, | Und der Pfad ins Reich der Sterne, | Welchen still sein Fittig schwingt! — 76. unsern, Eur.: unsre.

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun
Oder unser Grab ihn sein!

XX. An den Erzherzog Carl.

(Nach der Schlacht bei Aspern, den 21. und 22. Mai 1809.)

Hättest Du Turenne besiegt,
Der an dem Zügel der Einsicht
Leicht den ehernen Wagen des Kriegs,
Wie ein Mädchen ruhige Rosse, lenkte;
Oder jenen Gustav der Schweden,
Der an dem Tage der Schlacht
Seraphische Streiter zu Hülfe rief;
Oder den Suwarow, oder den Soltikow,
Die bei der Drommete Klang
Alle Dämme der Streitlust niedertraten
Und mit Bächen von Blut
Die granitene Bahn des Siegs sich sprengten: —
Siehe, die Jungfrau'n rief ich herbei des Landes,
Daß sie zum Kranz den Lorbeer flöchten,
Dir die Scheitel, o Herr, zu krönen!

Aber wen ruf' ich, (o Herz, was klopfst du?)
Und wo blüht, an welchem Busen der Mutter,
So erlesen, wie sie aus Eden kam,
Und wo duftet, auf welchem Gipfel,
Unverwelklich, wie er Alciden kränzet,
Jungfrau und Lorbeer, Dich, o Carl, zu krönen,
Ueberwinder des Unüberwindlichen!

---

81. Grunde, Eur.: Boden. — 81—84. Hs. a, Sep.: Eine Pyramide bauen | Laßt uns, in des Himmels Auen, | Krönen mit dem Gipfelstein: | Oder unser Grabmal sein! — XX. Aus Hint. Schr. 287. — Hs. der Berl. Kgl. Bibl. — 1. Turenne, der General Ludwigs XIV. — 5. Gustav der Schweden, Gustav Adolf. — 8. Suwarow, berühmter russischer Feldherr, der sich zuerst im siebenjährigen Krieg und dann gegen die Franzosen hervorthat. Ebenso Soltikow, der Sieger von Kunersdorf. — 13. Vgl. Kleine Schriften S. 331 (22 f.). — 15. die Scheitel, vgl. Penth 1062. — 20. Alciden = Herkules, der Enkel des Alceus. — 22. Erzherzog Karl wird in der Einleitung zur „Germania" genannt: der Bezwinger des Unbezwungenen. Kleine Schriften S. 331 (7).

XXI. Ode auf den Wiedereinzug des Königs im Winter 1809.

Was blickst Du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest Dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und Deine schöne Brust, sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphirt:
Ihm ist die Schaar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast Du wohlgefallen.

Du hast ihn treu, den Kampf, als Held getragen,
Dem Du um nicht'gen Ruhms Dich nicht geweiht,
Du hättest noch in den Entscheidungstagen
Der höchsten Friedensopfer keins gescheut
Die schönste Tugend, laß mich's kühn Dir sagen,
Hat mit dem Glück des Krieges Dich entzweit:
Du brauchtest Wahrheit weniger zu lieben,
Und Sieger wärst Du auf dem Schlachtfeld blieben.

Laßt denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein!
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen:
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneun:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beßre Güter in den Staub zu sinken!

XXI. Berliner „Abendblätter" v. 5. Okt. 1810 u. obigem Tit., unterzeichnet: H. v. K. — Separatabdruck im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin u. d. T.: An Friedrich Wilhelm den dritten König von Preußen. | Zur Feier seiner Rückkehr nach Berlin | gesungen von Heinrich von Kleist. — Die vier Schlußzeilen u. d. T.: „Bruchstück aus einem größern Gedichte von Heinrich v. Kleist" in: Das erwachte Europa, Berlin 1814, I, 3, S. 127. — Hint. Schr. S. 282 f., T III 333 f., S III 370 f. — Hs. auf der Berl. Kgl. Bibliothek. — Am 23. Dez. 1809 kehrten der König und die Königin von Königsberg in ihre Hauptstadt zurück, die sie seit mehr als drei Jahren — seit den Niederlagen von Jena und Auerstädt — nicht gesehen hatten. — 4. schöne, Hs., Sep, Abendbl.: schöne; Hint. Schr. 282, T 333, S 370: starke. — 6. jener, Abendbl.: immer. — 10. Ruhms, Hs., Sep., Abendbl.: Ruhms; Hint. Schr., T, S: Ruhm. Vgl. Herm. 1019. — 21. müßt auch selbst, Eur.: müßte selbst.

XXII.

a) An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages den 10. März 1810.

(In der Voraussetzung, daß an diesem Tage Gottesdienst sein würde.)

Die Glocke ruft, hoch, von geweihter Stelle
Zum Dom das Volk, das durch die Straßen irrt,
Das Thor steht offen schon, und Kerzenhelle
Wogt von dem Leuchter, der den Altar ziert.
Bestreut nach Festes Art ist Trepp' und Schwelle,
Die in das Innere der Kirche führt,
Und, unter Thor' und Pfeilern, im Gedränge,
Harrt, lautlos, die erwartungsvolle Menge.

Und die das Unglück, mit der Grazien Tritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug,
Als einzige Siegerin vom Platz geschritten,
Da jüngst des Himmels Zorn uns niederschlug,
Sie, die, aus giftiger Gewürme Mitten,
Zum Aether aufstieg mit des Adlers Flug;
Sie schreitet hin, in Demuth und in Milde,
Und sinkt auf Knien hin, am Altarbilde.

O einen Cherub, aus den Sternen, nieder,
Die Palmenkron', in der erhobenen Hand,
Der sie umschweb', auf glänzendem Gefieder,
Gelagert still auf goldener Wolken Rand,
Und unterm Flötenton seraph'scher Lieder,
Den Kranz erhöh', von Gott ihr zuerkannt,
Und, vor des Volkes fromm erstauntem Blicke
Auf ihre heilige Schwesterstirne drücke.

b) An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages, den 10. März 1810.

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug:

XXII. a) Hs. der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Nachlaß Varnhagen). Vgl. Einleitung. — 22. erhöh', hoch halte, erhebe. Vgl. S. 27 (XVI, 5). — b) Erster Druck in: Die Musen.

Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt,
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um Dich zu segnen, vor Dir niedersinke.
Ich soll Dir ungetrübte Tag' erflehn:
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit,
Die einz'ge Siegerin, hervorgegangen:
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir?
So zieht ein Cherub, mit gespreizten Flügeln,
Zur Nachtzeit durch die Luft, und, auf den Rücken
Geworfen, staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine unsres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen:
Doch Du, Erhabene, Du darfst es nicht!
Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt,
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen, in dem Schooß der Deinen,
Noch Deinem Gurt zum Strauß, und Du bist's werth:
Doch eine schön're Palm' erringst Du nicht!
Und würde Dir, durch einen Schluß der Zeiten,
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die Dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon Dir aufgedrückt.
Sei lange, Theure, noch des Landes Stolz,
Durch frohe Jahre, wie, durch frohe Jahre,
Du seine Lust und sein Entzücken warst!

Eine norddeutsche Zeitschrift, hrsg. von de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann, Berlin 1812, 1. Quartal, S. 177 f., mit der Bemerkung: Aus dem Nachlasse Heinrichs von Kleist. Neudruck im Morgenblatt 1864, Nr. 4, S. 87 ff. Dritter Abdruck nach der Handschrift Kleists in den Grenzboten 1867, Nr. 14. — 13 ff. Shakespeare-Reminiscenz aus Romeo II, 2: erscheinest du, wie ein Flügelbote Des Himmels dem erstaunten, über sich Gekehrten Aug der Menschensöhne, die Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschaun. — 27. Vgl. Homburg 1800.

c) An die Königin von Preußen.

Sonnett.

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrißnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

XXIII. Sinngedichte.

1. Auf einen Denuncianten.

(Räthsel.)

Als Kalb begann er; ganz gewiß
Vollendet er als Stier — des Phalaris.*)

---

*) Auflösung des Räthsels im vorigen Blatt:

Freund missest du des Räthsels Spur? —
Durchblättere den Jason nur. Fr. Sch.

c) Hint. Schr. S. 282, T III 332f., S III 370. — Hs. auf der Berl. Kgl. Bibliothek. — 4. herrlich in der Hs., Hint. Schr., T: Auf jungen Schultern hast getragen; S 370: Auf jungen Schultern edel hast getragen. Der Druckfehler in den Hint. Schr., von S unrichtig verbessert, geht durch alle bisherigen Ausgaben. — XXIII. 1. Abendblätter v. 12. Okt. 1810 gez. st. — Köpke 160. — Die Auflösung ist wahrscheinlich von Friedrich Schulz. Phalaris, Tyrann von Akragas (Agrigent) ließ in einem ehernen Stier seine Feinde verbrennen. Jason, eine deutsche Zeitschrift jener Tage, die den Napoleonkultus systematisch betrieb und zu deren Mitarbeitern u. a. auch J. P. Hebel gehörte. Der Sinn des Epigramms ist also: Der Denunziant des „Jason" begann mit Dummheit und wird als Werkzeug seines Tyrannen Napoleon enden.

2. Fragment eines Haushofmeisters-Examens aus dem Shakespear.

Was ihr wollt. Akt 4.

Ehrn Matthias. Was ist des Pythagoras Lehre wildes Geflügel
anlangend? — —
Was achtest du von dieser Lehre? —

3. An die Nachtigall.

(Als Mammsell Schmalz die Camilla sang.)

Nachtigall, sprich, wo birgst du dich doch, wenn der tobende Herbstwind
Rauscht? — In der Kehle der Schmalz überwintere ich.

4. Wer ist der Aermste?

„Geld!“ rief, „mein edelster Herr!“ ein Armer. Der Reiche versetzte:
„Lümmel, was gäb' ich darum, wär ich so hungrig als er!“

5. Der witzige Tischgesellschafter.

Treffend, durchgängig ein Blitz, voll Scharfsinn, sind seine Repliken:
Wo? An der Tafel? Vergieb! Wenn er's zu Hause bedenkt.

6. An die Verfasser schlechter Epigramme.

Des Satyrs Geißel schmerzt von Rosenstrauch am meisten.
Wer nur den Knieriem führt, der bleibe ja beim Leisten.

7. Nothwehr.

Wahrheit gegen den Feind? Vergieb mir! Ich lege zuweilen
Seine Bind um den Hals, um in sein Lager zu gehn.

XXIV. Zueignung des Prinzen von Homburg.

Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Amalie Marie Anna, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders Sr. Majestät des Königs, geborne Prinzessin von Hessen-Homburg.

Gen Himmel schauend greift, im Volksgedränge,
Der Barde fromm in seine Saiten ein;

2. Abendblätter v. 16 Okt. 1810, gez. Vx. — In Shakespeares Was ihr wollt IV, 2 antwortet Malvolio auf obige Fragen des Narren: Daß die Seele unsrer Großmutter vielleicht in einem Vogel wohnen kann. — — Ich denke würdig von der Seele, und billige seine Lehre keineswegs. — Kleists Anspielung mit obigem Citat ist uns unverständlich. — 3. Abendbl. v. 17. Okt. 1810, gez. Vx. Amalie Schmalz, beliebte Opernsängerin der Berliner Hofbühne. — 4. Abendbl v. 24. Okt. 1810. — Köpke 160. — 5. Abendbl v. 24. Okt. 1810 gez. xp. — Köpke 160. — 6. Abendbl. v. 30. Okt. 1810, gez. st. — Köpke 160. — 7. Abendbl. v. 31. Okt. 1810, gez. xp. — Köpke 160. — XXIV. Erster Druck in den „Grenzboten“ 1867, Nr. 14 durch Yorck von Wartenburg nach Kleists Handschrift, dann in den Preußischen Jahrbüchern 1874 (August) S. 209 durch B. Erdmannsdörffer. Vgl. Einleitung.

Jetzt trösten, jetzt verletzen seine Klänge,
Und solcher Antwort kann er sich nicht freu'n.
Doch Eine denkt er in dem Kreis der Menge,
Der die Gefühle seiner Brust sich weih'n:
Sie hält den Preis in Händen, der ihm falle,
Und krönt ihn die, so krönen sie ihn alle.

XXV. Das letzte Lied.

(Nach dem Griechischen, aus dem Zeitalter Philipps von Macedonien.)

Fernab am Horizont, auf Felsenrissen,
Liegt der gewitterschwarze Krieg gethürmt.
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt.
Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
Kommt das Verderben, mit entbundnen Wogen,
Auf Alles, was besteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniste,
Von einem Knaben scharrend weggewühlt;
Und wo das Leben, um der Menschen Brüste,
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt, wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kocythus schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das, wie ein Hirngespinnst der Mythologen,
Hervor aus der Erschlagnen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regiert:
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

XXV. Erster Druck im Frauentaschenbuch für das Jahr 1818 von de la Motte Fouqué, Nürnberg, S. 64 ff. mit dem Untertitel Fouqués: Cesungen in der Zeit von Deutschlands Unterdrückung. — Hint. Schriften 283 ff., T III 334 f., S III 372 f. Ohne Zweifel bietet Tieck den besseren Text. Fouqué hat mannigfach geändert. — 7 f. Vgl. Kleine Schriften S. 331 (18). — 17—24. Damit sind die Franzosen gemeint.

Und du, o Lied, voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang, empor ins Reich der Sonnen,
Von allen Banden frei, die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und stumm in's Grab mußt du daniedersinken.

Ein Götterkind, bekränzt, im Jugendreigen,
Wirst du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochroth mehr, bei unserm Mahl, erglühn.
Und nur wo einsam, unter Tannenzweigen,
Zu Leichensteinen, stille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Todten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen.

33. Götterkind, Frauentaschenb.: Göttersohn. — 32. daniedersinken, Frauentaschenb.: darnieder sinken. — 35. in unsre Tänze, Frauentaschenb.: zu unsern Tänzen. — 36. hochroth, Frauentaschenb.: jubelnd. Vgl. Kleine Schriften S. 331 (19f.): mit hochroth glühenden Wangen. — 43. für's, T 285: für. — 46. näher, Frauentaschenb.: weiter. — 48. thränend, Frauentaschenb.: weinend.

Die Familie Schroffenstein.

Einleitung.

Um kein Stück Kleists hat sich ein so großer Legendenkreis gesammelt, als um seinen Erstling: die Familie Schroffenstein. Namentlich Eduard von Bülow hat darüber die wunderbarsten Dinge, natürlich wieder ohne Quellenangabe, gemeldet. „An dies Trauerspiel," schreibt er, „wurde in der Schweiz [1801—1802] die letzte Hand gelegt. Nur daß Kleist den fünften Akt bloß in Prosa geschrieben und die Herausgeber Wieland und Geßner ihn in Verse gebracht haben sollen. Es heißt auch, daß derselbe Wieland Kleist bewogen habe, das Stück nochmals umzuschreiben und die erst in Spanien vorgehende Handlung nach der Schweiz zu verlegen." Diese drei Nachrichten wurden von Kleists Biographen Adolf Wilbrandt durch die Mutmaßungen ergänzt, daß Kleist das ganze Stück als Prosa-Entwurf von Paris mitgenommen, in der Schweiz nur die ersten Akte mit Sorgfalt und Liebe bis zur Vollendung durchgearbeitet, den vierten unter dem Drucke einer langen Krankheit und von anderen Arbeiten abgezogen, halb widerwillig bloß in Jamben umgeschrieben und dann den fünften ganz roh, wie er ihn in der Mappe mitgebracht (nur die Ankleidescene ausgenommen) bei den Berner Freunden zurückgelassen habe, um ihnen die notdürftigste metrische Redaktion anheimzugeben. Obwohl wir uns in

der Schrift: Kleist in der Schweiz (S. 78) nur auf unser genaues Studium des Stückes berufen konnten, bekämpften wir schon damals diese Ansicht mit folgenden Argumenten: „Äußere und innere Gründe sprechen gegen Bülows und Wilbrandts Hypothese. Zuerst ist die Bezeichnung Ludwig Wielands als Herausgebers ganz unrichtig, denn in dem gedruckten Stücke wird er nirgends als solcher genannt, und auch Heinrich Geßner war nichts weiter als Drucker und Verleger. Auch zu einer metrischen Redaktion war keiner der beiden Freunde befähigt. Ein Blick auf Ludwig Wielands Lustspiel „Ambrosius Schlinge" und dessen grauenhaft hinkende, urprosaische und oft nicht einmal richtig abgezählte Versfüße genügt vollständig, um Wieland jede Art Urheberschaft abzusprechen. Geßner aber war überhaupt, gleich seinem Vater, die Gabe des Versesschmiedens versagt; mittelmäßige Reime und mangelhafte Prosa ist alles, was sich in seinem Nachlasse vorfindet. Daher kann auch von einem 'Zurücklassen' des unvollendeten Manuskripts bei den Berner Freunden mit der Weisung, es zu vollenden, umsoweniger die Rede sein, als Wieland die Schweiz gleichzeitig mit Kleist verließ. — Bülows ganze Meldung ist ein konfuses Hörensagen. Kleist, der ja damals sogar seine Briefe in Jamben schrieb, hat das Stück schwerlich in Prosa entworfen. Es widerspricht schon seiner Art zu dichten. Er dachte in Jamben und wälzte seinen Dialog, von einem trefflichen Gedächtnis unterstützt, so lang im Kopfe herum, bis ihre Form ihm adäquat erschien; dann erst warf er sie aufs Papier. Wer ohne das Vorurteil, daß der fünfte Akt nicht von Kleist sei, an das Studium des Stückes geht, wird kaum einen Unterschied im Stile herausfinden. — Bülows fernere Notiz, daß Geßner und Ludwig Wieland den Dichter bewogen, die erst in Spanien vorgehende Handlung nach der Schweiz — es sollte heißen: nach Schwaben — zu verlegen, dürfte richtiger sein. Mehrere wenig deutsch klingende Namen sprechen dafür. Durch diesen Ortswechsel, der uns den grausigen Stoff näher rückt, verlor die Handlung, was die Charakteristik an Wahrscheinlichkeit gewann. Derlei knorrige, herbe, eckige, schroffe, im Hassen und Lieben ganze Menschen können nur Deutsche sein."

Diese Ansicht haben wir nun die Freude vollinhaltlich bestätigt zu sehen. Durch die Hebung eines bisher unbeachteten Schatzes: Kleists vollständiger Handschrift des Stückes, welche aus dem Nachlasse Friedrich Dahlmanns, dem Kleist sie 1809 geschenkt haben dürfte, durch den Kreisgerichtsrat Dahlmann in den Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin (Ms. Germ. Qu. 822) übergegangen ist. Sie enthält 165 Quartseiten, zum Teil sehr eng, zum Theil nur halb oder gar nicht beschrieben.*) Das Stück ist ganz von Kleist. Alles und jegliches, selbst die un-

*) Eine zweite, verloren gegangene Handschrift war im Besitze von Kleists Bruder Leopold. Dessen Frau hatte dieselbe, als der Dichter sie in seiner blinden Zerstörungswut nebst anderen seiner Papiere ins Kaminfeuer warf, dem Flammentod entrissen und sich dabei bedeutende Brandwunden zugezogen. Nach mündl. Familienmitteilungen.

scheinbarste Randbemerkung, stammt von Kleists Hand. Man sieht es ordentlich, wie der Dichter über seinen Heften brütete und immer wieder die Feile ansetzte; wie ein nachträglich hinten eingeschobener Zusatz vorn eine Reihe von Änderungen in der Form und in den Motiven nach sich zog. Manche Scenen des ersten Aktes sind erst hinterher noch auf einem besonders numerierten Blatt eingeschoben; mehr als ein Motiv ist erst in elfter Stunde aufgegeben worden, viele Striche und Zusätze, die im Manuskript fehlen, kamen erst bei der Druckrevision zur Geltung. Das Herumspinnen, behagliche Ausweiten, unheimliche Vertiefen der Motive um die uranfängliche Verkleidungsscene des letzten Aktes ist aus der Handschrift klar ersichtlich. Die ganze barock sinnliche Grundscene ist fast ohne Korrektur aufgeschrieben. Man merkt es den festen Zügen an, daß hier jedes Wort schon seit langem im Kopfe die endgiltige Form erlangt hat, und daß nichts mehr zu feilen blieb. Ja, Kleist opferte seinen ersten, isolierten Einfall auch dann nicht, als dieser vom neu dazu erfundenen Stoff überwuchert wurde und die ohnehin nicht allzu klare Handlung nur noch mehr verwirren und auf widersinnige Weise abschließen mußte.

Das Stück ist nicht zuerst in Prosa abgefaßt. Bloß Ursula, Barnabe, der Kirchenvogt, die Bedienten, der Gärtner, die Handwerker und in der Schlußscene Sylvius und Johann reden in Prosa. Alle übrigen sprechen in Jamben, die frisch aus des Dichters Haupt gesprungen scheinen.

Bülows weiterer Notiz, daß das Stück zuerst in Spanien gespielt haben solle, pflichteten wir schon früher bei mit der Begründung: „mehrere wenig deutsch klingende Personennamen des Stückes sprechen dafür.“ Wir hatten da vor allem die Namen Aldöbern (– ⏑ –), Santing (– ⏑ und ⏑ –), Vetorin (– ⏑ –), Theistiner oder Theistin, Ursula, Barnabe, Manso, Vitina (– ⏑ –), Paratzin (⏑ – ⏑) im Kopfe, die uns alle etwas spanisch vorkamen. Und in der That lehrt die Handschrift, daß sich hinter der notdürftigen Verdeutschung die mehr oder weniger echt spanischen Namen verstecken: Aldola (– ⏑ –), Santin (⏑ – und – ⏑), Thiesta (⏑ – ⏑), während Ursula, Barnabé, Manso, Vitina, Paratzin mitten in Schwaben ihre spanischen Namen beibehalten haben. Eigentümlich ist es Vetorin gegangen. Diesen hat Kleist im Personenverzeichnis des ersten Druckes in Fintenring germanisiert, allein er tritt aus Versehen im Stücke selbst noch immer als spanischer Vetorin auf. Ich glaubte mich dazu berechtigt, dem Gedächtnis des Dichters hier zu Hilfe zu kommen und Vetorin auch im Stück als schwäbischen Fintenring wieder in seine Rechte einzusetzen, so wie Kleist es beabsichtigt und leider bei der Korrektur übersehen hat. Die Widersprüche in der Lokalfarbe erklären sich daraus, daß die Handschrift aus ursprünglich losen Heften und Blättern zusammengesetzt ist, worauf frühere und spätere Redaktionen bunt durcheinander gewürfelt sind. Wenn dem Dichter eine Umarbeitung nötig erschien, so fügte er das neue Blatt ein und entfernte die ältere Fassung,

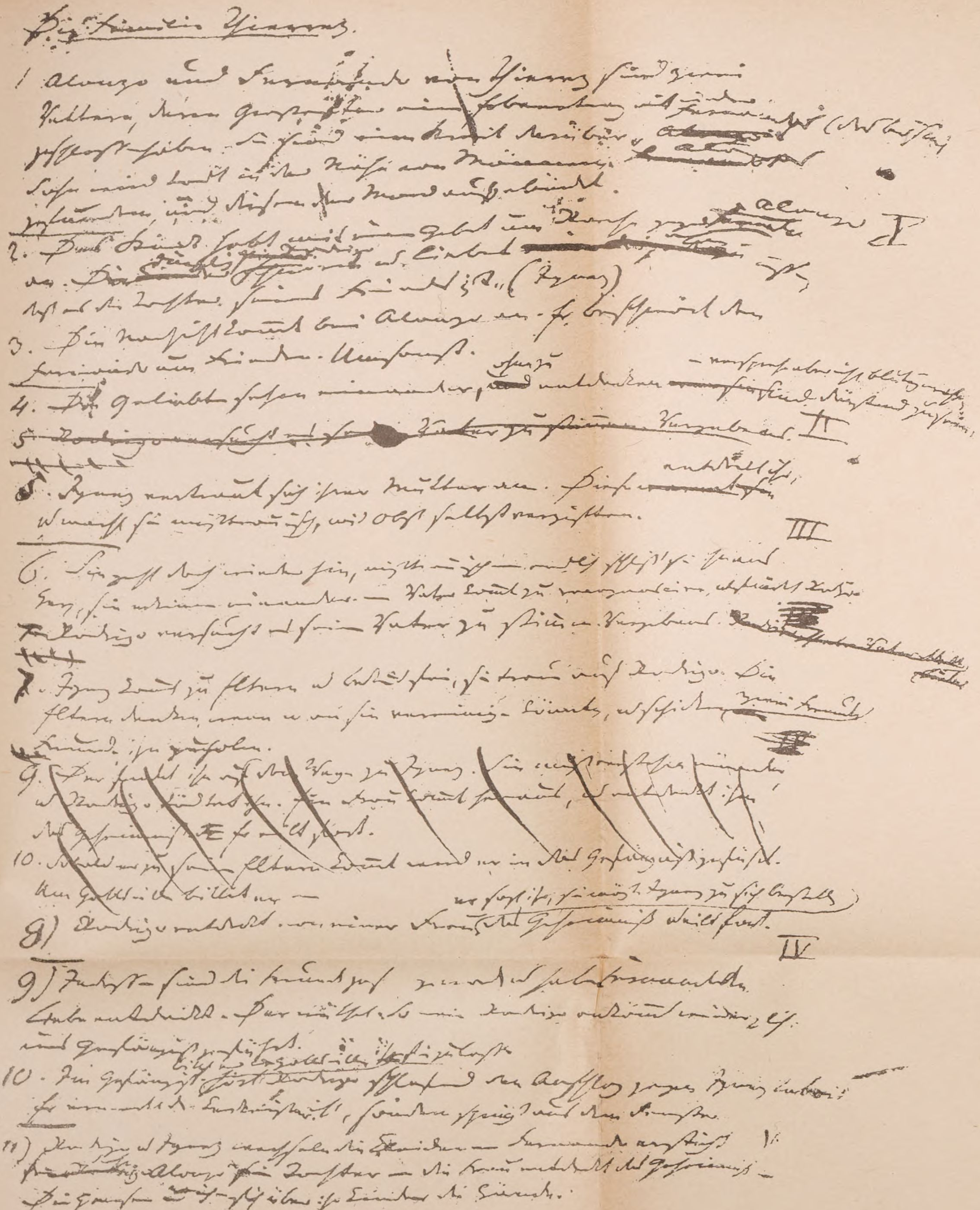
wobei es ihm freilich häufig begegnete, daß er die Redaktion nur oberflächlich durchführte und jetzt störende Überbleibsel der ursprünglichen Gestalt stehen ließ. Daher kommt es, daß in dem ganzen Stücke die spanischen Namen durchgeführt sind und erst im letzten Aufzuge Notizen für den Abschreiber die Germanisierung derselben vorschreiben — während schon in früheren Scenen Schweizer landschaftliche Reminiscenzen wie Seegestade, Segelschiffe, dann ein Schulze, eine Grethe und ein Hans Franz Flanz vorkommen. Es sind dies eben spätere Fassungen, bei denen Kleist, trotz der spanischen Namen, doch schon die Versetzung des Ortes der Handlung auf deutschen Boden im Auge hatte.

Die erste Fassung der „Familie Schorffenstein" ist also Kleists ausschließliches Werk, spielt in Spanien und führte wohl den (fehlenden) Titel: „Die Familie Ghonorez." Rupert war ein Raimond Graf von Ghonorez aus dem Hause Ciella (Rossitz), seine Gemahlin hieß Elmire (Eustache), sein natürlicher Sohn Juan (Johann), Gertrud nennt sich Franciska, Alonzos Diener Ciryllo, Aldöberns Knappe hat hier einen Namen: Francisko Wotta. Warwand ist da Gossa, das Thal zum heiligen Kreuz: Sante Kruz, Oppenheim: Murcia. Seite 135 der Handschrift findet sich die „Nachricht für den Abschreiber: statt Rodrigo wird überall Ottokar gesetzt", eine Seite später ist dem Namen Santin nachträglich ein g angehängt; S. 141 steht: „Nachricht für den Abschreiber: statt Ignez überall Agnes!" und S. 138 bringt eine ganze Anzahl Änderungen: Jerome und Jeronimus (wie der Held im „Erdbeben in Chili") für zuerst Ferdinand, dann Antonio; Rupert für Raimond, Sylvester für Alonzo und Peter für Pedro. Aber diese Übersetzungen sind nur vereinzelt und nirgends durchgeführt: offenbar glaubte sich Kleist auf das gute Gedächtnis und die Routine des Abschreibers verlassen zu können.

Ein der Handschrift beigefügtes Blatt von Kleists Hand erlaubt uns, die Entstehungsgeschichte des Stückes noch weiter zurück zu verfolgen. Es enthält den allerersten Plan, der schon sämtliche Grundzüge des Dramas aufweist, nur in nebensächlichen Punkten von der ersten Aufführung abweicht und den abermals veränderten, nicht minder barocken Titel führt: „Die Familie Thierrez." Wir geben den folgenden Inhalt des merkwürdigen Blattes, das die erste Idee von Kleists erstem Werk enthält, auch in Faksimilie wieder.

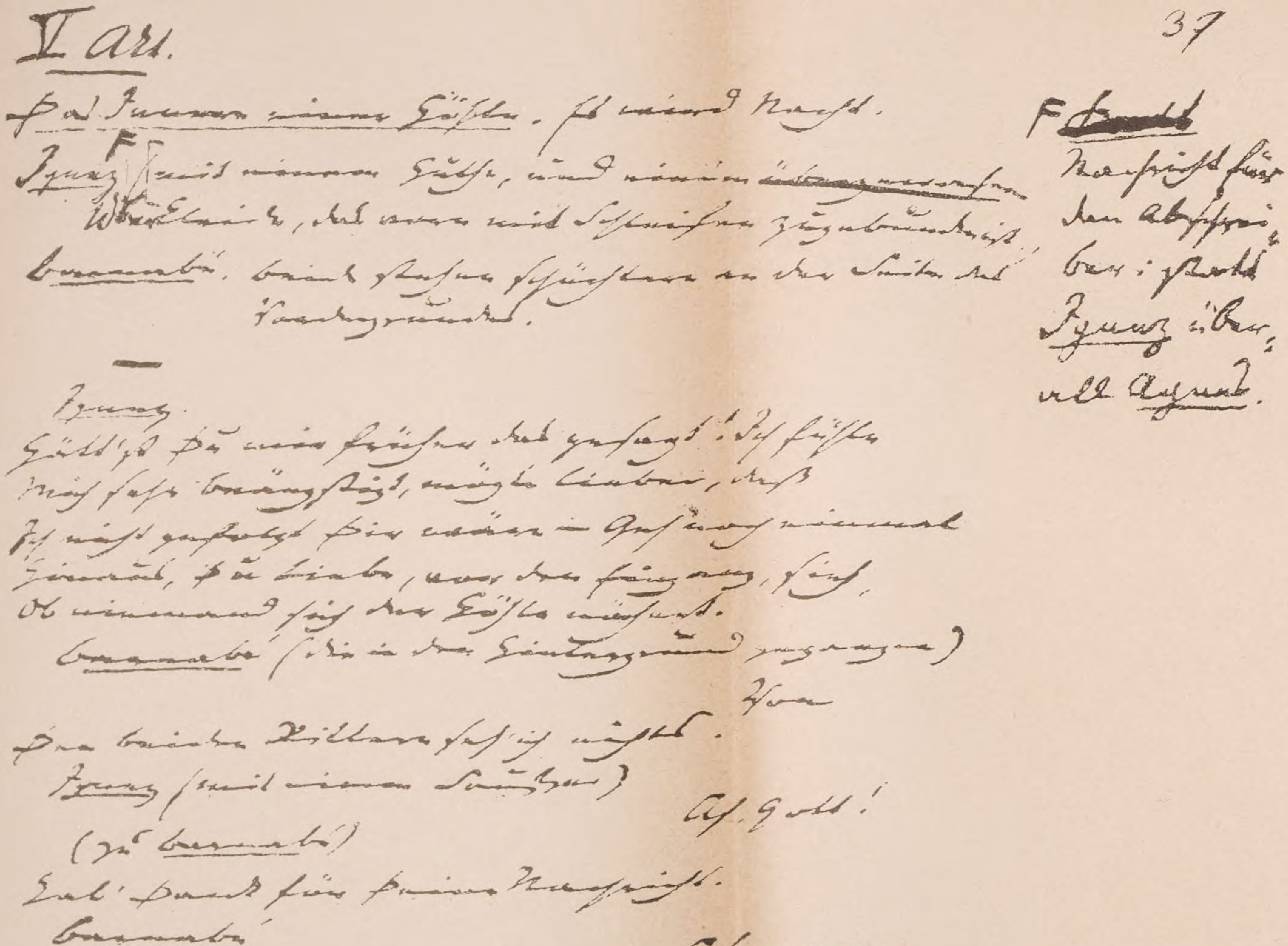
Die Familie Thierrez.

1. Alonzo und Fernando von Thierrez sind zwei Vettern, deren Großväter einen Erbvertrag mit einander geschlossen haben. Sie sind im Streit darüber, [Alonzos] Fernandos (des bösen) Sohn wird todt in der Nähe von Männern Alonzos gefunden, und diesem der Mord aufgebürdet.



Die Familie Thierrez.

Kleists erster Plan zur „Familie Schroffenstein" (Familie Thierrez). Vgl. S. 62 f.



Faksimile eines Blattes der Handschrift von Kleists „Familie Ghonorez“. Vgl. S. 330 ff. (V. 2412—2456).

Franz

Ach, nun ist's doch [illegible]. Ich will [illegible]
[illegible]. Komm. [illegible]

[illegible]

Still! Still!

Ich hör ein Rauschen – wieder – – Ach, es war
ein Windstoß, der vom Wasserfalle kam.

Franz

War's auch gewiß vom Wasserfalle nur?

[illegible]

– Es regt sich etwas Dunkles dort im Nebel – –

Franz

Ist's einer? Sind es zwei?

[illegible]

Ich kann es nicht
Genau erkennen, aber menschliche
Gestalten sind es – – – Ach!

Franz

Ach!

(beide Mädchen fahren zurück; [illegible] tritt [illegible].

[illegible] (umarmt Franz mit Heftigkeit)
O Dank, Gott! Dank für [illegible] [illegible]
Du lebst [illegible], Mädchen.

Franz

– Ob ich lebe?

[illegible]

Doch nicht, bin ich nicht [illegible]? Zittre

Franz

Es ist
So seltsam Alles [illegible] mir [illegible]
[illegible]
[illegible] – auch die beiden Ritter,
[illegible]
[illegible] –

[illegible] Zwei Ritter?

Franz

[illegible]
[illegible] –

[illegible] Gefragt? Und was?

Franz

[illegible] Mädchen

I

2. Das Stück hebt mit einem Gebet um Rache gegen [Fernando] Alonzo an. Der Jüngling Rodrigo schwöret und liebet, ohne zu wissen [und], daß es die Tochter seines Feindes ist (Ignez).
3. Die Nachricht kommt bei Alonzo an. Er beschwört den Fernando um Frieden. Umsonst.

II

4. Die Geliebten sehen einander, ohne zu entdecken, wer sie sind — versprechen aber nicht blutig und rachedürstend zu sein.
[5. Rodrigo versucht es seinen Vater zu stimmen. Vergebens.]
5. Ignez vertraut sich ihrer Mutter an. Diese [warnt sie] entdeckt ihr, und macht sie mißtrauisch, mit Obst selbst vergiften.

III

6. Sie geht doch wieder hin, mißtrauisch — endlich schließt sie ihn ans Herz, sie erkennen einander. — Vater kommt zu recognosciren. Rodrigo versucht es seinen Vater zu stimmen. Vergebens.
7. Ignez kommt zu Eltern und bekennt frei, sie traue auf Rodrigo. Die Eltern denken, wenn man sie vereinigen könnte, und schicken [Freund] zwei Freunde, ihn zu holen.
[9. Der findet ihn auf dem Wege zu Ignez. Sie mißverstehen einander, und Rodrigo tödtet ihn. Eine Frau kommt heraus, und entdeckt ihm das Geheimniß. Er eilt fort.
10. Sobald er zu seinen Eltern kommt wird er in das Gefängniß geführt. Um Gottes willen bittet er —]
8. Rodrigo entdeckt von einer Frau — er sagt ihr, sie mögte Ignez zu sich bestellen — das Geheimniß und eilt fort.

IV

9. Indessen sind die Freunde gefangen worden und haben Fernando die Liebe entdeckt. Der wüthet. So wie Rodrigo ankömmt, wird er gleich ins Gefängniß geführt.
10. Im Gefängniß — bittet um Gotteswillen ihn frei zu lassen — hört Rodrigo schlafend den Anschlag gegen Ignez Leben. Er erwartet den Kerkermeister nicht, sondern springt aus dem Fenster.

V

11. Rodrigo und Ignez wechseln die Kleider — Fernando ersticht seinen Sohn, Alonzo seine Tochter — die Frau entdeckt das Geheimniß. — Die Greise reichen sich über ihre Kinder die Hände.

Aber die Handschrift eröffnet uns auch wertvolle Einblicke in Kleists Dichterwerkstatt. Ein Vergleich des Plans mit der ersten und zweiten Ausführung, der „Familie Ghonorez“ und den „Schroffensteinern“, zeigt deutlich, wie der Erstling unter Kleists Feder langsam emporwuchs. Von

den Figuren des Bastards Juan, der anfänglich nur Rodrigos Freund, und Barnabes, der lieblichen Tochter der geheimnisvollen „Frau“, weiß der Plan noch nichts; sie flechten sich erst während der Arbeit ein. Aus den zwei Freunden, welche den Sohn holen sollen, entwickelt sich ein Freund: Antonio, der bei den Eltern vermittelt und erst hinterher zur tragischen Figur wird, und auch sein Verwandtschaftsverhältnis zu den Häusern Schroffenstein ist das nachträgliche Ergebnis der späteren Randbemerkung: „Es muß noch eines anderen Stammes Ghonorez erwähnt werden.“ Seine Liebe zu Ignez und sofortige Resignation, als er Rodrigos Gefühle erkennt, veranlaßte eine später gestrichene sentimentale Scene zwischen den beiden Brüdern. Neu ist auch die Figur des blinden Großvaters. Daß er im letzten Akt die Leichen erkennen muß, fiel dem Dichter mitten im zweiten Aufzug ein, wie seine Randbemerkung dort beweist; und wir haben schon früher wahrscheinlich gemacht, daß ein Pariser Erlebnis, wonach Ulrike, die in Männerkleidern zu reisen liebte, von keinem andern als dem blinden Flötenspieler Dulon erkannt worden, diesem Motiv ebenso zu Grunde liegt, wie diese Kostümliebhaberei Ulrikes der Umkleidescene im fünften Akt. Merkwürdig ist auch in der „Familie Ghonorez“ eine gleichzeitige Korrektur von offenbar fremder Hand. Sylvester sagt (I, 2) zum Gärtner, daß seine Rüben süß wie Zucker sind, während die Handschrift deutlich: Räben hat. Auf diesen schweizerischen Provinzialismus dürfte sich wohl der ganze geistige Anteil Heinrich Geßners an dieser Dichtung beschränken. Alles neue Beweise, daß das Stück auf der Reise nach Paris und in die Schweiz vollendet worden.

Interessant ist auch die formelle Vergleichung der beiden Bearbeitungen, z. B. wie Kleist die noch im Manuskript in Prosa gehaltenen Scenen und Stellen in Jamben umgoß. Es ist nicht zu leugnen, daß Kleist sich diese Arbeit leicht gemacht und sie überall als eine rein mechanische behandelt hat. Es ist fast durchgehend bloß skandierte Prosa voll unpoetischer Wendungen und Unregelmäßigkeiten. Ein solcher Passus wimmelt gewöhnlich von Härten, Prosaismen und Flickwörtern — namentlich Kleists Lieblingsnotbehelf: auch, der später im Zerbrochenen Krug eine so große Rolle spielen sollte. Mehr als einen Schnitzer hat Kleist erst bei der Druckrevision verbessert, während hinwider umgekehrt einiges erst im Druck fehlerhaft wurde. Dann giebt es Stellen, die schon im Manuskript holprig oder dunkel sind oder durch die Varianten des ersten Drucks um nichts glatter oder klarer werden. Ebenso war man bisher versucht, in der Kürze verschiedener Verse eine dichterische Absicht zu vermuten; aber ein Blick auf die Handschrift lehrt uns, daß noch zu allerletzt — vielleicht auf dem Korrekturbogen — ein Zwischensatz ausgestoßen wurde, so daß jetzt als Nachlässigkeit erscheint, was man früher für gewollte Prägnanz halten wollte. Endlich zeigt sich aber auch die Gewissenhaftigkeit des Dichters, der sich nie genug thun konnte, an jenen zahlreichen Stellen, wo ein einziger Passus in zwei, drei und mehr Fassungen erscheint. Fast immer

besteht in solchen Fällen die Verbesserung im Zusammenziehen und Kürzen, oft auch im Wechsel eines Bildes, in prägnanterer Gestaltung einer Metapher. Namentlich interessant sind die Randbemerkungen, womit sich der Dichter selber kritisch kontrolliert, und die in manchen Fällen auch die Ansicht seiner Berner Freunde, denen er das kaum fertige Stück vorlas, wiederspiegeln dürften. Mancher dieser Winke wurde befolgt; andere hielten einer reiflicheren Prüfung nicht stand oder hätten ein weiteres Ausgreifen und Umarbeiten notwendig gemacht. Offenbar hatte jedoch der Dichter keine Lust, noch mehr Zeit an dies Werk zu verschwenden, das er wohl schon damals mit ungnädigen Augen betrachtete. So schloß er rasch ab und übergab seinem Verleger das druckfertige Manuskript.*) Das Buch erschien im Winter 1802/3 anonym, in Antiqualettern und durch zahlreiche Druckfehler entstellt.

„Die Familie Schroffenstein" hat ihrem Dichter überhaupt wenig Freude gemacht. Die Konzeption fand wohl schon in Berlin statt. In Paris mußte Kleist seine Arbeit vor Schwester Ulrike verbergen, auch wurde er durch den Lärm und die Zerstreuungen der „unnatürlichen Stadt" gestört. In Bern wurde das offenbar fertige Stück von seinen Freunden ausgelacht. Auch die „dreißig durch eigene Arbeit verdienten Louisdor", das Honorar Geßners für diesen Erstling(?), mögen ihn nicht gefreut haben. Als das Stück erschien, schämt er sich dessen. Er fordert die Schwester dringend auf, dasselbe nicht zu lesen: es sei eine „elende Scharteke"; höchstens soll sie den Verschwiegenen von seinen Verwandten seine Autorschaft verraten. Wieland berichtet darüber begeistert an seinen Vater, der sich für den Freund seines Sohnes zu interessieren beginnt, und es ist sogar wahrscheinlich, daß er sich mit seiner sehr fragwürdigen Kollaboration brüstet.**) Die zeitgenössische Kritik nimmt das Werk nicht ungünstig auf. L. F. Huber schreibt im „Freimüthigen" (Nr. 36 v. 4. März 1803), der Zeitschrift Kotzebues, wo der romantische Idealismus leidenschaftlich bekämpft zu werden pflegte, unter dem Titel „Erscheinen eines neuen Dichters" u. a.: „Eine gute Kunde hat der Freimüthige heute einem jeden zu geben, der die jetzigen Konjunkturen der deutschen Litteratur beherzigt — die Erscheinung eines neuen Dichters hat er zu melden, eines unbekannten und ungenannten, aber wirklich eines Dichters! — Ich nahm die Familie Schroffenstein mit allen den traurigen Erwartungen in die Hand, zu denen man bei einem Ritterschauspiel — als ein solches kündigt es das Verzeichnis der Personen gleich an — in der Regel berechtigt sein mag. Ich las einen Bogen,

*) Dreißig Louisdor als Honorar für dieses Stück ist nach unseren heutigen Begriffen glänzend bezahlt. Übrigens erhielt Kleist später auch für den „Amphitryon", also die Bearbeitung eines alten französischen Lustspiels, 24 Louisdor, und er bemerkt noch obendrein: „Unter Umständen wäre es mir das Dreifache werth gewesen."

**) Es muß jedenfalls ein solches Phantasiestück des exaltierten Kopfes gewesen sein, das geht aus Vater Wielands Antwort (Z. 151) hervor. Auch in Meusel und Ersch: Gelehrtes Teutschland, Lemgo, IV, 225 ist Ludwig Wieland als Verfasser der „Familie Schroffenstein" angegeben, was wohl auf dessen eigene Information zurückzuführen ist.

den zweiten, den dritten, ohne recht zu wissen, woran ich war. Hatten Shakspeare, Goethe, Schiller, hier wieder einmal Unheil angerichtet? war es eine unberufene Nachahmung, mit etwas eigner Verkehrtheit, und mit den Schellen der neuen ästhetischen Schule ausgestattet? — Nun, man muß doch sehen, dachte ich, und las weiter. Und siehe, es entfaltete sich, zu meinem immer steigenden Erstaunen, aus einer harten, ungleichen Sprache, aus unbestimmten, dunkeln Andeutungen, aus manchen Elementen zu einem grundschlechten Stück, eine stattliche poetische Welt vor mir, die mir die begeisterte Hoffnung zurückließ, daß endlich doch wieder ein rüstiger Kämpfer um den poetischen Lorbeer aufstehe, wie ihn unser Parnaß gerade jetzt so sehr braucht. — Zuverlässig wird kein Freund der Kunst unvorbereitet auf dieses merkwürdige Produkt stoßen, ohne die nämlichen Empfindungen zu erfahren, die ich eben beschrieben habe. Das Treffliche Goethes und Schillers hat wirklich dieses Genie genährt; ja, so wenig der seltsame Stoff und die vielen Lücken der Bearbeitung eine Vergleichung dieses Dramas mit den Meisterstücken jener Dichter zulassen, so ist es doch sehr die Frage, ob die Details in Goethes und Schillers dramatischen Werken von eben dem wahrhaft Shakspeareschen Geiste zeugen, wie manche Details des Ausdrucks und der Darstellung in dieser Familie Schroffenstein. In den Liebesscenen besonders ist es nicht Nachahmung, sondern eigentümliche, naiv erhabne Grazie, was an die erotischen Partien im Sturm und in Romeo und Julie erinnert. Der Gedanke der letzten Scene zwischen Ottokar und Agnes ist von einer genialischen Kühnheit, die das ganze Stück allerdings von der Bühne ausschließt, und die allen den Kunstrichtern, welche ein dreifaches moralisch-kritisches Erz gegen den Zauber der Poesie waffnet, einen scharfen Tadel sehr leicht machen kann; aber welche Wärme, welche Zartheit in der Ausführung, welche tragische Poesie in der wollüstig-schauderhaften Situation! — Dieses Stück ist eine Wiege des Genies, über der ich mit Zuversicht der schönen Litteratur unsers Vaterlandes einen sehr bedeutenden Zuwachs weissage. [Der Verfasser mag vielleicht zu den außerordentlichen Geistern gehören, deren Entwickelung bis zu der Reife selten ohne einige Bizarrerien und Unarten abläuft. Doch eben, weil er zu diesen gehört, ist unmöglich zu besorgen, daß es der leidigen Sekte, die durch ihre Proselytenmacherei die Blüte unsrer Jugend zu vergiften droht, je gelingen werde, ihn an sich zu ziehen. Er muß, um seine Bestimmung zu erfüllen, einst etwas viel Besseres machen, als seine Familie Schroffenstein; unmöglich aber hätte er auch diese hervorbringen können, wenn ein gerechtes Selbstgefühl ihn nicht jetzt schon vor der Schule schützte, in welcher ein Alarkos ausgebrütet wurde." Über diese prophetische Rezension schreibt Kleist seiner Schwester am 14. März 1803 aus Leipzig, wobei er sich in dem Verfasser irrte: „Ich schwöre Euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Kautz, der Kotzebue. Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben." (Koberstein 84).

Langer gesteht in der Allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. 85, S. 370 ff. dem jungen Dichter wenigstens ein nicht gemeines Talent zu: „Abermal ein Versuchstück aus der Klasse derer, die von einer Seite manch Gutes hoffen und von der andern viel Schlimmes wieder befürchten lassen. — Versucht der Ungenannte sich wieder im Drama, so wird sein nächstes Werk über die Reputation des Autors entscheiden. Entweder etwas ungleich Besseres, oder es ist um seinen Takt und Geschmack auf immer geschehen.“ Verständiger schreibt Spaziers Zeitung für die elegante Welt 1803, Nr. 91 Sp. 724 f.: Ein sehr ausgezeichnetes geniales Produkt. Jeder gebildete Leser dieses Stücks wird das Inkorrekte, Unzusammenhängende, Wilde, mit einem Worte Jugendliche, das darin herrscht, auf den ersten Blick erkennen, und gerade hierauf stützt sich die schönste Hoffnung bei demselben, daß nämlich der Verfasser erst ein angehender junger Schriftsteller ist. Ebensowenig aber kann ihm der eigene selbständige Geist entgehen, der darin durchgängig herrscht und der sowohl aus den einzelnen Partien als aus der kühn gedachten Anlage des Ganzen hervorleuchtet. Goethe und Schiller scheinen dem Verfasser weniger zu Vorbildern gedient zu haben, als die Quelle der modernen dramatischen Poesie selbst — Shakspeare, an dem sich sein Genie innig erwärmt hat.“ Fouqué bestätigt (Zeitung für die elegante Welt 1821, Nr. 252), daß seines Freundes „ebenso ungestümes als zärtliches Trauerspiel leider wenig bekannt geworden“. Tieck verweilt 1821 in den Hinterlassenen Schriften (XXIX ff.) besonders lange bei diesem ersten, merkwürdigen Werke Kleists, „weil es fast vergessen ist,“ und schreibt u. a.: „Der Gegenstand erinnert an Romeo . . . Aber die Helden sind diesmal nicht die beiden Liebenden, sondern die Häupter der feindlichen Häuser Sylvester und Rupert . . . Beide sind in gewissem Sinne unschuldig an den Gräueln, und mit meisterhafter Hand entwickelt der Dichter die seltsam verschlungenen Fäden der Begebenheit, die sie in Schuld verstricken. — Um dieser Seelenbewegung eine breitere Basis zu geben, läßt der Dichter die allmälige Entstehung der Fehde vor unsern Augen vorgehn. Wie in einem Criminalproceß — nur daß die Verbrechen fortgehn — sind wir auf die Lösung, auf die erste Schuld begierig; jeden Augenblick werden wir verwirrter, aber auch gespannter: es ist eine Kette von Mißverständnissen, deren erstes Ende wir nicht absehn, da es den Betheiligten selbst verborgen ist. Da wir die Hauptereignisse nicht mit erleben, sondern sie uns von Leuten, denen sie selbst unbegreiflich sind, erzählen lassen müssen, so verstehn wir wohl den allmälig wachsenden Dämon, aber wir können uns die Vergangenheit, das Zusammenleben der Familien vor jenem Mißverständniß, nicht vorstellen. Der Dichter begeht den Fehler, uns selbst fortwährend auf solche Gedanken zu bringen; da vor unsern Ohren über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Erzählten disputirt wird: so setzen wir den Thatsachen, die unser Gefühl ergreifen sollen, die kalte Ueberlegenheit des Richters entgegen. — Für diese Un-

behaglichkeit entschädigt er uns durch die Macht der Seelenbewegungen; sie sind mit einer Schärfe und Präcision wiedergegeben, daß man sieht, der Dichter empfindet in jedem Augenblick den Pulsschlag des Lebens bis in jede einzelne Faser. Die Verwirrung des Weltlaufs ist nur da, um das Gefühl der Helden zu verwirren ... Immer ist es gefährlich dem Zufall einen großen Spielraum in der Tragödie zu erlauben ... Kleist nimmt aber ein Ungefähr, das den Begebenheiten des Stückes ganz fernab liegt, und vermengt damit einen willkührlichen Aberglauben, der, weil er allem vorigen zü sehr widerspricht, zu geringfügig, ja ekelhaft erscheint, und alle die Banden und Klammern plötzlich löst, die der Poet mit so vieler Kunst geschmiedet und befestigt hatte, so daß wir durch einen einzigen Schlag alle Täuschung und Theilnahme verlieren und sie auch nicht wieder finden können ... Die Sprache ist männlich, mannigfaltig und schon sehr. ausgearbeitet, und was um so mehr zu loben ist, keine matte Nachahmung Schillers; eben so wenig hören wir die Tonart Goethe's bedeutungslos wiederholt, sondern diese Sprechweise gehört unserm Dichter ganz eigenthümlich; er vermeidet alles schwankende und unbestimmte, und greift lieber zu Provinzialismen und hie und da gemeinen Ausdrücken, um nur nicht in die vornehme Unbedeutendheit und scheinbare Anmuth und Würde zu verfallen. Ein sonderbares Hinwerfen und Auffangen einzelner Worte, Reden und Fragen, wie ein Ballspiel, trifft man schon in diesem Stücke." Hinzugefügt muß werden, daß mehrere Anklänge an Schiller (V. 1826) und namentlich an Lessing (V. 373 f., 836 f., 964 ff., 1229 f., 1838 f., 1974 f., 1977 f.) vorkommen.

Schlimmer ging es dem Stück auf dem Theater. Es ist nirgends in unveränderter Gestalt zur Aufführung gelangt, und auch in der Bearbeitung Holbeins*), in welcher es 1824 in Berlin (wiederaufgenommen im März 1849), Hannover und mehreren anderen Bühnen gegeben wurde, errang es keinen Erfolg. Tieck sah es in dieser Bühneneinrichtung im Burgtheater am 15. Mai 1825 und bemerkt dazu in den Dramaturgischen Blättern II, 26 ff: In dieses Chaos von Widersprüchen

*) Sie erschien im Druck unter dem Titel: „Die Waffenbrüder, Gemälde der Vorzeit in 5 Abtheilungen, nach H W. Kleist's Familie Schroffenstein für die Bühne bearbeitet, Wien 1824," und in der Vorrede verteidigt sich der Bearbeiter gegen den Vorwurf, Kleist verballhornt zu haben. „Man hat in öffentlichen Blättern Stellen und Situationen, in der Meinung, sie wären von Kleist, hoch erhoben und gepriesen, die man vergebens in Kleists Originale suchen wird; man hat mir Fehler zugeschrieben, die, wenn es Fehler sind, nur dem Dichter des Originals zur Last fallen .... Der Schluß des vierten Actes ist, wie beinahe die Hälfte der Bearbeitung, in Bau und Sprache ohne Rücksicht auf das Original ganz von mir, und doch bewährt sich diese Scene als eine der wirksamsten des Stückes, und die große Schröder erhebt sie zu einem ihrer herrlichsten Triumphe ... Man hat mir vorgeworfen, daß ich den Originalschluß verändert. Wer ihn liest und dieses Vorwurfs sich erinnert, wird in lautes Lachen ausbrechen müssen ... Fern sei von mir die Anmaßung, Kleists Werke verbessern zu wollen; aber daß ich sie bühnenrecht machen kann, habe ich durch meine auf allen Bühnen heimische, ebenfalls auf diese Weise beurtheilte Bearbeitung des Käthchens von Heilbronn und durch den Erfolg, dessen sich die Schroffensteiner gegenwärtig auf unseren Bühnen, besonders aber auf dem Wiener Hoftheater erfreuen, bewiesen."

Licht und Ordnung zu bringen, ist für den Bearbeiter eine schwierigere Aufgabe als selbst aus eigener Kraft eine gute Tragödie zu schaffen ... Mit der Gewaltsamkeit, wie es hier geschehen, war die Sache freilich leicht zu lösen, und dennoch mußte ein besserer Einrichter wahrscheinlich noch weiter gehn und das Stück ganz wie ein veraltetes spanisches oder englisches behandeln, bloß die erste Hälfte im Ganzen beibehalten und aus eigener Kraft ein zweites neues Schauspiel in dieses hineindichten." Heinrich Laube brachte es 1855 im Burgtheater mit einem von ihm selbst bearbeiteten Schlußakte und in vorzüglicher Besetzung (Frln. Seebach als Agnes, Anschütz als Sylvester, Fr. Rettig als Eustache, Josef Wagner als Ottokar) zur Aufführung, aber es vermochte sich doch nicht lange zu halten. „Kleists Dramen," bemerkt Tieck treffend, „geben dem Schauspieler große Veranlassung, seine Kunst zu zeigen, aber zugleich gehört es zu den allerschwierigsten Aufgaben, sie befriedigend, oder auch nur so aufzuführen, daß die Absichten des Dichters nicht ganz verloren gehen. Alle diese Charaktere müssen sehr scharf umrissen werden, das Colorit ist grell, und beides, Umriß wie Farbe, verschwindet zu Zeiten beinah wieder ganz, und dem Schauspieler ist die Ergänzung, gewissermaßen die Schöpfung, unbedingt anvertraut. Es ist immer noch leichter, Widersprüche zu vereinigen. Dann ist die Sprache und der Dialog oft so sonderbar gespitzt und gesucht, die Construktion so wenig mundgerecht, auch für den nicht verwöhnten Sprecher, daß die sonderbaren Vorstellungen und Gedanken dadurch noch seltsamer erscheinen. Aus dieser Gesuchtheit blitzt dann wieder so klare Vernunft in so klaren Worten und Bildern hervor, ein so tiefes und inniges Gefühl, daß unmittelbar unsere Liebe und Bewunderung in Anspruch genommen wird. Am eigenthümlichsten hat Kleist die Gestalten seiner Liebenden genommen, er ist hier der Theaterkonvenienz und den hergebrachten süßen Phrasen oder gewöhnlichen kalt-leidenschaftlichen Aufwallungen am meisten ungetreu geworden. Diese Figuren haben alle eine herbe Frische, aus ihrer scheinbaren Alltäglichkeit spricht das tiefste Herz." Neuerdings hat A. B. Dulk den Versuch gemacht, das Stück durch Umarbeitung des letzten Aktes zu retten und in ein Schauspiel mit glücklichem Ausgang zu verwandeln, doch ist diese Bühneneinrichtung unseres Wissens noch nirgends aufgeführt worden, während eine Bearbeitung von Albert Lindner, welche eine Umdichtung des Schlusses enthält, im Berliner Nationaltheater zur Darstellung gelangte.

Die „Familie Ghonorez" erscheint hier zum erstenmale und vollständig, mit den ursprünglichen Fassungen unter dem Text, als Nachtrag zu der „Familie Schroffenstein". Den Freunden und Kennern von Kleists Muse ist dadurch reiche Gelegenheit geboten, den Dichter in seiner Werkstatt zu beobachten und die „Schroffensteiner" gleichsam wachsen zu sehen.

Theophil Zolling.

Die

Familie Schroffenstein.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Erster Druck O: Die Familie Schroffenstein. Ein Trauerspiel In fünf Aufzügen. Bern und Zürch Bei Heinrich Gessner, 1803. — Hs. (M) auf der Kgl. Bibliothek in Berlin. Vgl. unseren ersten Abdruck: Die Familie Ghonorez. S. 217 ff.

Personen.

Rupert, Graf von Schroffenstein, aus dem Hause Rossitz.
Eustache, seine Gemahlin.
Ottokar, ihr Sohn.
Johann, Ruperts natürlicher Sohn.
Sylvius, Graf von Schroffenstein, aus dem Hause Warwand.
Sylvester, sein Sohn, regierender Graf.
Gertrude, Sylvesters Gemahlin, Stiefschwester der Eustache.
Agnes, ihre Tochter.
Jeronimus von Schroffenstein, aus dem Hause Wyk.
Aldöbern, }
Santing, } Vasallen Ruperts.
Fintenring, }
Theistiner, Vasall Sylvesters.
Ursula, eine Todtengräberswittwe.
Barnabe, ihre Tochter.
Eine Kammerjungfer der Eustache.
Ein Kirchenvogt. Ein Gärtner. Zwei Wanderer.
Ritter. Geistliche. Hofgesinde.

Das Stück spielt in Schwaben.

---

13. Fintenring, nach O 2. Aber O 216 ff. und T S haben im Personenverzeichnis wie im Stück: Vetorin. Kleist hat also den im Personenverzeichnis richtig angeführten Namen im Text zu germanisieren vergessen. Wir korrigieren sein Versehen. — 15. Todtengräberswittwe, T I, 2, S I, 2: Todtengräberwittwe. Vgl. zu V. 334.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Rossitz. Das Innere einer Capelle.

Es steht ein Sarg in der Mitte; um ihn herum **Rupert**, **Eustache**, **Ottokar**, **Jeronimus**, **Ritter**, **Geistliche**, das **Hofgesinde** und ein **Chor von Jünglingen** und **Mädchen**. Die Messe ist soeben beendigt.

Chor der Mädchen mit Musik.

Niedersteigen,
Glanz umstrahlet,
Himmelshöhen zur Erd' herab,
Sah ein Frühling
Einen Engel.
Nieder trat ihn ein frecher Fuß.

Chor der Jünglinge.

Dessen Thron die weiten Räume decken,
Dessen Reich die Sterne Grenzen stecken,
Dessen Willen wollen wir vollstrecken,
Rache! Rache! Rache! schwören wir.

Chor der Mädchen.

Aus dem Staube
Aufwärts blickt' er
Milde zürnend den Frechen an;
Bat, ein Kindlein,
Bat um Liebe.
Mörders Stahl gab die Antwort ihm.

Chor der Jünglinge wie oben.

Chor der Mädchen.

Nun im Sarge,
Ausgelitten,
Faltet blutige Händlein er,
Gnade betend
Seinem Feinde.
Trotzig stehet der Feind und schweigt.

Chor der Jünglinge wie oben.

Während die Musik zu Ende geht, nähert sich die Familie und ihr Gefolge dem Altar.

Rupert.

Ich schwöre Rache! Rache! auf die Hostie,
Dem Haus' Sylvesters, Grafen Schroffenstein.

Er empfängt das Abendmahl.

Die Reihe ist an dir, mein Sohn.

Ottokar.

Mein Herz
Trägt wie mit Schwingen deinen Fluch zu Gott,
Ich schwöre Rache, so wie du.

Rupert.

Den Namen,
Mein Sohn, den Namen nenne!

Ottokar.

Rache schwör' ich
Sylvestern Schroffenstein!

Rupert.

Nein, irre nicht!
Ein Fluch, wie unsrer, kömmt vor Gottes Ohr,
Und jedes Wort bewaffnet er mit Blitzen.
Drum wäge sie gewissenhaft. — Sprich nicht
„Sylvester", sprich „sein ganzes Haus", so hast
Du's sichrer.

Ottokar.

Rache schwör' ich, Rache!
Dem Mörderhaus' Sylvesters. Er empfängt das Abendmahl.

21. Seinem Feinde, fehlt bei T 4. — 30. unsrer, nach O 4 und M 1b; T 4, S 4 ändern: unser; vgl. Guiskard 126; Käthchen S. 5 (11); Erzählungen S. 161 (28), 200, (27). — kömmt, M 2: kommt.

Rupert.

Eustache,

Die Reihe ist an dir.

Eustache.

Verschone mich,

Ich bin ein Weib —

Rupert.

Und Mutter auch des Todten.

Eustache.

O Gott! Wie soll ein Weib sich rächen?

Rupert.

In

Gedanken. Würge sie betend. *Sie empfängt das Abendmahl.*

Rupert führt Eustache in den Vordergrund. Alle folgen.

Rupert.

Ich weiß, Eustache, Männer sind die Rächer,
Ihr seid die Klageweiber der Natur.
Doch nichts mehr von Natur.
Ein hold ergötzend Märchen ist's der Kindheit,
Der Menschheit von den Dichtern, ihren Ammen,
Erzählt. Vertrauen, Unschuld, Treue, Liebe,
Religion, der Götter Furcht sind wie
Die Thiere, welche reden. — Selbst das Band,
Das heilige, der Blutsverwandtschaft riß,
Und Vettern, Kinder eines Vaters, zielen,
Mit Dolchen zielen sie auf ihre Brüste.
Ja, sieh, die letzte Menschenregung für
Das Wesen in der Wiege ist erloschen.
Man spricht von Wölfen, welche Kinder säugten,
Von Löwen, die das einzige der Mutter
Verschonten. — Ich erwarte, daß ein Bär
An Oheims Stelle tritt für Ottokar.
Und weil doch alles sich gewandelt, Menschen
Mit Thieren die Natur gewechselt, wechsle
Denn auch das Weib die ihrige — verdränge
Das Kleinod Liebe, das nicht üblich ist,

52. Wiege, M 2a: Windel.

Aus ihrem Herzen, um die Folie,
Den Haß, hineinzusetzen. — Wir
Indessen thun's in unsrer Art. Ich biete
Euch, meine Lehensmänner, auf, mir schnell
Von Mann und Weib und Kind und, was nur irgend
Sein Leben lieb hat, eine Schaar zu bilden.
Denn nicht ein ehrlich offner Krieg, ich denke,
Nur eine Jagd wird's werden wie nach Schlangen.
Wir wollen bloß das Felsenloch verkeilen,
Mit Dampfe sie in ihrem Nest ersticken,
Die Leichen liegen lassen, daß von fernher
Gestank die Gattung schreckt, und keine wieder
In einem Erdenalter dort ein Ei legt.

Eustache.

O Rupert, mäß'ge dich! Es hat der frech
Beleidigte den Nachtheil, daß die That
Ihm die Besinnung selbst der Rache raubt,
Und daß in seiner eignen Brust ein Freund
Des Feindes aufsteht wider ihn, die Wuth.
Wenn dir ein Garn Sylvester stellt, du läufst
In deiner Wunde blindem Schmerzgefühl
Hinein. — Könntst du nicht prüfen mindestens
Vorher, aufschieben noch die Fehde? — Ich
Will nicht den Arm der Rache binden, leiten
Nur will ich ihn, daß er so sichrer treffe.

Rupert.

So, meinst du, soll ich warten? Peters Tod
Nicht rächen, bis ich Ottokars, bis ich
Auch deinen noch zu rächen hab'? — Aldöbern!
Geh hin nach Warwand, künd'ge ihm den Frieden auf.
— Doch sag's ihm nicht so sanft, wie ich, hörst du?
Nicht mit so dürren Worten — Sag', daß ich
Gesonnen sei, an seines Schlosses Stelle

61 f. Folie, wertloses Glanzblättchen. M 2 a: um die Folie, Haß, | Der üblich ist hineinzusetzen. Man sieht hier deutlich, wie durch nachträgliche Korrektur im Satz die beiden Verse oben zu kurz geworden sind. — 78. M 3 a: Und daß in seiner Brust noch, an der Wuth, | Ein Freund des Feindes aufsteht wider ihn. — 85. Tod, M 3 a: Mord.

Ein Hochgericht zu bauen. — Nein, ich bitte,
Du mußt so matt nicht reden — Sag', ich dürste
Nach sein und seines Kindes Blute, hörst du?
Und seines Kindes Blute.

Er bedeckt sich das Gesicht; ab, mit Gefolge, außer Ottokar und Jeronimus.

Jeronimus.

Ein Wort, Graf Ottokar.

Ottokar.

Bist du's, Jerome?
Willkommen! Wie du siehst, sind wir geschäftig,
Und kaum wird mir die Zeit noch bleiben, mir
Die Rüstung anzupassen. — Nun, was giebt's?

Jeronimus.

Ich komm' aus Warwand.

Ottokar.

So? Aus Warwand? Nun?

Jeronimus.

Bei meinem Eid, ich nehme ihre Sache

Ottokar.

Sylvesters? Du?

Jeronimus.

Denn nie ward eine Fehde
So tollkühn rasch, so frevelhaft leichtsinnig
Beschlossen als die eur'.

Ottokar.

Erkläre dich.

Jeronimus.

Ich denke, das Erklären ist an dir.
Ich habe hier in diesen Bänken wie
Ein Narr gestanden,
Dem ein Schwarzkünstler Faxen vormacht.

Ottokar.

Wie?
Du wüßtest nichts?

Jeronimus.

Du hörst, ich sage dir,
Ich komm' aus Warwand, wo Sylvester, den
Ihr einen Kindermörder scheltet,
Die Mücken klatscht, die um sein Mädchen summen.

Ottokar.

Ja so, das war es. — Allerdings, man weiß,
Du giltst dem Hause viel, sie haben dich
Stets ihren Freund genannt; so solltest du
Wohl unterrichtet sein von ihren Wegen.
Man spricht, du freitest um die Tochter — Nun,
Ich sah sie nie, doch des Gerüchtes Stimme
Rühmt ihre Schönheit! Wohl. So ist der Preis
Es werth.

Jeronimus.

Wie meinst du das?

Ottokar.

Ich meine, weil —

Jeronimus.

Laß gut sein, kann es selbst mir übersetzen.
Du meinest, weil ein seltner Fisch sich zeigt,
Der doch zum Unglück bloß vom Aas sich nährt,
So schlüg' ich meine Rittereḥre todt
Und hing' die Leich' an meiner Lüste Angel
Als Köder auf —

Ottokar.

Ja, grad' heraus, Jerome!
Es gab uns Gott das seltne Glück, daß wir
Der Feinde Schar leichtfaßlich, unzweideutig,
Wie eine runde Zahl erkennen. Warwand,
In diesem Worte liegt's, wie Gift in einer Büchse;
Und weil's jetzt drängt und eben nicht die Zeit
Zu mäkeln, ein zweideutig Körnchen Saft
Mit Müh herauszuklauben, nun, so machen
Wir's kurz und sagen: Du gehörst zu Warwand.

132. M 4b; makeln; mäkeln wie makeln für unterhandeln.

Jeronimus.

Bei meinem Eid, da habt ihr Recht. Niemals
War eine Wahl mir zwischen euch und ihnen;
Doch muß ich mich entscheiden, auf der Stelle
Thu' ich's, wenn so die Sachen stehn. Ja, sieh,
Ich spreng' auf alle Schlösser im Gebirg,
Empöre jedes Herz, bewaffne, wo
Ich's finde, das Gefühl des Rechts, den frech
Verleumdeten zu rächen.

Ottokar.

Das Gefühl
Des Rechts! O du Falschmünzer der Gefühle!
Nicht Einen wird ihr blanker Schein betrügen;
Am Klange werden sie es hören, an
Die Thür' zur Warnung deine Worte nageln. —
Das Rechtgefühl! — Als ob's ein andres noch
In einer andern Brust als dieses gäbe!
Denkst du, daß ich, wenn ich ihn schuldlos glaubte,
Nicht selbst dem eignen Vater gegenüber
Auf seine Seite treten würde? Nun,
Du Thor, wie könnt' ich denn dies Schwert, dies gestern
Empfangne, dies der Rache auf sein Haupt
Geweihte, so mit Wollust tragen? — Doch
Nichts mehr davon, das kannst du nicht verstehn.
Zum Schlusse — Wir, wir hätten, denk' ich, nun
Einander wohl nichts mehr zu sagen?

Jeronimus.

— Nein.

Ottokar.

Leb wohl!

Jeronimus.

Ottokar!
Was meinst du? Sieh, du schlägst mir ins Gesicht,
Und ich, ich bitte dich, mit mir zu reden —
Was meinst du, bin ich nicht ein Schurke?

136. ihnen, M 4 b echt Kleistisch: zwischen Euch und sie.

Ottokar.

Willst
Du's wissen, stell' dich nur an diesen Sarg!

Ottokar ab. Jeronimus kämpft mit sich, will ihm nach; erblickt dann den **Kirchenvogt.**

Jeronimus.

He, Alter!

Kirchenvogt.

Herr!

Jeronimus.

Du kennst mich?

Kirchenvogt.

Warst du schon
In dieser Kirche?

Jeronimus.

Nein.

Kirchenvogt.

Ei, Herr, wie kann
Ein Kirchenvogt die Namen Aller kennen,
Die außerhalb der Kirche?

Jeronimus.

Du hast Recht.
Ich bin auf Reisen, hab' hier angesprochen
Und finde Alles voller Leid und Trauer.
Unglaublich dünkt's mich, was die Leute reden,
Es hab' der Oheim dieses Kind erschlagen.
Du bist ein Mann doch, den man zu dem Pöbel
Nicht zählt, und der wohl hie und da ein Wort
Von höhrer Hand erhorchen mag. Nun, wenn's
Beliebt, so theil' mir, was du wissen magst,
Fein ordentlich und nach der Reihe mit.

Kirchenvogt.

Seht, Herr, das thu' ich gern. Seit alten Zeiten
Giebt's zwischen unsern beiden Grafenhäusern
Von Rossitz und von Warwand einen Erbvertrag,

164 ff. Im M spricht der Kirchenvogt in Prosa.

Kraft dessen nach dem gänzlichen Aussterben
Des einen Stamms das gänzliche Besitzthum
Desselben an den andern fallen sollte.

Jeronimus.

Zur Sache, Alter! Das gehört zur Sache nicht.

Kirchenvogt.

Ei, Herr, der Erbvertrag gehört zur Sache;
Denn das ist just, als sagtest du, der Apfel
Gehöre nicht zum Sündenfall.

Jeronimus.

Nun denn,
So sprich.

Kirchenvogt.

Ich sprech'! Als unser jetz'ger Herr
An die Regierung treten sollte, ward
Er plötzlich krank. Er lag zwei Tage lang
In Ohnmacht; alles hielt ihn schon für todt,
Und Graf Sylvester griff als Erbe schon
Zur Hinterlassenschaft, als wiederum
Der gute Herr lebendig ward. Nun hätt'
Der Tod in Warwand keine größre Trauer
Erwecken können, als die böse Nachricht.

Jeronimus.

Wer hat dir das gesagt?

Kirchenvogt.

Herr, zwanzig Jahre sind's,
Kann's nicht beschwören mehr.

Jeronimus.

Sprich weiter.

Kirchenvogt.

Herr,
Ich spreche weiter. Seit der Zeit hat der
Sylvester stets nach unsrer Grafschaft her
Geschielt, wie eine Katze nach dem Knochen,
An dem der Hund nagt.

181. das, M 6b; O 17, T 10: der; richtige Korrektur bei S 11.

Jeronimus.

That er das?

Kirchenvogt.

So oft
Ein Junker unserm Herrn geboren ward,
Soll er, spricht man, erblaßt sein.

Jeronimus.

Wirklich?

Kirchenvogt.

Nun,
Weil alles Warten und Gedulden doch
Vergebens war, und die zwei Knaben wie
Die Pappeln blühten, nahm er kurz die Axt
Und fällte vor der Hand den einen hier,
Den jüngsten, von neun Jahren, der im Sarg'.

Jeronimus.

Nun, das erzähl', wie ist das zugegangen?

Kirchenvogt.

Herr, ich erzähl's dir ja. Denk' dir, du seist
Graf Rupert, unser Herr, und gingst an einem Abend
Spazieren, weit von Rossitz, ins Gebirg;
Nun denke dir, du fändest plötzlich dort
Dein Kind erschlagen, neben ihm zwei Männer
Mit blut'gen Messern, Männer, sag' ich dir
Aus Warwand. Wüthend zögst du drauf das Schwert
Und machtst sie Beide nieder.

Jeronimus.

That Rupert das?

Kirchenvogt.

Der eine, Herr, blieb noch am Leben, und
Der hat's gestanden.

Jeronimus.

Gestanden?

Kirchenvogt.

Ja, Herr, er hat's rein h'raus gestanden.

Jeronimus.

Was
Hat er gestanden?

Kirchenvogt.

Daß sein Herr, Sylvester,
Zum Morde ihn gedungen und bezahlt.

Jeronimus.

Hast du's gehört? Aus seinem Munde?

Kirchenvogt.

Herr,
Ich hab's gehört aus seinem Munde und die ganze
Gemeinde.

Jeronimus.

Höllisch ist's! — Erzähl's genau.
Sprich, wie gestand er's?

Kirchenvogt.

Auf der Folter.

Jeronimus.

Auf
Der Folter? Sag' mir seine Worte.

Kirchenvogt.

Herr,
Die hab' ich nicht genau gehöret, außer eins;
Denn ein Getümmel war auf unserm Markte,
Wo er gefoltert ward, daß man sein Brüllen
Kaum hören konnte.

Jeronimus.

Außer eins, sprachst du;
Nenn' mir das eine Wort, das du gehört.

Kirchenvogt.

Das eine Wort, Herr, war: Sylvester.

Jeronimus.

Sylvester! — — Nun, und was war's weiter?

228. 231. außer eins, in der Konstruktion der Präpositionen verfährt Kleist stets äußerst willkürlich. Vgl. V. 657, 1085, 1342 ꝛc.

Kirchenvogt.

Herr, weiter war es nichts. Denn bald darauf,
Als er's gestanden hatt', verblich er.

Jeronimus.

So?
Und weiter weißt du nichts?

Kirchenvogt.

Herr, nichts.

Jeronimus bleibt in Gedanken stehn.

Ein **Diener** tritt auf.

Diener.

War nicht
Graf Rupert hier?

Jeronimus.

Suchst du ihn? Ich geh' mit dir. Alle ab.

Ottokar und **Johann** treten von der andern Seite auf.

Ottokar.

Wie kamst du denn zu diesem Schleier? Er
Ist's, ist's wahrhaftig — Sprich — Und so in Thränen?
Warum denn so in Thränen? so erhitzt?
Hat dich die Mutter Gottes so begeistert,
Vor der du knietest?

Johann.

Gnäd'ger Herr — als ich
Vorbeiging an dem Bilde, riß es mich
Gewaltsam zu sich nieder.

Ottokar.

Und der Schleier?
Wie kamst du denn zu diesem Schleier? Sprich!

Johann.

Ich sag' dir ja, ich fand ihn.

Ottokar.

Wo?

Johann.

Im Thale
Zum heil'gen Kreuz.

244. an, T 12: nach.

Ottokar.

Und kennst nicht die Person,
Die ihn verloren?

Johann.

— Nein.

Ottokar.

Gut. Es thut nichts.
Ist einerlei — Und weil er dir nichts nützet,
Nimm diesen Ring und laß den Schleier mir!

Johann.

Den Schleier? — Gnäd'ger Herr, was denkst du? Soll
Ich das Gefundene an dich verhandeln?

Ottokar.

Nun, wie du willst. Ich war dir immer gut
Und will's dir schon so lohnen, wie du's wünschest.

Er küßt ihn und will gehen.

Johann.

Mein bester Herr — O, nicht — O, nimm mir alles,
Mein Leben, wenn du willst. —

Ottokar.

Du bist ja seltsam.

Johann.

Du nähmst das Leben mir mit diesem Schleier.
Denn einer heiligen Reliquie gleich
Bewahrt er mir das Angedenken an
Den Augenblick, wo segensreich, heilbringend,
Ein Gott ins Leben mich, ins ew'ge, führte.

Ottokar.

Wahrhaftig? — Also fandst du ihn wohl nicht?
Er ward dir wohl geschenkt? Ward er? Nun, sprich!

Johann.

Fünf Wochen sind's — nein, morgen sind's fünf Wochen,
Als sein gesammt berittnes Jagdgefolge
Dein Vater in die Forsten führte. Gleich
Vom Platz, wie ein gekrümmtes Fischbein, flog

268. gekrümmtes, O 26 u. f. A.; M 9a: gekrümmter. Jedenfalls kein Schreibfehler, denn es kommt dort zweimal hintereinander vor. — 267. die Forsten, bei Kleist ist: Forst durchgängig weiblich, vgl. Herm. 109, 2513.

Das ganze Roßgewimmel ab ins Feld.
Mein Pferd, ein ungebändigt türkisches,
Von Hörnerklang und Peitschenschall und Hund-
Geklaff' verwildert, eilt ein eilendes
Vorüber nach dem andern, streckt das Haupt
Vor deines Vaters Roß schon an der Spitze —
Gewaltig drück' ich in die Zügel; doch,
Als hätt's ein Sporn getroffen, nun erst greift
Es aus, und aus dem Zuge, wie der Pfeil
Aus seinem Bogen, fliegt's dahin — rechtsum
In einer Wildbahn reiß' ich es bergan;
Und weil ich meinen Blicken auf dem Fuß
Muß folgen, eh' ich, was ich sehe, wahr
Kann nehmen, stürz' ich, Roß und Reiter, schon
Hinab in einen Strom. —

Ottokar.

Nun, Gott sei Dank,
Daß ich auf trocknem Land dich vor mir sehe.
Wer rettete dich denn?

Johann.

Wer, fragst du? Ach,
Daß ich mit einem Wort es nennen soll!
— Ich kann's dir nicht so sagen, wie ich's meine, —
Es war ein nackend Mädchen.

Ottokar.

Wie? Nackend?

Johann.

Strahlenrein, wie eine Göttin
Hervorgeht aus dem Bade. Zwar ich sah
Sie fliehend nur in ihrer Schöne — denn
Als mir das Licht der Augen wiederkehrte,
Verhüllte sie sich. —

Ottokar.

Nun?

272. Geklaff', O 26, M 9; T 13 fälschlich: Gekläff'. — 275. drück', O 26, M 9a; S III, 383 hält: drück' für einen „handgreiflichen Druckfehler" und ändert: rück'.

Johann.

Ach, doch ein Engel
Schien sie, als sie verhüllt nun zu mir trat;
Denn das Geschäft der Engel that sie, hob
Zuerst mich Hingesunknen — löste dann
Von Haupt und Nacken schnell den Schleier, mir
Das Blut, das strömende, zu stillen.

Ottokar.

Du Glücklicher!

Johann.

Still saß ich, rührte nicht ein Glied,
Wie eine Taub' in Kindeshand.

Ottokar.

Und sprach sie nicht?

Johann.

Mit Tönen wie aus Glocken — fragte, stets
Geschäftig, wer ich sei, woher ich komme,
— Erschrak dann lebhaft, als sie hört', ich sei
Aus Rossitz.

Ottokar.

Wie? Warum denn das?

Johann.

Gott weiß.
Doch hastig fördernd das Geschäft, ließ sie
Den Schleier mir und schwand.

Ottokar.

Und sagte sie
Dir ihren Namen nicht?

Johann.

Dazu war sie
Durch Bitten nicht, nicht durch Beschwören zu
Bewegen.

Ottokar.

Nein, das thut sie nicht.

Johann.

Wie? Kennst
Du sie?

Ottokar.

Ob ich sie kenne? Glaubst du, Thor,
Die Sonne scheine dir allein?

Johann.

Wie meinst
Du das? — Und kennst auch ihren Namen?

Ottokar.

Nein,
Beruh'ge dich. Den sagt sie mir so wenig
Wie dir und droht mit ihrem Zorne, wenn
Wir unbescheiden ihn erforschen sollten.
Drum laß uns thun, wie sie es will. Es sollen
Geheimnisse der Engel Menschen nicht
Ergründen. Laß — ja, laß uns lieber, wie
Wir es mit Engeln thun, sie taufen. Möge
Die Aehnliche der Mutter Gottes auch
Maria heißen — uns nur, du verstehst;
Und nennst du im Gespräch mir diesen Namen,
So weiß ich, wen du meinst. Ich habe lange
Mir einen solchen Freund gewünscht. Es sind
So wenig Seelen in dem Hause, die
Wie deine, zartbesaitet,
Vom Athem tönen.
Und weil uns nun der Schwur der Rache fort
Ins wilde Kriegsgetümmel treibt, so laß
Uns brüderlich zusammenhalten; kämpfe
Du stets an meiner Seite.

Johann.

— Gegen wen?

Ottokar.

Das fragst du hier an dieser Leiche? Gegen
Sylvesters frevelhaftes Haus!

Johann.

O Gott,
Laß ihn die Engelläſtrung nicht entgelten!

334. Engelläſtrung, O 31, M 10b. T 16 und S 20 korrigieren ohne Berechtigung: Engelsläſtrung. Vgl. V. 147, 1594, 1816: Rechtgefühl; 439: Gärtnerkindern; Gedichte S. 39 (44): Birnbaumsschatten; Herm. 1596: Wodankinder; Homb. 1374: mitleidlos. Kleist bildet die Zusammensetzungen willkürlich bald mit bald ohne s.

Ottokar.

Was? Bist du rasend?

Johann.

Ottokar — ich muß
Ein schreckliches Bekenntniß dir vollenden —
Es muß heraus aus dieser Brust — denn gleich
Den Geistern ohne Rast und Ruhe, die
Kein Sarg, kein Riegel, kein Gewölbe bändigt,
So mein Geheimniß —

Ottokar.

Du erschreckst mich, rede!

Johann.

Nur dir, nur dir darf ich's vertraun — denn hier
Auf dieser Burg — mir kommt es vor, ich sei
In einem Götzentempel, sei, ein Christ,
Umringt von Wilden, die mit gräßlichen
Gebärden mich, den Haaresträubenden,
Zu ihrem blut'gen Fratzenbilde reißen.
Du hast ein menschliches Gesicht, zu dir,
Wie zu dem Weißen unter Mohren, wende
Ich mich — denn niemand, bei Gefahr des Lebens,
Darf außer dir des Gottes Namen wissen,
Der mich entzückt. —

Ottokar.

O Gott! — Doch meine Ahndung?

Johann.

Sie ist es.

Ottokar erschrocken.

Wer?

Johann.

Du hast's geahndet.

Ottokar.

Was
Hab' ich geahndet? Sagt' ich denn ein Wort?
Kann ein Vermuthen denn nicht trügen? Mienen
Sind schlechte Räthsel, die auf vieles passen,
Und übereilt hast du die Auflösung.

Nicht wahr, das Mädchen, dessen Schleier hier,
Ist Agnes nicht — nicht Agnes Schroffenstein?

Johann.

Ich sag' dir ja, sie ist es.

Ottokar.

O mein Gott!

Johann.

Als sie auf den Bericht, ich sei aus Rossitz,
Schnell fortging, folgt' ich ihr von weitem
Bis Warwand fast, wo mir's ein Mann nicht einmal,
Nein zehenmal bekräftigte.

Ottokar.

O, laß
An deiner Brust mich ruhn, mein lieber Freund.

Er lehnt sich auf Johanns Schulter. **Jeronimus** tritt auf.

Jeronimus.

Ich soll
Mich sinngeändert vor dir zeigen, soll
Die schlechte Meinung dir benehmen, dir,
Wenn's möglich, eine beßre abgewinnen.
— Gott weiß, das ist ein peinliches Geschäft.
Laß gut sein, Ottokar. Du kannst mir's glauben,
Ich wußte nichts von allem, was geschehn.

Pause; da Ottokar nicht aufsieht.

Wenn du's nicht glaubst, ei nun, so laß es bleiben!
Ich hab' nicht Lust, mich vor dir weiß zu brennen.
Kannst du's verschmerzen, so mich zu verkennen,
Bei Gott, so kann ich das verschmerzen.

Ottokar zerstreut.

Was sagst du, Jeronimus?

Jeronimus.

Ich weiß, was dich so zäh macht in dem Argwohn.
's ist wahr, und niemals werd' ich's läugnen — ja,
Ich hatt' das Mädel mir zum Weib erkoren;

Doch eh' ich je mit Mördern mich verschwägre,
Zerbreche mir die Henkershand das Wappen.

Ottokar fällt Jeronimus plötzlich um den Hals.

Jeronimus.

Was ist dir, Ottokar! Was hat so plötzlich
Dich und so tief bewegt?

Ottokar.

Gieb deine Hand,
Verziehn sei alles!

Jeronimus.

— Thränen? Warum Thränen?

Ottokar.

Laß mich, ich muß hinaus ins Freie.

Ottokar schnell ab; die andern folgen.

Zweite Scene.

Warwand. Ein Zimmer im Schlosse.

Agnes führt **Sylvius** in einen Sessel.

Sylvius.

Agnes, wo ist Philipp?

Agnes.

Du lieber Gott, ich sag's dir alle Tage
Und schrieb's dir auf ein Blatt, wärst du nicht blind.
Komm her, ich schreib's dir in die Hand.

Sylvius.

Hilft das?

Agnes.

Es hilft, glaub' mir's.

Sylvius.

Ach, es hilft nicht.

Agnes.

Ich meine:
Vor dem Vergessen.

Nach 380. Hier folgt im M eine später von Kleist gestrichene längere Auseinandersetzung. Vgl. Familie Ghonorez S. 165.

Sylvius.

Ich: vor dem Erinnern.

Agnes.

Guter Vater!

Sylvius.

Liebe Agnes!

Agnes.

Fühl' mir einmal die Wange an.

Sylvius.

Du weinst?

Agnes.

Ich weiß es wohl, daß mich der Pater schilt;
Doch glaub' ich, er versteht es nicht. Denn sieh,
Wie ich muß lachen, eh' ich will, wenn einer
Sich lächerlich bezeigt, so muß ich weinen,
Wenn einer stirbt.

Sylvius.

Warum denn, meint der Pater,
Sollst du nicht weinen?

Agnes.

Ihm sei wohl, sagt er.

Sylvius.

Glaubst du's?

Agnes.

Der Pater freilich soll's verstehn,
Doch glaub' ich fast, er sagt's nicht, wie er's denkt.
Denn hier war Philipp gern, wie sollt' er nicht?
Wir liebten ihn, es war bei uns ihm wohl;
Nun haben sie ihn in das Grab gelegt —
Ach, es ist gräßlich. — Zwar der Pater sagt,
Er sei nicht in dem Grabe — nein, daß ich's
Recht sag', er sei zwar in dem Grabe — ach,
Ich kann dir's nicht so wiederbeichten. Kurz,
Ich seh' es, wo er ist, am Hügel. Denn
Woher der Hügel?

Sylvius.

Wahr! Sehr wahr!
— Agnes, der Pater hat doch Recht. Ich glaub's
Mit Zuversicht.

Agnes.

Mit Zuversicht? Das ist
Doch seltsam. Ja, da möcht' es freilich doch
Wohl anders sein, wohl anders. Denn woher
Die Zuversicht?

Sylvius.

Wie willst du's halten, Agnes?

Agnes.

Wie meinst du das?

Sylvius.

Ich meine, wie du's gläubest?

Agnes.

Ich will's erst lernen, Vater.

Sylvius.

Wie? Du bist
Nicht eingesegnet? Sprich, wie alt denn bist du?

Agnes.

Bald funfzehn.

Sylvius.

Sieh, da könnte ja ein Ritter
Bereits dich vor den Altar führen.

Agnes.

Meinst du?

Sylvius.

Das möchtest du doch wohl?

Agnes.

Das sag' ich nicht.

Sylvius.

Kannst auch die Antwort sparen. Sag's der Mutter,
Sie soll den Beicht'ger zu dir schicken.

416. gläubest, O 40, M 14b; T 19, S 25: glaubest. Vgl. Epigr. 1. Reihe Nr. 3: Gläubt ihr, so bin ich euch u. s. w.

Agnes.

Horch!
Da kommt die Mutter.

Sylvius.

Sag's ihr gleich.

Agnes.

Nein, lieber
Sag' du es ihr, sie möchte ungleich von
Mir denken.

Sylvius.

Agnes, führe meine Hand
Zu deiner Wange.

Agnes ausweichend.

Was soll das?

Gertrude tritt auf.

Sylvius.

Gertrude, hier das Mädel klagt dich an,
Es rechne ihr das Herz das Alter vor,
Ihr blühend Leben sei der Reife nah,
Und knüpft' ihn einer nur, so würde, meint sie,
Ihr üppig Haupthaar einen Brautkranz fesseln —
Du aber hätt'st ihr noch die Einsegnung,
Den Ritterschlag der Weiber, vorenthalten.

Gertrude.

Hat dir Jerome das gelehrt?

Sylvius.

Gertrude,
Sprich, ist sie rot?

Gertrude.

Ei nun, ich will's dem Vater sagen.
Gedulde dich bis morgen! Willst du das?

Agnes küßt die Hand ihrer Mutter.

Hier, Agnes, ist die Schachtel mit dem Spielzeug.
Was wolltest du damit?

Agnes.

Den Gärtnerkindern,
Den hinterlaßnen Freunden Philipps, schenk'
Ich sie.

Sylvius.

Die Reiter Philipps? Gieb sie her.

Er macht die Schachtel auf.

Sieh, wenn ich diese Puppen halt', ist mir's,
Als säße Philipp an dem Tisch. Denn hier
Stellt' er sie auf und führte Krieg und sagte
Mir an, wie's abgelaufen.

Agnes.

Diese Reiter,
Sprach er, sind wir, und dieses Fußvolk ist
Aus Rossitz.

Sylvius.

Nein, du sagst nicht recht. Das Fußvolk
War nicht aus Rossitz, sondern war der Feind.

Agnes.

Ganz recht, so mein' ich es, der Feind aus Rossitz.

Sylvius.

Ei, nicht doch, Agnes, nicht doch. Denn wer sagt dir,
Daß die aus Rossitz unsre Feinde sind?

Agnes.

Was weiß ich! Alle sagen's.

Sylvius.

Sag's nicht nach.
Sie sind uns ja die nahverwandten Freunde.

Agnes.

Wie du nur sprichst! Sie haben dir den Enkel,
Den Bruder mir vergiftet, und das sollen
Nicht Feinde sein!

Sylvius.

Vergiftet! Unsern Philipp!

Gertrude.

Ei, Agnes, immer trägt die Jugend das Geheimniß
Im Herzen, wie den Vogel in der Hand.

Agnes.

Geheimniß! Allen Kindern in dem Schlosse
Ist es bekannt! Hast du, du selber es
Nicht öffentlich gesagt?

Gertrude.

Gesagt? Und öffentlich?
Was hätt' ich öffentlich gesagt? Dir hab'
Ich heimlich anvertraut, es könnte sein,
Wär' möglich, hab' den Anschein fast —

Sylvius.

Gertrude,
Du thust nicht gut daran, daß du das sagst.

Gertrude.

Du hörst ja, ich behaupte nichts, will keinen
Der That beschuld'gen, will von allem schweigen.

Sylvius.

Der Möglichkeit doch schuldigst du sie an.

Gertrude.

Nun, das soll keiner mir bestreiten. Denn
So schnell dahinzusterben, heute noch
In Lebensfülle, in dem Sarge morgen —
Warum denn hätten sie vor sieben Jahren,
Als mir die Tochter starb, sich nicht erkundigt?
War das ein Eifer nicht! Die Nachricht bloß
Der Krankheit konnte kaum in Rossitz sein,
Da flog ein Bote schon herüber, fragte
Mit wildverstörter Hast im Hause, ob
Der Junker krank sei. — Freilich wohl, man weiß,
Was so besorgt sie macht': der Erbvertrag,
Den wir schon immer, sie nie lösen wollten. —
Und nun die bösen Flecken noch am Leibe,
Der schnelle Uebergang in Fäulniß — Still!

481 f. M 16a zwei Varianten: Und nun, die ungewöhnliche Umwandlung [Erstarrung] | Die plötzliche, des Leichnames in Fäulniß. So schnell erfolgte Umwandlung in Fäulniß].

Doch still! der Vater kommt. Er hat mir's streng
Verboten, von dem Gegenstand zu reden.

Sylvester und der **Gärtner** treten auf.

Sylvester.

Kann dir nicht helfen, Meister Hans. Geb' zu,
Daß deine Rüben süß wie Zucker sind —

Gärtner.

Wie Feigen, Herr.

Sylvester.

Hilft nichts. Reiß aus, reiß aus —

Gärtner.

Ein Gärtner, Herr, bepflanzt zehn Felder lieber
Mit Buchsbaum, eh' er einen Kohlstrunk ausreißt.

Sylvester.

Du bist ein Narr. Ausreißen ist ein froh Geschäft,
Geschieht's, um etwas Besseres zu pflanzen.
Denk' dir das junge Volk von Bäumen, die,
Wenn wir vorbeigehn, wie die Kinder tanzen
Und uns mit ihren Blütenaugen ansehn.
Es wird dich freuen, Hans, du kannst mir's glauben.
Du wirst sie hegen, pflegen, wirst sie wie
Milchbrüder deiner Kinder lieben, die
Mit ihnen Leben ziehn aus deinem Fleiße.
Zusammen wachsen wirst du sie, zusammen
Sie blühen sehn, und wenn dein Mädel dir
Den ersten Enkel bringt, gieb acht, so füllen
Zum Brechen unsre Speicher sich mit Obst.

Gärtner.

Herr, werden wir's erleben?

Sylvester.

Ei, wenn nicht wir,
Doch unsre Kinder.

486. Rüben, M 16b: Räben, schweizerisch. Wahrscheinlich Korrektur eines Berner Freundes. — 496. pflegen, M 16b. Offenbar richtig. — O 48 u. f. A.: pflanzen.

Gärtner.

Deine Kinder? Herr,
Ich möchte lieber eine Eichenpflanzung
Großziehen, als dein Fräulein.

Sylvester.

Wie meinst du das?

Gärtner.

Denn wenn sie der Nordostwind nur nicht stürzt,
So sollt' mir mit dem Beile keiner nahn,
Wie Junker Philipp'n.

Sylvester.

Schweig! Ich kann das alberne
Geschwätz im Haus nicht leiden.

Gärtner.

Nun, ich pflanz'
Die Bäume. Aber, eßt ihr nicht die Früchte —
Der Teufel hol' mich — schick' ich sie nach Rossitz!

Gärtner ab; Agnes verbirgt ihr Gesicht an der Brust ihrer Mutter.

Sylvester.

Was ist das? Ich erstaune — O, daran ist,
Beim Himmel, niemand schuld als du, Gertrud!
Das Mißtraun ist die schwarze Sucht der Seele,
Und alles, auch das Schuldlos-Reine, zieht
Fürs kranke Aug' die Tracht der Hölle an.
Das Nichtsbedeutende, Gemeine, ganz
Alltägliche, spitzfindig, wie zerstreute
Zwirnfäden, wird's zu einem Bild geknüpft,
Das uns mit gräßlichen Gestalten schreckt.
Gertrude, o das ist sehr schlimm. —

Gertrude.

Mein theurer
Gemahl! —

Sylvester.

Hättst du nicht wenigstens das Licht,
Das, wie du vorgiebst, dir gezündet ward,

509. Philipp'n, O 48. — T 23, S 31: Wie'm Junker Philipp. M 17a, wo der Nach Gärtner in Prosa spricht: Wie bei Junker Philipp. — 512. an der, O 48. — M 33: an die.

Verbergen in dem Busen, einen so
Zweideut'gen Strahl nicht fallen lassen sollen
Auf diesen Tag! den, hätt' er, was du sagst,
Gesehn, ein mitternächtig Dunkel ewig,
Wie den Charfreitag, decken müßte.

Gertrude.

Höre
Mich an. —

Sylvester.

Dem Pöbel, diesem Staarmatz — diesem
Hohlspiegel des Gerüchtes — diesem Käfer
Die Kohle vorzuwerfen, die er spielend
Aufs Dach des Nachbars trägt —

Gertrude.

Ihm vorgeworfen?
O mein Gemahl, die Sache lag so klar
Vor aller Menschen Augen, daß ein Jeder,
Noch eh' man es verbergen konnte, schon
Von selbst das Rechte griff.

Sylvester.

Was meinst du? Wenn
Vor achtzehn Jahren, als du schnell nach Rossitz
Zu deiner Schwester eiltest, bei der ersten
Geburt ihr beizustehn, die Schwester nun,
Als sie den neugebornen Knaben todt
Erblickte, dich beschuldigt hätte, du,
Du hättest — du verstehst mich — heimlich ihm,
Verstohlen, während du ihn herztest, küßtest,
Den Mund verstopft, das Hirn ihm eingedrückt —

Gertrude.

O Gott, mein Gott, ich will ja nichts mehr sagen,
Will niemand mehr beschuld'gen, will's verschmerzen,
Wenn sie dies einz'ge nur, dies letzte uns nur lassen.

Sie umarmt Agnes mit Heftigkeit.

531 ff. M 17 enthält folgende Variante: Dem Volk, diesem Hohlspiegel des | Gerüchts, den Funken vorzuhalten; den | Er einer Fackel gleich zurückwirft. — Vorgehalten? — 537. griff, vgl. Penth. 2703.

Ein **Knappe** tritt auf.

Knappe.

Es ist ein Ritter, Herr, am Thore.

Sylvester.

Laß ihn ein.

Sylvius.

Ich will aufs Zimmer, Agnes, führe mich.

Sylvius und Agnes ab.

Gertrude.

Soll ich ihm einen Platz an unserm Tisch
Bereiten?

Sylvester.

Ja, das magst du thun. Ich will
Indessen Sorge tragen für sein Pferd. Beide ab.

Agnes tritt auf, sieht sich um, schlägt ein Tuch über, setzt einen Hut auf und geht ab.

Sylvester und **Aldöbern** treten auf.

Sylvester.

Aus Rossitz, sagst du?

Aldöbern.

Ritter Aldöbern
Aus Rossitz. Bin gesandt von meinem Herrn,
Dem Rupert, Graf von Schroffenstein, an dich,
Sylvester, Grafen Schroffenstein.

Sylvester.

Die Sendung
Empfiehlt dich, Aldöbern; denn deines Herrn
Sind deine Freunde. Drum so laß uns schnell
Hinhüpfen über den Gebrauch; verzeih',
Daß ich mich setze; setz' dich zu mir und
Erzähle alles, was du weißt von Rossitz.
Denn wie, wenn an zwei Seegestaden zwei
Verbrüderte Familien wohnen, selten,
Bei Hochzeit nur, bei Taufe, Trauer, oder
Wenn's sonst was Wicht'ges giebt, der Kahn
Herüberschlüpft, und dann der Bote vielfach,
Noch eh' er reden kann, befragt wird, was

Geschehn, wie's zuging, und warum nicht anders,
Ja, selbst an Dingen als: wie groß der Aeltste,
Wie viele Zähn' der Jüngste, ob die Kuh
Gekalbet, und dergleichen, das zur Sache
Doch nicht gehöret, sich erschöpfen muß —
Sieh, Freund, so bin ich fast gesonnen, es
Mir dir zu machen. — Nun, beliebt's, so setz' dich.

Aldöbern.

Herr, kann es stehend abthun.

Sylvester.

Ei, du Narr,
Stehn und Erzählen, das gehört zusammen,
Wie Reiten fast und Küssen.

Aldöbern.

Meine Rede
Wär' fertig, Herr, noch eh' ich niedersitze.

Sylvester.

Willst du so kurz sein? Ei, das thut mir leid;
Doch, wenn's so drängt, ich will's nicht hindern. Rede!

Aldöbern.

Mich schickt mein Herr, Graf Rupert Schroffenstein,
Dir wegen des an seinem Sohne Peter
Verübten Mords den Frieden aufzukünden. —

Sylvester.

Mord?

Aldöbern.

Mord.
Doch soll ich, meint' er, nicht so frostig reden,
Von bloßem Zwist und Streit und Kampf und Krieg,
Von Sengen, Brennen, Reißen und Verheeren.
Drum brauch' ich lieber seine eignen Worte,
Die lauten so: er sei gesonnen, hier
Auf deiner Burg ein Hochgericht zu bauen;
Es dürste ihm nach dein und deines Kindes —
Und deines Kindes Blute — wiederholt' er.

593. ihm, O 55, M 18b. — T 26, S 35: ihn.

Sylvester

steht auf, sieht ihm steif ins Gesicht.

Ja so — Nun, setz' dich, guter Freund. — Er holt einen Stuhl.
Du bist
Aus Rossitz nicht, nicht wahr? — Nun, setz' dich. Wie
War schon dein Name? Setz' dich, setz' dich. — Nun,
Sag' an, ich hab's vergessen, wo, wo bist
Du her?

Aldöbern.

Gebürtig? Herr, aus Oppenheim.
— Was soll das?

Sylvester.

So, aus Oppenheim — nun, also
Aus Rossitz nicht. Ich wußt' es wohl; nun setz' dich!

Er geht an die Thür.

Gertrude!

Gertrude tritt auf.

Laß mir doch den Knappen rufen
Von diesem Ritter, hörst du?

Gertrude ab.

Nun, so setz' dich
Doch, Alter — Was den Krieg betrifft, das ist
Ein lustig Ding für Ritter; sieh, da bin ich
Auf deiner Seite. —

Aldöbern.

Meiner Seite?

Sylvester.

Ja,
Was Henker denkst du! Hat dir einer Unrecht,
Beschimpfung oder sonst was zugefügt,
So sag' du's mir, sag's mir, wir wollen's rächen.

Aldöbern.

Bist du von Sinnen, oder ist's Verstellung?

597. Name, M 18b, T 26, S 35. — O 55: Namen.

Gertrude, der **Knappe** und ein **Diener** treten auf.

Sylvester.

Sag' an, mein Sohn, wer ist dein Herr? Es ist
Mit ihm wohl — nun, du weißt schon, was ich meine. —

Aldöbern.

Den Teufel bin ich, was du meinst. Denkst du,
Mir sei von meiner Mutter so viel Menschen-
Verstand nicht angeboren als vonnöthen,
Um einzusehn, du seist ein Schurke? Frag'
Die Hund' auf unserm Hofe, sieh, sie riechen's
Dir an, und nähme einer einen Bissen
Aus deiner Hand, so hänge mich! — Zum Schlusse
So viel noch: Mein Geschäft ist aus. Den Krieg
Hab' ich dir Kindesmörder angekündigt. *Will ab.*

Sylvester *hält ihn.*

Nein, halte — Nein, bei Gott, du machst mich bange.
Denn deine Rede, wenn sie gleich nicht reich,
Ist doch so wenig arm an Sinn, daß mich's
Entsetzet. — Einer von uns beiden muß
Verrückt sein; bist du's nicht, ich könnt' es werden.
Die Unze Mutterwitz, die dich vom Tollhaus
Errettet, muß, es kann nicht anders, mich
Ins Tollhaus führen. — Sieh, wenn du mir sagtest,
Die Ströme flössen neben ihren Ufern
Bergan und sammelten auf Felsenspitzen
Zu Seen sich, so wollt' — ich wollt's dir glauben;
Doch sagst du mir, ich hätt' ein Kind gemordet,
Des Vetters Kind —

Gertrude.

O großer Gott, wer denn
Beschuldiget dich dieser Unthat? Die aus Rossitz,
Die selbst vor wenig Monden —

Sylvester.

Schweig'! Nun, wenn's
Beliebt, so sag's mir einmal noch. Ist's wahr?
Ist's wirklich wahr? Um eines Mordes willen
Krieg wider mich?

632. Zu Seen sich, M 19 b. Ohne Zweifel richtig. O 56 u. f. A.: In Seen sich.

Aldöbern.

Soll ich's dir zehenmal
Und wieder zehnmal wiederkäun?

Sylvester.

Nun gut.
Franz, sattle mir mein Pferd. — Verzeih, mein Freund,
Wer kann das Unbegreifliche begreifen?
— Wo ist mein Helm, mein Schwert? — Denn hören muß
Ich's doch aus seinem Munde, eh' ich's glaube.
— Schick' zu Jeronimus, er möchte schnell
Nach Warwand kommen. —

Aldöbern.

Leb' denn wohl!

Sylvester.

Nein, warte;
Ich reite mit dir, Freund.

Gertrude.

Um Gottes willen,
In deiner Feinde Macht giebst du dich selbst?

Sylvester.

Laß gut sein.

Aldöbern.

Wenn du glaubst, sie werden schonend
In Rossitz dich empfangen, irrst du dich.

Sylvester
immer beim Anzuge beschäftigt.

Thut nichts, thut nichts; allein werd' ich erscheinen.
Ein einzelner tritt frei zu seinen Feinden.

Aldöbern.

Das mildeste, das dir begegnen mag,
Ist, daß man an des Kerkers Wand dich fesselt.

Sylvester.

Es ist umsonst. Ich muß mir Licht verschaffen,
Und sollt' ich's mir auch aus der Hölle holen.

Aldöbern.

Ein Fluch ruht auf dein Haupt, es ist nicht Einer
In Rossitz, dem dein Leben heilig wäre.

Sylvester.

Du schreckst mich nicht. Mir ist das ihre heilig,
Und fröhlich kühn wag' ich mein einzelnes.
Nun fort! *Zu Gertrude.* Ich kehre unverletzt zurück,
So wahr der Gottheit selbst die Unschuld heilig.

Wie sie abgehen wollen, tritt **Jeronimus** *auf.*

Jeronimus.

Wohin?

Sylvester.

Gut, daß du kommst. Ich bitte dich,
Bleib' bei den Weibern, bis ich wiederkehre.

Jeronimus.

Wo willst du hin?

Sylvester.

Nach Rossitz.

Jeronimus.

Lieferst du
Wie ein bekehrter Sünder selbst dich aus?

Sylvester.

Was für ein Wort? —

Jeronimus.

Ei nun, ein schlechtes Leben
Ist kaum der Mühe werth, es zu verlängern.
Drum geh' nur hin und leg' dein sündig Haupt
In christlicher Ergebung auf den Block.

Sylvester.

Glaubst du, daß ich, wenn eine Schuld mich drückte,
Das Haupt dem Recht der Rache weigern würde?

657. Ein Fluch ruht auf dein Haupt, O 61, M 20a. — T 29, S 38: Fluch ruht auf deinem Haupt. Vgl. zu 228. — 660. einzelnes, O 61, M 20a. — S 38 hat seine frühere Korrektur: eigenes wieder fallen lassen. Vgl. V. 652, 720.

Jeronimus.

O du Quacksalber der Natur! Denkst du,
Ich werde dein verfälschtes Herz auf Treu'
Und Glauben zweimal als ein ächtes kaufen?
Bin ich ein blindes Glied denn aus dem Volke,
Daß du mit deinem Ausruf an der Ecke
Mich äffen willst und wieder äffen willst?
— Doch nicht so vielen Athem bist du werth,
Als nur dies einz'ge Wort mir kostet: Schurke!
Ich will dich meiden, das ist wohl das Beste.
Denn hier in deiner Nähe stinkt es, wie
Bei Mördern.

Sylvester fällt in Ohnmacht.

Gertrude.

Hülfe! Kommt zu Hülfe! Hülfe!

677. Der Dichter nimmt hier das von ihm augenscheinlich bevorzugte Bild des Ausrufers und Marktschreiers wieder auf. Er hatte dasselbe M 5b statt: O du Falschmünzer der Gefühle! ursprünglich in folgender Fassung eingesetzt und später gestrichen: O Du Marktschreier der Natur, nicht Einen wird Dein Aufruf trügen, | Und schreiend an der Ecke werden sie | Allein Dich stehen lassen.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Gegend im Gebirge. Im Vordergrunde eine Höhle.

Agnes sitzt an der Erde und knüpft Kränze. **Ottokar** tritt auf und betrachtet sie mit Wehmuth. Dann wendet er sich mit einer schmerzvollen Bewegung, während welcher Agnes ihn wahrnimmt, welche dann zu knüpfen fortfährt, als hätte sie ihn nicht gesehen.

Agnes.

'S ist doch ein häßliches Geschäft, belauschen;
Und weil ein rein Gemüth es stets verschmäht,
So wird nur dieses grade stets belauscht.
Drum ist das Schlimmste noch, daß es den Lauscher,
Statt ihn zu strafen, lohnt. Denn statt des Bösen,
Das er verdiente zu entdecken, findet
Er wohl sogar ein still Bemühen noch
Für sein Bedürfniß oder seine Laune.
Da ist zum Beispiel heimlich jetzt ein Jüngling
— Wie heißt er doch? Ich kenn' ihn wohl. Sein Antlitz
Gleicht einem wilden Morgenungewitter,
Sein Aug' dem Wetterleuchten auf den Höhn,
Sein Haar den Wolken, welche Blitze bergen,
Sein Nahen ist ein Wehen aus der Ferne,
Sein Reden wie ein Strömen von den Bergen;
Und sein Umarmen — Aber still! was wollt'
Ich schon? Ja, dieser Jüngling, wollt' ich sagen,
Ist heimlich nun herangeschlichen, plötzlich,
Unangekündigt wie die Sommersonne,
Will sie ein nächtlich Liebesfest belauschen.

699. M 21 a: Und sein Umarmen stark — Doch still! was wollt'.

Nun wär' mir's recht, er hätte, was er sucht,
Bei mir gefunden, und die Eifersucht,
Der Liebe Jugendstachel, hätte, selbst
Sich stumpfend, ihn hinausgejagt ins Feld,
Gleich einem jungen Rosse, das zuletzt
Doch heimkehrt zu dem Stall, der es ernährt.
Statt dessen ist kein andrer Nebenbuhler
Jetzt grade um mich als sein Geist, und der
Singt mir sein Lied zur Zither vor, wofür
Ich diesen Kranz ihm winde. *Sie sieht sich um.* Fehlt dir was?

Ottokar.

Jetzt nichts.

Agnes.

So setz' dich nieder, daß ich sehe,
Wie dir der Kranz steht. Ist er hübsch?

Ottokar.

Recht hübsch.

Agnes.

Wahrhaftig? Sieh einmal die Finger an.

Ottokar.

Sie bluten.

Agnes.

Das bekam ich, als ich aus den Dornen
Die Blumen pflückte.

Ottokar.

Armes Kind!

Agnes.

Ein Weib
Scheut keine Mühe. Stundenlang hab' ich
Gesonnen, wie ein jedes einzeln' Blümchen
Zu stellen, wie das unscheinbarste selbst
Zu nutzen sei, damit Gestalt und Farbe
Des Ganzen seine Wirkung thue. — Nun,

720. einzeln', M 21b. — O 67 falsch apostrophiert: einzel'n, was schon im „Freimüthigen" (1803, Nr. 36) korrigiert wird. T 32, S 41 ändern: einzle. Vgl. 1607.

Der Kranz ist ein vollendet Werk. Da, nimm
Ihn hin! Sprich: er gefällt mir; so ist er
Bezahlt. Sie sieht sich wieder um.
Was fehlt dir denn?

Sie steht auf; Ottokar faßt ihre Hand.

Du bist so seltsam,
So feierlich — bist unbegreiflich mir.

Ottokar.

Und mir du.

Agnes.

Liebst du mich, so sprich sogleich
Ein Wort, das mich beruhigt.

Ottokar.

Erst sprich du!
Wie hast du's heute wagen können, heute,
Von deinem Vaterhaus dich zu entfernen?

Agnes.

Von meinem Vaterhause? Kennst du's denn?
Hab' ich nicht stets gewünscht, du möchtest es
Nicht zu erforschen streben?

Ottokar.

O verzeih!
Nicht meine Schuld ist's, daß ich's weiß.

Agnes.

Du weißt's?

Ottokar.

Ich weiß es, fürchte nichts! Denn deinem Engel
Kannst du dich sichrer nicht vertraun, als mir.
Nun sage mir, wie konntest du es wagen,
So einsam dies Gebirge zu betreten,
Da doch ein mächt'ger Nachbar all' die Deinen
In blut'ger Rachefehd' verfolgt?

724. Werk. O 67, T 32: Weib. — M 21 b: Werk, aber undeutlich geschrieben und leicht mit Weib zu verwechseln. S 42: Werk.

Agnes.

In Fehde?
In meines Vaters Sälen liegt der Staub
Auf allen Rüstungen, und niemand ist
Uns feindlich als der Marder höchstens, der
In unsre Hühnerställe bricht.

Ottokar.

Wie sagst du?
Ihr wärt in Frieden mit den Nachbarn? Wärt
In Frieden mit euch selbst?

Agnes.

Du hörst es, ja.

Ottokar.

O Gott! Ich danke dir mein Leben nur
Um dieser Kunde! — Mädchen! Mädchen! O
Mein Gott, so brauch' ich dich ja nicht zu morden!

Agnes.

Morden?

Ottokar.

O komm! *Sie setzen sich.* Nun will ich heiter, offen, wahr,
Wie deine Seele, mit dir reden. Komm!
Es darf kein Schatten mehr dich decken, nicht
Der mindeste, ganz klar will ich dich sehen.
Dein Innres ist's mir schon, die neugebornen
Gedanken kann ich wie dein Gott errathen.
Dein Zeichen nur, die freundliche Erfindung,
Mit einer Silbe das Unendliche
Zu fassen, nur den Namen sage mir.
Dir sag' ich meinen gleich; denn nur ein Scherz
War es, dir zu verweigern, was du mir.
Ich hätte deinen längst erforscht, wenn nicht
Sogar dein unverständliches Gebot
Mir heilig. Aber nun frag' ich dich selbst.

747. Du hörst es, ja, O 69 und M 22a. — T 33, ändert: Du hörst es ja. Durch die Auslassung des Kommas verliert die Antwort an Nachdruck. — 756. neugebornen. M 22b: ungebornen.

Nichts Böses bin ich mir bewußt, ich fühle,
Du gehst mir über alles Glück der Welt,
Und nicht ans Leben bin ich so gebunden,
So gern nicht und so fest nicht, wie an dich.
Drum will ich, daß du nichts mehr vor mir birgst,
Und fordre ernst dein unumschränkt Vertrauen.

Agnes.

Ich kann nicht reden, Ottokar. —

Ottokar.

Was ängstigt dich?
Ich will dir jeden falschen Wahn benehmen.

Agnes.

— Du sprachst von Mord.

Ottokar.

Von Liebe sprach ich nur.

Agnes.

Von Liebe, hör' ich wohl, sprachst du mit mir,
Doch sage mir, mit wem sprachst du vom Morde?

Ottokar.

Du hörst es ja, es war ein böser Irrthum,
Den mir ein selbst getäuschter Freund erweckt.

Johann zeigt sich im Hintergrunde.

Agnes.

Dort steht ein Mensch, den kenn' ich. *Sie steht auf.*

Ottokar.

Kennst du ihn?

Agnes.

Leb' wohl.

Ottokar.

Um Gotteswillen, nein, du irrst dich.

Agnes.

Ich irre nicht. — Laß mich. Wollt Ihr mich morden?

772—4. Lautet M 22b: Mir weht ein Schauer wie von bösen Geistern | Um Haupt und Brust und hemmt die Rede mir, | — Was ängstigt Dich? O sag's mir, Theure, an. | Ich kann Dir jeden falschen Wahn benehmen. | — Du sprachst von Mord — und der Entsetzenslaut | Hat Deine reine Lippe bös befleckt. | — Von Liebe sprech' ich nun — das süße Wort | Giebt jeder Lippe Reiz, die es berührt.

Ottokar.

Dich morden? — Frei bist du, und willst du gehen,
Du kannst es unberührt, wohin du willst.

Agnes.

So leb' denn wohl.

Ottokar.

Und kehrst nicht wieder?

Agnes.

Niemals,
Wenn du nicht gleich mir deinen Namen sagst.

Ottokar.

Das soll ich jetzt — vor diesem Fremden? —

Agnes.

So
Leb' wohl auf ewig!

Ottokar.

Maria! Willst du nicht besser von
Mir denken lernen?

Agnes.

Zeigen kann mir jeder
Gleich, wer er ist.

Ottokar.

Ich will es heut' noch. Kehre wieder!

Agnes.

Soll ich dir traun, wenn du nicht mir?

Ottokar.

Thu' es
Auf die Gefahr!

Agnes.

Es sei! Und irr' ich mich,
Nicht eine Thräne kosten soll es mich. *Ab.*

Ottokar.

Johann, komm her; du siehst, sie ist es wohl?
Es ist kein Zweifel mehr, nicht wahr?

787. *Maria*, M 23a: Marie! Der Vers bleibt aber doch inkorrekt. — 788. *mir* M 23b: ein.

Johann.

Es mag,
Wie's scheint, dir wohl an keinem Aufschluß mangeln,
Den ich dir geben könnte.

Ottokar.

Wie du's nimmst.
Zwei Werthe hat ein jeder Mensch: den einen
Lernt man nur kennen aus sich selbst, den andern
Muß man erfragen.

Johann.

Hast du nur den Kern,
Die Schale giebt sich dann als eine Zugab'.

Ottokar.

Ich sage dir, sie weigert mir, wie dir,
Den Namen, und wie dich, so flieht sie mich,
Schon bei der Ahndung blos, ich sei aus Rossitz.
Du sahst es selbst, gleich einem Geist erscheint
Und schwindet sie uns beiden.

Johann.

Beiden? Ja.
Doch mit dem Unterschied, daß dir das eine
Talent geworden, ihn zu rufen, mir
Das andre blos, den Geist zu bannen.

Ottokar.

Johann!

Johann.

Pah! — Die Schuld liegt an der Spitze meiner Nase
Und etwa noch an meinen Ohrenzipfeln.
Was sonst an mir kann so voll Gräuel sein,
Daß es das Blut aus ihren Wangen jagt
Und, bis aufs Fliehen, jede Kraft ihr nimmt?

Ottokar.

Johann, ich kenne dich nicht mehr.

Johann.

Ich aber dich.

Ottokar.

Ich will im voraus jede Kränkung dir
Vergeben, wenn sie sich nur edel zeigt.

Johann.

Nicht übern Preis will ich dir zahlen. — Sprich.
Wenn einer mir vertraut', er wiss' ein Roß,
Das ihm bequem sei und er kaufen wolle,
Und ich, ich ginge heimlich hin und kauft's
Mir selbst — was meinst du, wäre das wohl edel?

Ottokar.

Sehr schief wählst du dein Gleichniß.

Johann.

Sage: bitter;
Und doch ist's Honig gegen mein Gefühl.

Ottokar.

Dein Irrthum ist dir lieb, weil er mich kränkt.

Johann.

Kränkt? Ja, das ist mir lieb, und ist's ein Irrthum,
Just darum will ich zähe fest ihn halten.

Ottokar.

Nicht viele Freude wird dir das gewähren;
Denn still verschmerzen werd' ich, was du thust.

Johann.

Da hast du recht: nichts würd' mich mehr verdrießen,
Als wenn dein Herz wie eine Kröte wär',
Die ein verwundlos steinern Schild beschützt;
Denn weiter keine Lust bleibt mir auf Erden,
Als einer Bremse gleich dich zu verfolgen.

Ottokar.

Du bist weit besser als der Augenblick.

Johann.

Du Thor! Du Thor! Denkst du mich so zu fassen?
Weil ich mich edel nicht erweise, nicht

820. Und ich, ich ginge, M 24a. — O 76, T 36 fälschlich: Und ich, ginge. — Von S 47 mit Recht korrigiert: Und ich, ich.

Erweisen will, machst du mir weis, ich sei's,
Damit die unverdiente Ehre mich
Bewegen soll, in ihrem Sinn zu handeln?
Vor deine Füße werf' ich deine Achtung. —

Ottokar.

Du willst mich reizen, doch du kannst es nicht;
Ich weiß, du selbst, du wirst mich morgen rächen.

Johann.

Nein, wahrlich, nein, dafür will ich schon sorgen.
Denn in die Brust schneid' ich mir eine Wunde,
Die reiz' ich stets mit Nadeln, halte stets
Sie offen, daß es mir recht sinnlich bleibe.

Ottokar.

Es ist nicht möglich, ach, es ist nicht möglich!
Wie könnte dein Gemüth so häßlich sein,
Da du doch Agnes, Agnes lieben kannst!

Johann.

Und daran noch erinnerst du mich? O
Du Ungeheuer.

Ottokar.

Lebe wohl, Johann!

Johann.

Nein, halt! Du denkst, ich habe blos gespaßt?

Ottokar.

Was willst du?

Johann.

Grad' heraus. Mein Leben
Und dein's sind wie zwei Spinnen in der Schachtel.
Drum zieh! Er zieht.

Ottokar.

Gewiß nicht. Fallen will ich anders
Von deiner Hand nicht, als gemordet.

850—51. Statt dessen M 24 b prosaischer: Nicht wahr, dir wär' es recht, wenn ich so albern= | Großmüthig mich erwiese, wie es grad | Wohl passen mag in deinen Kram?

Johann.

Zieh,
Du Memme! Nicht nach deinem Tod, nach meinem,
Nach meinem nur gelüstet's mir.

Ottokar umarmt ihn.

Johann!
Mein Freund! Ich dich ermorden!

Johann stößt ihn fort.

Fort, du Schlange!
Nicht stechen will sie, nur mit ihrem Anblick
Mich langsam tödten. — Er steckt das Schwert ein.
Gut! Noch giebt's ein andres Mittel.

Beide von verschiedenen Seiten ab.

Zweite Scene.

Warwand. Zimmer im Schlosse.

Sylvester auf einem Stuhle, mit Zeichen der Ohnmacht, die nun vorüber. Um ihn herum **Jeronimus**, **Theistiner**, **Gertrude** und ein Diener.

Gertrude.

Nun, er erholt sich, Gott sei Dank!

Sylvester.

Gertrude. —

Gertrude.

Sylvester, kennst du mich, kennst du mich wieder?

Sylvester.

Mir ist so wohl, wie bei dem Eintritt in
Ein andres Leben.

Gertrude.

Und an seiner Pforte
Stehn deine Engel, wir, die Deinen, liebreich
Dich zu empfangen.

Sylvester.

Sage mir, wie kam
Ich denn auf diesen Stuhl? Zuletzt, wenn ich
Nicht irre, stand ich — nicht?

864f. Vgl. Kleists Brief aus Basel (16. Dez. 1801) an Ulrike: Mir war's, wie ein Eintritt in ein anderes Leben (Koberstein 60). — 866. Deinen, M 26a. — O 81, T 38: Diener.

Gertrude.

Du sankest stehend
In Ohnmacht.

Sylvester.

Ohnmacht? Und warum denn das?
So sprich doch! — Wie? Was ist dir denn? Was ist
Euch denn? *Er sieht sich um; lebhaft.*
Fehlt Agnes? Ist sie todt?

Gertrude.

O nein,
O nein, sie ist in ihrem Garten.

Sylvester.

Nun,
Wovon seid ihr denn alle so besessen?
Gertrude, sprich. — Sprich du, Theistiner. — Seid
Ihr stumm, Theistin, Jero — — Jeronimus!
Ja so — ganz recht — nun weiß ich. —

Gertrude.

Komm ins Bette,
Sylvester, dort will ich's dir schon erzählen.

Sylvester.

Ins Bett? O pfui! Bin ich denn — sage mir,
Bin ich in Ohnmacht wirklich denn gefallen?

Gertrude.

Du weißt ja, wie du sagst, sogar warum.

Sylvester.

Wüßt' ich's; o pfui! o pfui! ein Geist ist doch
Ein elend Ding.

Gertrude.

Komm nur ins Bett, Sylvester,
Dein Leib bedarf der Ruhe.

Sylvester.

Ja, 's ist wahr,
Mein Leib ist doch an allem Schuld.

Gertrude.

So komm!

Sylvester.

Meinst du, es wäre nöthig?

Gertrude.

Ja, durchaus
Mußt du ins Bette.

Sylvester.

Dein Bemühen
Beschämt mich. Gönne mir zwei Augenblicke,
So mach' ich alles wieder gut und stelle
Von selbst mich her.

Gertrude.

Zum mindsten nimm die Tropfen
Aus dem Tirolerfläschchen, das du selbst
Stets als ein heilsam Mittel mir gepriesen.

Sylvester.

An eigne Kraft glaubt doch kein Weib und traut
Stets einer Salbe mehr zu als der Seele.

Gertrude.

Es wird dich stärken, glaube mir. —

Sylvester.

Dazu
Braucht's nichts als mein Bewußtsein. Er steht auf.
Was mich freut
Ist, daß der Geist doch mehr ist, als ich glaubte;
Denn flieht er gleich auf einen Augenblick,
An seinen Urquell geht er nur, zu Gott,
Und mit Heroenkraft kehrt er zurück.
Theistiner! 's ist wohl viele Zeit nicht zu
Verlieren. — Gertrud! Weiß er's?

Gertrude.

Ja.

Sylvester.

Du weißt's? Nun sprich,
Was meinst du, 's ist doch wohl ein Bubenstück?
's ist wohl kein Zweifel mehr, nicht wahr?

Theistiner.

In Warwand
Ist keiner, der's bezweifelt, ist fast keiner,
Der's, außer dir, nicht hätt' vorhergesehen,
Wie's enden müsse, sei es früh, sei's spät.

Sylvester.

Vorhergesehen? Nein, das hab' ich nicht.
Bezweifelt? Nein, das thu' ich auch nicht mehr.
— Und also ist's den Leuten schon bekannt?

Theistiner.

So wohl, daß sie das Haupt sogar besitzen,
Das dir die Nachricht her aus Rossitz brachte.

Sylvester.

Wie meinst du das? Der Herold wär' noch hier?

Theistiner.

Gesteinigt, ja.

Sylvester.

Gesteiniget?

Theistiner.

Das Volk
War nicht zu bändigen. Sein Haupt ist zwischen
Den Eulen an den Thorweg festgenagelt.

Sylvester.

Unrecht ist's
Theistin, mit deinem Haupt hätt'st du das seine,
Das heilige des Herolds, schützen sollen.

Theistiner.

Mit Unrecht tadelst du mich, Herr; ich war
Ein Zeuge nicht der That, wie du wohl glaubst.
Zu seinem Leichnam kam ich — diesen hier,
Jeronimus, war's just noch Zeit zu retten.

Sylvester.

— Ei nun, sie mögen's niederschlucken. Das
Geschehne muß stets gut sein, wie es kann.

914. Gesteiniget, O 85, M 27a. — T 40, S 53 fälschlich beidemal: Gesteinigt.

Ganz rein, seh' ich wohl ein, kann's fast nicht abgehn,
Denn wer das Schmutz'ge anfaßt, den besudelt's.
Auch, find' ich, ist der Geist von dieser Unthat
Doch etwas werth und kann zu mehr noch dienen.
Wir wollen's nützen. Reite schnell ins Land,
Die sämmtlichen Vasallen biete auf,
Sogleich sich in Person bei mir zu stellen!
Indessen will ich selbst von Männern, was
Hier in der Burg ist, sammeln. Reden braucht's
Nicht viel; ich stell' mein graues Haupt zur Schau,
Und jedes Haar muß einen Helden werben.
Das soll den ersten Bubenanfall hemmen;
Dann, sind wir stärker, wenden wir das Blatt:
In seiner Höhle suchen wir den Wolf.
Es kann nicht fehlen, glaube mir's, es geht
Für alles ja, was heilig ist und hehr,
Für Tugend, Ehre, Weib und Kind und Leben.

Theistiner.

So geh' ich, Herr; noch heut vor Abend sind
Die sämmtlichen Vasallen hier versammelt.

Sylvester.

's ist gut. *Theistiner ab.*
Franziskus, rufe mir den Burgvogt.
— Noch eins. Die beiden Waffenschmiede bringe
Gleich mit. *Der Diener ab.*
Zu Jeronimus. Dir ist ein Unglimpf widerfahren,
Jeronimus, das thut mir leid. Du weißt, ich war
Im eigentlichsten Sinn nicht gegenwärtig.
Die Leute sind mir gut, du siehst's; es war
Ein mißverstandner Eifer blos der Treue.
Drum mußt du's ihnen schon verzeihn. Fürs Künft'ge
Versprech' ich, will ich sorgen. Willst du fort
Nach Rossitz, kannst du's gleich; ich gebe dir
Zehn Reis'ge zur Begleitung mit. Ich kann's
Nicht läugnen fast, daß mir der Unfall lieb —
Versteh mich, blos weil er dich hier verweilte;
Denn sehr unwürdig hab' ich mich gezeigt.

— Nein, sage nichts! Ich weiß das. Freilich mag
Wohl mancher sinken, weil er stark ist; denn
Die kranke, abgestorb'ne Eiche steht
Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.
Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken,
— Auch seufzen. Denn der Gleichmuth ist die Tugend
Nur der Athleten. Wir, wir Menschen fallen
Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau. Doch sollen
Wir stets des Anschauns würdig aufstehn. — Nun,
Ich halte dich nicht länger. Geh' nach Rossitz
Zu deinen Freunden, die du dir gewählt.
Denn hier in Warwand, wie du selbst gefunden,
Bist du seit heute nicht mehr gern gesehn.

Jeronimus.

— Hast recht, hast recht — bins nicht viel besser werth,
Als daß du mir die Thüre zeigst. — Bin ich
Ein Schuft in meinen Augen doch, um wie
Viel mehr in deinen! — Zwar ein Schuft, wie du
Es meinst, der bin ich nicht. — Doch, kurz und gut,
Glaubt, was ihr wollt. Ich kann mich nicht entschuld'gen,
Mir lähmt's die Zung', die Worte wollen, wie
Verschlag'ne Kinder, nicht ans Licht. — Ich gehe;
Nur soviel sag' ich dir: ich gehe nicht
Nach Rossitz; hörst du? Und noch eins: wenn du
Mich brauchen kannst, so sag's; ich laß mein Leben
Für dich, hörst du? mein Leben. Ab.

Gertrude.

Hör', Jerome!
— Da geht er hin. — Warum riefst du ihm nicht?

960 ff. Dieses schöne Bild lautet M 28 b: [Freilich ist | Nicht Sinken stets gleichviel mit Schwachsein. Manchen | Mag wohl ein Eindruck stürzen, nicht weil keinen, | Nein, weil er starken Widerstand ihm leistet.] Freilich mag | Wohl mancher sinken, weil er stark ist: Denn | Die kranke, abgestorbne Eiche, ruhig | Steht sie im Sturm, doch die gesunde stürzt er, | Weil er in ihre Krone greifen kann. Vgl. Schlußwort in „Penthesilea" 3039 ff. — 964—9. Reminiscenz aus Lessings Laokoon VI: Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie ... Wir Neueren glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln. — 981. Verschlag'ne, M 28 b. — O u. f. A: Verschlafne. Daß: verschlagne richtig ist, beweist die im M gestrichne Lesart: Und ein jedes Wort gleicht dem verschlagen Kind, | Das muthlos, scheu, ans Licht nicht will zum Vater, | Der sein sich schämt. — 986. ihm, O 90. — M 28 b, T 43, S 56: ihn.

Sylvester.

Verstehst du was davon, so sag' es mir;
Mir ist's noch immer wie ein Traum.

Gertrude.

Ei nun,
Er war gewonnen von den Rossitz'schen;
Denn in dem ganzen Gau ist wohl kein Ritter,
Den sie, wenn's ging', uns auf den Hals nicht hetzten.

Sylvester.

Allein Jeronimus! — Ja, wär's ein andrer,
So wollt' ich's glauben; doch Jeronimus!
's ist doch so leicht nicht, in dem Augenblick
Das Werk der Jahre, Achtung, zu zerstören!

Gertrude.

O, 's ist ein teuflischer Betrug, der mich,
Ja, dich mißtrauisch hätte machen können.

Sylvester.

Mich selbst? Mißtrauisch gegen mich? Nun laß
Doch hören.

Gertrude.

Ruperts jüngster Sohn ist wirklich
Von deinen Leuten im Gebirg erschlagen.

Sylvester.

Von meinen Leuten?

Gertrude.

O, das ist bei weitem
Das Schlimmste nicht. Der eine hat's sogar
Gestanden, du hätt'st ihn zum Mord gedungen.

Sylvester.

Gestanden hätt' er das?

Gertrude.

Ja, auf der Folter,
Und ist zwei Augenblicke drauf verschieden.

Sylvester.

Verschieden? — Und gestanden? Und im Tode,
Wär' auch das Leben voll Abscheulichkeit,

Im Tode ist der Mensch kein Sünder. — Wer
Hat's denn gehört, daß er's gestanden?

Gertrude.

Ganz Rossitz. Unter Volkes Augen, auf
Dem öffentlichen Markt ward er gefoltert.

Sylvester.

Und wer hat dir das mitgetheilt?

Gertrude.

Jerome;
Er hat sich bei dem Volke selbst erkundigt.

Sylvester.

— Nein, das ist kein Betrug, kann keiner sein.

Gertrude.

Um Gotteswillen, was denn sonst?

Sylvester.

Bin ich
Denn Gott, daß du mich frägst?

Gertrude.

Ist's keiner, so
— O Himmel! — fällt ja der Verdacht auf uns.

Sylvester.

Ja, allerdings fällt er auf uns.

Gertrude.

Und wir,
Wir müßten uns dann reinigen?

Sylvester.

Kein Zweifel,
Wir müssen es, nicht sie.

Gertrude.

O du mein Heiland,
Wie ist das möglich?

Sylvester.

Möglich? Ja, das wär's,
Wenn ich nur Rupert sprechen könnte.

Gertrude.

Wie?
Das könntest du dich jetzt getraun, da ihn
Des Herolds Tod noch mehr erbittert hat?

Sylvester.

's ist freilich jetzt weit schlimmer. — Doch es ist
Das einz'ge Mittel; das ergreift sich leicht.
— Ja, recht, so geht's. — Wo mag Jerome sein?
Ob er noch hier? Der mag mich zu ihm führen.

Gertrude.

O mein Gemahl, o, folge meinem Rathe —

Sylvester.

Gertrude — laß mich — das verstehst du nicht.

Beide ab.

Dritte Scene.

Platz vor den Thoren von Warwand.

Agnes tritt in Hast auf; **Johann** folgt ihr.

Agnes.

Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Johann ergreift sie.

So höre mich doch, Mädchen!
Es folgt dir ja kein Feind, ich liebe dich —
Ach, lieben! Ich vergöttre dich!

Agnes.

Fort, Ungeheuer! Bist du nicht aus Rossitz?

Johann.

Wie kann ich furchtbar sein? Sieh mich doch an,
Ich zittre selbst vor Wollust und vor Schmerz,
Mit meinen Armen dich, mein ganzes Maß
Von Glück und Jammer, zu umschließen.

Agnes.

Was willst du, Rasender, von mir?

Johann.

Nichts weiter —
Mir bist du todt und einer Leiche gleich,
Mit kaltem Schauer drück' ich dich ans Herz.

Agnes.

Schützt mich, ihr Himmlischen, vor seiner Wuth!

Johann.

Sieh, Mädchen, morgen lieg' ich in dem Grabe,
Ein Jüngling, ich — nicht wahr, das thut dir weh?
Nun, einem Sterbenden schlägst du nichts ab,
Den Abschiedskuß gieb mir! *Er küßt sie.*

Agnes.

Errettet mich,
Ihr Heiligen!

Johann.

— Ja, rette du mich, Heil'ge!
Es hat das Leben mich wie eine Schlange,
Mit Gliedern, zahllos, ekelhaft, umwunden.
Es schauert mich, es zu berühren. — Da,
Nimm diesen Dolch. —

Agnes.

Zu Hülfe! Mörder! Hülfe!

Johann *streng.*

Nimm diesen Dolch, sag' ich. — Hast du nicht einen
Mir schon ins Herz gedrückt?

Agnes.

Entsetzlicher!

Sie sinkt besinnungslos zusammen.

Johann *sanft.*

Nimm diesen Dolch, Geliebte. — Denn mit Wollust,
Wie deinem Kusse sich die Lippe reicht,
Reich' ich die Brust dem Stoß von deiner Hand.

Jeronimus *tritt mit Reisigen aus dem Thore.*

Jeronimus.

Hier war das Angstgeschrei — — Unglücklicher!
Welch eine That — Sie ist verwundet — Teufel!

1049. zahllos, M 31a. Ohne Zweifel richtig. — O 92 u. f. A.: zahnlos, was gar keinen Sinn giebt.

Mit deinem Leben sollst du's büßen.

Er verwundet Johann, welcher fällt. Jeronimus faßt Agnes auf.

Agnes! Agnes!
Ich sehe keine Wunde. — Lebst du, Agnes?

Sylvester und **Gertrude** treten aus dem Thore.

Sylvester.

Es war Jeronimus' Entsetzensstimme,
Nicht Agnes — — O mein Gott! *Er wendet sich schmerzvoll.*

Gertrude.

O meine Tochter,
Mein einzig Kind, mein letztes! —

Jeronimus.

Schafft nur Hülfe!
Ermordet ist sie nicht.

Gertrude.

Sie rührt sich — horch —
Sie athmet — ja, sie lebt, sie lebt!

Sylvester.

Lebt sie?
Und unverwundet?

Jeronimus.

Eben war's noch Zeit.
Er zückte schon den Dolch auf sie, da hieb
Ich den Unwürd'gen nieder.

Gertrude.

Ist er nicht
Aus Rossitz?

Jeronimus.

Frage nicht, du machst mich schamroth — ja.

Sylvester.

Gieb mir die Hand, Jerome, wir verstehn
Uns.

Jeronimus.

Wir verstehn uns.

Gertrude.

Sie erwacht, o seht,
Sie schlägt die Augen auf, sie sieht mich an.

Agnes.

Bin ich von dem Entsetzlichen erlöst?

Gertrude.

Hier liegt er todt am Boden, fasse dich.

Agnes.

Getödtet? Und um mich? Ach, es ist gräßlich. —

Gertrude.

Jerome hat den Mörder hingestreckt.

Agnes.

Er folgte mir weit her aus dem Gebirge —
Mich faßte das Entsetzen gleich, als ich
Von weitem nur ihn in das Auge faßte.
Ich eilte — doch ihn trieb die Mordsucht schneller
Als mich die Angst — und hier ergriff er mich.

Sylvester.

Und zückt' er gleich den Dolch? Und sprach er nicht?
Kannst du dich dessen nicht entsinnen mehr?

Agnes.

So kaum — denn vor sein fürchterliches Antlitz
Entflohn mir alle Sinne fast. Er sprach,
— Gott weiß, mir schien's fast, wie im Wahnsinn — sprach
Von Liebe — daß er mich vergöttre — nannte
Bald eine Heil'ge mich, bald eine Leiche.
Dann zog er plötzlich jenen Dolch, und bittend,
Ich möchte, ich, ihn tödten, zückt' er ihn
Auf mich. —

Sylvester.

Lebt er denn noch? Er scheint verwundet blos;
Sein Aug' ist offen. Zu den Leuten. Tragt ihn in das Schloß
Und ruft den Wundarzt! Sie tragen ihn fort.
Einer komme wieder
Und bring' mir Nachricht.

1085. vor sein fürchterliches Antlitz, O 101. — M 32a hat sogar: vor dem fürchterliches Antlitz; wobei: dem über ein durchstrichenes: sein geschrieben ist. T 47, S 62: So kaum — vor seinem fürchterlichen Antlitz. Vgl. zu V 228.

Gertrude.

Aber, meine Tochter,
Wie konntest du so einsam und so weit
Dich ins Gebirge wagen?

Agnes.

Zürne nicht,
Es war mein Lieblingsweg.

Gertrude.

Und noch so lange
Dich zu verweilen!

Agnes.

Einen Ritter traf
Ich, der mich aufhielt.

Gertrude.

Einen Ritter? Sieh,
Wie du in die Gefahr dich wagst! Kann's wohl
Ein andrer sein fast, als ein Rossitz'scher?

Agnes.

— Glaubst du, es sei ein Rossitz'scher?

Jeronimus.

Ich weiß,
Daß Ottokar oft ins Gebirge geht.

Agnes.

Meinst du den? —

Jeronimus.

Ruperts ältsten Sohn.
— Kennst du ihn nicht?

Agnes.

Ich hab' ihn nie gesehn.

Jeronimus.

Ich habe sichre Proben doch, daß er
Dich kennt.

Agnes.

Mich?

Gertrude.

Unsre Agnes? Und woher?

Jeronimus.

Wenn ich nicht irre, sah ich einen Schleier,
Den du zu tragen pflegst, in seiner Hand.

Agnes

verbirgt ihr Haupt an die Brust ihrer Mutter.

Ach, Mutter. —

Gertrude.

O, um Gotteswillen, Agnes,
Sei doch auf deiner Hut! — Er kann dich mit
Dem Apfel, den er dir vom Baume pflückt,
Vergiften.

Jeronimus.

Nun, das möcht' ich fast nicht fürchten —
Vielmehr — allein, wer darf der Schlange traun!
Er hat beim Nachtmahl ihr den Tod geschworen.

Agnes.

Mir?
Den Tod?

Jeronimus.

Ich hab' es selbst gehört.

Gertrude.

Nun sieh,
Ich werde wie ein Kind dich hüten müssen.
Du darfst nicht aus den Mauern dieser Burg,
Darfst nicht von deiner Mutter Seite gehn.

Ein **Diener** tritt auf.

Diener.

Gestrenger Herr, der Mörder ist nicht todt.
Der Wundarzt sagt, die Wunde sei nur leicht.

Sylvester.

Ist er sich sein bewußt?

Diener.

Herr, es wird keiner klug
Aus ihm; denn er spricht ungehobelt Zeug
Wild durcheinander, wie im Wahnwitz fast.

Vor 1111. an die Brust, O 104, M 33a. — T 48, S 64: an der Brust. — 1121 ff. Der Diener spricht im M in Prosa.

Jeronimus.

Es ist Verstellung offenbar.

Sylvester.

Kennst du
Den Menschen?

Jeronimus.

Weiß nur so viel, daß sein Name
Johann und er ein unecht Kind des Rupert,
Daß er den Ritterdienst in Rossitz lernte
Und gestern früh das Schwert empfangen hat.

Sylvester.

Das Schwert empfangen, gestern erst — und heute
Wahnsinnig — sagtest du nicht auch, er habe
Beim Abendmahl den Racheschwur geleistet?

Jeronimus.

Wie alle Diener Ruperts, so auch er.

Sylvester.

Jeronimus, mir wird ein böser Zweifel
Fast zur Gewißheit, fast. — Ich hätt's entschuldigt,
Daß sie Verdacht auf mich geworfen, daß
Sie Rache mir geschworen, daß sie Fehde
Mir angekündiget — ja, hätten sie
Im Krieg mein Haus verbrannt, mein Weib und Kind
Im Krieg erschlagen, noch wollt' ich's entschuld'gen;
Doch daß sie mir den Meuchelmörder senden,
— Wenn's so ist —

Gertrude.

Ist's denn noch ein Zweifel? Haben
Sie uns nicht selbst die Probe schon gegeben?

Sylvester.

Du meinst an Philipp? —

1127. Name, M 33b, T 49, S 65. — O 105: Namen. Vgl. zu 597. — 1131. gestern erst, M 33b, T 49, S 65. — O 106 Druckfehler: es. Köhler hält mit Unrecht das: gestern es für gerade echt Kleistisch. — 1136. Fast zur Gewißheit, fast, O 106, M 33b, S 65. — T 49: Jetzt zur Gewißheit fast. Vgl. 1689: 's ist kaum zu hoffen, kaum. — 1143. ein Zweifel, O 107, M 33b, S 66. — T 50: im Zweifel.

Gertrude.

Endlich siehst du's ein!
Du hast mir's nie geglaubt, hast die Vermuthung,
Gewißheit, wollt' ich sagen, stets ein Deuteln
Der Weiber nur genannt, die, weil sie's einmal
Aus Zufall treffen, nie zu fehlen wähnen;
Nun weißt du's besser. — Nun, ich könnte dir
Wohl mehr noch sagen, das dir nicht geahndet. —

Sylvester.

Mehr noch?

Gertrude.

Du wirst dich deines Fiebers vor
Zwei Jahren noch erinnern. Als du der
Genesung nahtest, schickte dir Eustache
Ein Fläschchen eingemachten Ananas.

Sylvester.

Ganz recht, durch eine Reitersfrau aus Rossitz.

Gertrude.

Ich bat dich, unter falschem Vorwand, nicht
Von dem Geschenke zu genießen, setzte
Dir selbst ein Fläschchen vor aus eignem Vorrath
Mit eingemachtem Pfirsich — aber du
Bestandst darauf, verschmähtest meine Pfirsich',
Nahmst von der Ananas, und plötzlich folgte
Ein heftiges Erbrechen —

Sylvester.

Das ist seltsam;
Denn ich besinne mich noch eines Umstands —.
— Ganz recht. Die Katze war mir übers Fläschchen
Mit Ananas gekommen, und ich ließ
Von Agnes mir den Pfirsich reichen. — Nicht?
Sprich, Agnes.

Agnes.

Ja, so ist es.

Sylvester.

Ei, so hätte
Sich seltsam ja das Blatt gewendet. Denn
Die Ananas hat doch der Katze nicht

Geschadet, aber mir dein Pfirsich, den
Du selbst mir zubereitet? —

Gertrude.

— Drehen freilich
Läßt alles sich. —

Sylvester.

Meinst du? Nun sieh, das mein'
Ich auch und habe Recht, wenn ich auf das,
Was du mir drehst, nicht achte. — Nun, genug!
Ich will mit Ernst, daß du von Philipp schweigst;
Er sei vergiftet oder nicht, er soll
Gestorben sein und weiter nichts. Ich will's.

Jeronimus.

Du sollt'st, Sylvester, doch den Augenblick,
Der jetzt dir günstig scheinet, nützen. Ist
Der Todtschlag Peters ein Betrug, wie es
Fast sein muß, so ist auch Johann darin
Verwebt.

Sylvester.

Betrug? Wie wär' das möglich?

Jeronimus.

Ei, möglich wär' es wohl, daß Ruperts Sohn,
Der doch ermordet sein soll, blos gestorben
Und daß, von der Gelegenheit gereizt,
Den Erbvertrag zu seinem Glück zu lenken,
Der Vater es verstanden, deiner Leute,
Die just vielleicht in dem Gebirge waren,
In ihrer Unschuld so sich zu bedienen,
Daß es der Welt erscheint, als hätten wirklich
Sie ihn ermordet — um mit diesem Scheine
Des Rechts sodann den Frieden aufzukünden,

1176. mit, O 109, M 34b. — T 51, S 67: im. Vgl. V. 2273, 2280: im Ernst. — 1184. M 68: Nun | Du magst das Irren schelten, wie du willst, | So ist's doch oft der einzge Weg zur Wahrheit | — Sprich nur. — Und wenn die Wirkung sich im Felde | Des Fast-Unglaublichen befindet, kann | Und darf man wohl die Mittel dort auch suchen. | — Zur Sache! — Möglich wär's, daß u. s. w. — 1192 f. M 35a: Sie ihn ermordet. — Und wozu? — Ei, nun | Mit diesem Schein des Rechts dich zu befehden.

Den Stamm von Warwand auszurotten, dann
Das Erbvermächtniß sich zu nehmen.

Sylvester.

— Aber
Du sagtest ja, der eine meiner Leute
Hätt's in dem Tode noch bekannt, er wäre
Von mir gedungen zu dem Mord. —

Stillschweigen.

Jeronimus.

Der Mann, den ich gesprochen, hatte nur
Von dem Gefolterten ein Wort gehört.

Sylvester.

Das war?

Jeronimus.

Sylvester.

Stillschweigen.

Hast du denn die Leute,
Die sogenannten Mörder, nicht vermißt?
Von ihren Hinterlaßnen müßte sich
Doch mancherlei erforschen lassen.

Sylvester zu den Leuten.

Rufe
Den Hauptmann einer her!

Jeronimus.

Von wem ich doch
Den meisten Aufschluß hoffe, ist Johann.

Sylvester.

's ist auch kein sichrer.

Jeronimus.

Wie? Wenn er es nicht
Gestehen will, macht man's wie die von Rossitz
Und wirft ihn auf die Folter.

Sylvester.

Nun? Und wenn
Er dann gesteht, daß Rupert ihn gedungen?

1195. Aber. Statt dessen M 35a: Fein | Ersonnen war es wenigstens. — Doch nein? — 1197. Hätt's in dem Tode, O 110, M 35a. — T 51 fälschlich: Hätt's selbst im Tode.

Jeronimus.

So ist's heraus, so ist's am Tage. —

Sylvester.

So?
Dann freilich bin ich auch ein Mörder.

Stillschweigen.

Jeronimus.

Aus diesem Wirrwarr finde sich ein Pfaffe!
Ich kann es nicht.

Sylvester.

Ich bin dir wohl ein Räthsel?
Nicht wahr? Nun tröste dich, Gott ist es mir.

Jeronimus.

Sag' kurz, was willst du thun?

Sylvester.

Das beste wär'
Noch immer, wenn ich Rupert sprechen könnte.

Jeronimus.

— 's ist ein gewagter Schritt. Bei seiner Rede
Am Sarge Peters schien kein menschliches,
Kein göttliches Gesetz ihm heilig, das
Dich schützt.

Sylvester.

Es wäre zu versuchen; denn
Es wagt ein Mensch oft den abscheulichen
Gedanken, der sich vor der That entsetzt.

Jeronimus.

Er hat dir heut das Beispiel nicht gegeben.

Sylvester.

Auch diese Unthat, wenn sie häßlich gleich,
Doch ist's noch zu verzeihn, Jeronimus;
Denn schwer war er gereizt. — Auf jeden Fall
Ist mein Gesuch so unerwarteter;
Und öfters thut ein Mensch, was man kaum hofft,
Weil man's kaum hofft.

Jeronimus.

Es ist ein blinder Griff, —
Man kann es treffen.

Sylvester.

Ich will's wagen. Reite
Nach Rossitz, fordre sicheres Geleit!
Ich denke, du hast nichts zu fürchten?

Jeronimus.

— Nein;
Ich will's versuchen. Ab ins Thor.

Sylvester.

So leb' wohl.

Gertrude.

Leb' wohl,
Und kehre bald mit Trost zu uns zurück.

Sylvester, Gertrude und Agnes folgen.

Agnes hebt im Abgehen den Dolch auf.

Es giebt keinen. —

Gertrude erschrocken.

Den Dolch — er ist vergiftet, Agnes, kann
Vergiftet sein — wirf gleich, sogleich ihn fort!

Agnes legt ihn nieder.

Du sollst mit deinen Händen nichts ergreifen,
Nichts fassen, nichts berühren, das ich nicht
Mit eignen Händen selbst vorher geprüft.

Alle ab.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Gegend im Gebirge.

Agnes sitzt im Vordergrunde der Höhle in der Stellung der Trauer. **Ottokar** tritt auf und stellt sich ungesehen nahe der Höhle. Agnes erblickt ihn, thut einen Schrei, springt auf und will entfliehen.

Agnes, da sie sich gesammelt hat.

Du bist's. —

Ottokar.

Vor mir erschrickst du?

Agnes.

Gott sei Dank!

Ottokar.

Und wie du zitterst. —

Agnes.

Ach, es ist vorüber.

Ottokar.

Ist's wirklich wahr, vor mir wärst du erschrocken?

Agnes.

Es ist mir selbst ein Räthsel. Denn soeben
Dacht' ich noch dran, und rief den kühnen Muth,
Die hohe Kraft, die unbezwingliche
Standhaftigkeit herbei, mir beizustehn,
Und doch ergriff's mich, wie unvorbereitet —
— Nun ist's vorbei. —

1242. Vor mir erschrickst du? M 37a: An mir erschrickst du. — 1244. vor mir wärst. M 37a: an mir wärst.

Ottokar.

O Gott des Schicksals! Welch ein schönes,
Welch ruhiges Gemüth hast du gestört!

Agnes.

— Du hast mich herbestellt, was willst du?

Ottokar.

Wenn
Ich's dir nun sage, kannst du mir vertraun,
Maria?

Agnes.

Warum nennst du mich Maria?

Ottokar.

Erinnern will ich dich mit diesem Namen
An jenen schönen Tag, wo ich dich taufte.
Ich fand dich schlafend hier in diesem Thale,
Das einer Wiege gleich dich bettete.
Ein schützend Flordach webten dir die Zweige,
Es sang der Wasserfall ein Lied, wie Federn
Umwehten dich die Lüfte, eine Göttin
Schien dein zu pflegen. Da erwachtest du,
Und blicktest wie mein neugebornes Glück
Mich an. Ich fragte dich nach deinem Namen;
Du seist noch nicht getauft, sprachst du. Da schöpfte
Ich eine Handvoll Wasser aus dem Quell,
Benetzte dir die Stirn', die Brust und sprach:
Weil du ein Ebenbild der Mutter Gottes,
Maria tauf' ich dich. *Agnes wendet sich bewegt.*
Wie war es damals
Ganz anders, so ganz anders. Deine Seele
Lag offen vor mir, wie ein schönes Buch,
Das sanft zuerst den Geist ergreift, dann tief
Ihn rührt, dann unzertrennlich fest ihn hält.
Es zieht des Lebens Forderung den Leser
Zuweilen ab, denn das Gemeine will
Ein Opfer auch; doch immer kehrt er wieder
Zu dem vertrauten Geist zurück, der in
Der Göttersprache ihm die Welt erklärt

Und kein Geheimniß ihm verbirgt als das
Geheimniß nur von seiner eignen Schönheit,
Das selbst ergründet werden muß. — Nun bist
Du ein verschloßner Brief. —

Agnes wendet sich zu ihm.

Du sagtest gestern,
Du wolltest mir etwas vertraun.

Ottokar.

Warum
Entflohest du so schleunig?

Agnes.

Das fragst du?

Ottokar.

Ich kann es fast errathen — vor dem Jüngling,
Der uns hier überraschte; denn ich weiß,
Du hassest alles, was aus Rossitz ist.

Agnes.

Sie hassen mich.

Ottokar.

Ich kann es fast beschwören,
Daß du dich irrst. — Nicht alle wenigstens;
Zum Beispiel für den Jüngling steh' ich.

Agnes.

Stehst du?

Ottokar.

Ich weiß, daß er dich heftig liebt. —

Agnes.

Mich liebt? —

Ottokar.

Denn er ist mein vertrauter Freund. —

Agnes.

Dein Freund? —

Ottokar.

— Was fehlt dir, Agnes?

Agnes.

Mir wird übel.

Sie setzt sich.

Ottokar.

Welch
Ein Zufall — wie kann ich dir helfen?

Agnes.

Laß
Mich einen Augenblick. —

Ottokar.

Ich will dir Wasser
Aus jener Quelle schöpfen. Ab.

Agnes steht auf.

Nun ist's gut.
Jetzt bin ich stark. Die Krone sank ins Meer,
Gleich einem nackten Fürsten werf' ich ihr
Das Leben nach. Er bringe Wasser, bringe
Mir Gift, gleichviel, ich trink' es aus; er soll
Das Ungeheuerste an mir vollenden. Sie setzt sich.

Ottokar kommt mit Wasser in dem Hute.

Hier ist der Trunk — fühlst du dich besser?

Agnes.

Stärker
Doch wenigstens.

Ottokar.

Nun, trinke doch. Es wird
Dir wohlthun.

Agnes.

Wenn's nur nicht zu kühl.

Ottokar.

Es scheint
Mir nicht.

Agnes.

Versuch's einmal.

Ottokar.

Wozu? Es ist
Nicht viel.

1299. Wasser, M 38a: Gift, er. — 1300. Mir Gift, M 38a: Es nicht.

Agnes.

— — Nun, wie du willst, so gieb.

Ottokar.

Nimm dich
In acht, verschütte nichts.

Agnes.

Ein Tropfen ist
Genug. Sie trinkt, wobei sie ihn unverwandt ansieht.

Ottokar.

Wie schmeckt es dir?

Agnes.

's ist kühl. Sie schauert.

Ottokar.

So trinke
Es aus.

Agnes.

Soll ich's ganz leeren?

Ottokar.

Wie du willst,
Es reicht auch hin.

Agnes.

Nun, warte nur ein Weilchen,
Ich thue alles, wie du's willst.

Ottokar.

Es ist
So gut wie Arzenei.

Agnes.

Fürs Elend.

Ottokar.

— Wie?

Agnes.

Nun, setz' dich zu mir, bis mir besser worden.
Ein Arzt, wie du, dient nicht für Geld, er hat
An der Genesung seine eigne Freude.

Ottokar.

Wie meinst du das? — Für Geld? —

Agnes.

Komm, laß uns plaudern.
Vertreibe mir die Zeit, bis ich's vollendet;
Du weißt, es sind Genesende stets schwatzhaft.

Ottokar.

— Du scheinst so seltsam mir verändert —

Agnes.

Schon?
Wirkt es so schnell? So muß ich, was ich dir
Zu sagen habe, wohl beschleunigen.

Ottokar.

Du mir zu sagen? —

Agnes.

Weißt du, wie ich heiße?

Ottokar.

Du hast verboten mir, danach zu forschen. —

Agnes.

Das heißt: du weißt es nicht. Meinst du,
Daß ich dir's glaube?

Ottokar.

Nun, ich will's nicht läugnen —

Agnes.

Wahrhaftig? Nun ich weiß auch, wer du bist!

Ottokar.

Nun?

Agnes.

Ottokar von Schroffenstein.

Ottokar.

Wie hast
Du das erfahren?

Agnes.

Ist gleichviel. Ich weiß noch mehr.
Du hast beim Abendmahle mir den Tod
Geschworen.

Ottokar.

Gott! o Gott!

Agnes.

Erschrick doch nicht!
Was macht es aus, ob ich's jetzt weiß? Das Gift
Hab' ich getrunken; du bist quitt mit Gott.

Ottokar.

Gift?

Agnes.

Hier ist's übrige, ich will es leeren.

Ottokar.

Nein, halt! — Es ist genug für dich. Gieb mir's,
Ich sterbe mit dir. *Er trinkt.*

Agnes.

Ottokar! *Sie fällt ihm um den Hals.* Ottokar!
O, wär' es Gift! und könnt' ich mit dir sterben!
Denn ist es keins, mit dir zu leben, darf
Ich dann nicht hoffen, da ich so unwürdig
An deiner Seele mich vergangen habe.

Ottokar.

Willst du's?

Agnes.

Was meinst du?

Ottokar.

Mit mir leben?
Fest an mir halten? Dem Gespenst des Mißtrauns,
Das wieder vor mir treten könnte, kühn
Entgegenschreiten? Unabänderlich,
Und wäre der Verdacht auch noch so groß,
Dem Vater nicht, der Mutter nicht so traun
Als mir?

Agnes.

O Ottokar! Wie sehr beschämst
Du mich!

Ottokar.

Willst du's? Kann ich dich ganz mein nennen?

1342. vor mir, O 127, M 39b. — S 79 hat seine Korrektur: vor mich wieder fallen lassen. Vgl. zu V. 228.

Agnes.

Ganz deine, in der grenzenlosesten
Bedeutung.

Ottokar.

Wohl, das steht nun fest und gilt
Für eine Ewigkeit; wir werden's brauchen.
Wir haben viel einander zu erklären,
Viel zu vertraun. — Du weißt, mein Bruder ist —
Von deinem Vater hingerichtet.

Agnes.

Glaubst du's?

Ottokar.

Es gilt kein Zweifel, denk' ich; denn die Mörder
Gestanden's selbst.

Agnes.

So mußt du's freilich glauben.

Ottokar.

Und nicht auch du?

Agnes.

Mich überzeugt es nicht.
Denn etwas giebt's, das über alles Wähnen
Und Wissen hoch erhaben — das Gefühl
Ist es der Seelengüte andrer.

Ottokar.

Höchstens
Gilt das für dich; denn nicht wirst du verlangen,
Daß ich mit deinen Augen sehen soll.

Agnes.

Und umgekehrt.

Ottokar.

Wirst nicht verlangen, daß
Ich meinem Vater weniger als du
Dem deinen traue.

Agnes.

Und so umgekehrt.

Ottokar.

— O Agnes, ist es möglich? Muß ich dich
So früh schon mahnen? Hast du nicht versprochen,

Mir deiner heimlichsten Gedanken keinen
Zu bergen? Denkst du, daß ich darum dich
Entgelten lassen werde, was dein Haus
Verbrach? Bist du dein Vater denn?

Agnes.

So wenig
Wie du der deinige — sonst würd' ich dich
In Ewigkeit wohl lieben nicht.

Ottokar.

Mein Vater?
Was hat mein Vater denn verbrochen? Daß
Die Unthat ihn empört, daß er den Thätern
Die Fehde angekündigt, ist's zu tadeln?
Mußt' er's nicht fast?

Agnes.

Ich will's nicht untersuchen.
Er war gereizt, 's ist wahr. Doch daß er uns
Das Gleiche, wie er meint, mit Gleichem gilt,
Und uns den Meuchelmörder schickt, das ist
Nicht groß, nicht edel.

Ottokar.

Meuchelmörder? Agnes!

Agnes.

Nun, das ist, Gott sei Dank, nicht zu bezweifeln;
Denn ich erfuhr es selbst an meinem Leibe.
Er zückte schon den Dolch, da hieb Jerome
Ihn nieder — und er liegt nun krank in Warwand.

Ottokar.

Wer that das?

Agnes.

Nun, ich kann dir jetzt ein Beispiel
Doch geben, wie ich innig dir vertraue:
Der Mörder ist dein Freund.

Ottokar.

Mein Freund?

Agnes.

Du nanntest
Ihn selbst so, und das war es, was vorher
Mich irrte.

Ottokar.

's ist wohl möglich nicht — Johann?

Agnes.

Derselbe,
Der uns auf diesem Platze überraschte.

Ottokar.

O Gott, das ist ein Irrthum — sieh, das weiß,
Das weiß ich.

Agnes.

Ei, das ist doch seltsam. Soll
Ich nun mit deinen Augen sehn?

Ottokar.

Mein Vater!
Ein Meuchelmörder! Ist er gleich sehr heftig,
Nie hab' ich anders doch ihn als ganz edel
Gekannt.

Agnes.

Soll ich nun deinem Vater mehr
Als du dem meinen traun? Stillschweigen.

Ottokar.

In jedem Falle
War zu der That Johann von meinem Vater
Gedungen nicht.

Agnes.

Kann sein. Vielleicht so wenig,
Wie von dem meinigen die Leute, die
Den Bruder dir erschlugen. Stillschweigen.

Ottokar.

Hätte nur
Jeronimus in seiner Hitze nicht
Den Menschen mit dem Schwerte gleich verwundet,
Es hätte sich vielleicht das Räthsel gleich
Gelöst.

Agnes.

Vielleicht — so gut, wie wenn dein Vater
Die Leute nicht erschlagen hätte, die
Er bei der Leiche deines Bruders fand. Stillschweigen.

Ottokar.

Ach, Agnes, diese That ist nicht zu läugnen;
Die Mörder haben's ja gestanden. —

Agnes.

Nun,
Wer weiß, was noch geschieht. Johann ist krank,
Er spricht im Fieber manchen Namen aus,
Und wenn mein Vater rachedürstend wäre,
Er könnte leicht sich einen wählen, der
Für sein Bedürfniß taugt.

Ottokar.

O Agnes! Agnes!
Ich fange an zu fürchten fast, daß wir
Doch deinem Vater wohl zu viel gethan.

Agnes.

Sehr gern nehm' ich's, wie all' die Meinigen,
Zurück, wenn wir von deinem falsch gedacht.

Ottokar.

Für meinen steh' ich.

Agnes.

So wie ich für meinen.

Ottokar.

Nun wohl, 's ist abgethan. Wir glauben uns.
— O Gott, welch eine Sonne geht mir auf!
Wenn's möglich wäre, wenn die Väter sich
So gern, so leicht wie wir verstehen wollten!
— Ja, könnte man sie nur zusammenführen!
Denn einzeln denkt nur jeder seinen einen
Gedanken, käm' der andere hinzu,
Gleich gäb's den dritten, der uns fehlt.
— Und schuldlos, wie sie sind, müßt' ohne Rede
Sogleich ein Aug' das andere verstehn.

— Ach, Agnes, wenn dein Vater sich entschlösse!
Denn kaum erwarten läßt's von meinem sich.

Agnes.

Kann sein, er ist schon auf dem Wege.

Ottokar.

Wie?
Er wird doch nicht? Unangefragt und ohne
Die Sicherheit des Zutritts —?

Agnes.

Mit dem Herold
Gleich wollt' er fort nach Rossitz.

Ottokar.

— O, das spricht
Für deinen Vater weit, weit besser als
Das Beste für den meinen. —

Agnes.

Ach, du solltest
Ihn kennen, ihn nur einmal handeln sehn!
Er ist so stark und doch so sanft. — Er hat es längst
Vergeben. —

Ottokar.

Könnt' ich das von meinem sagen!
Denn niemals hat die blinde Rachsucht, die
Ihn zügellos-wild treibt, mir wohlgethan;
Ich fürchte viel von meinem Vater, wenn
Der deinige unangefragt erscheint.

Agnes.

Nun, das wird jetzt wohl nicht geschehn; ich weiß,
Jeronimus wird ihn euch melden.

Ottokar.

Jerome?
Der ist ja selbst nicht sicher.

Agnes.

Warum das?

Ottokar.

Wenn er Johann verwundet hat, in Warwand
Verwundet hat — das macht den Vater wüthend.

Agnes.

— Es muß ein böser Mensch doch sein, dein Vater.

Ottokar.

Auf Augenblicke, ja. —

Agnes.

So solltest du
Doch lieber gleich zu deinem Vater eilen,
Zu mildern wenigstens, was möglich ist.

Ottokar.

Ich mildern? Meinen Vater? Gute Agnes,
Er trägt uns, wie die See das Schiff, wir müssen
Mit seiner Woge fort, sie ist nicht zu
Beschwören. — Nein, ich wüßte wohl was Bessers.
— Denn fruchtlos ist doch alles, kommt der Irrthum
Ans Licht nicht, der uns neckt. — Der eine ist,
Von jenem Anschlag auf dein Leben, mir
Schon klar. Der Jüngling war mein Freund, um seine
Geheimste Absicht kann ich wissen. Hier
Auf dieser Stelle, Eifersucht gequält,
Reizt' er mit bittern Worten mich, zu ziehen,
— Nicht mich zu morden, denn er sagt' es selbst,
Er wolle sterben.

Agnes.

Seltsam! Grade das
Sagt' er mir auch.

Ottokar.

Nun sieh, so ist's am Tage.

1449. wüthend, O 137, M 42a. — T 63 fälschlich: wüthen. — 1451. Statt dessen M 42a: Ist denn Antonio schon fort? — Schon längst. | Mich wundert's, daß er noch nicht bei Euch ist. | Denn stündlich auf die Rückkehr wartet schon | Mein Vater, gleich nach Ciella dann zu reiten. — | Ach, das ist sehr gefährlich. — Könntest du | Nicht lieber gleich zu u. s. w. — 1455 ff. M 42b: Er trägt uns, wie die See das leichte Schiff, | Wir müssen tanzen, wie die Wellen wanken, | Sie sind nicht zu beschwören. — Doch zu lenken | Ist noch das Schiff. — Ich wüßte wohl was Beßres. — 1463. Eifersucht gequält, O 139 und M 42b. — T 63 ändert: von Eifersucht gequält. Die beiden getrennt geschriebenen Wörter aufzufassen. M hat auch: eifersuchtgequält. Vgl. V. 2; Penth. 1127: Tod umschattete, 1895: Nachtigall durchschmetterten.

Agnes.

Das seh' ich doch nicht ein — er stellte sich
Wahnsinnig zwar, drang mir den Dolch auf, sagte,
Als ich mich weigerte, ich hätt' ihm einen
Schon in das Herz gedrückt —

Ottokar.

Nun, das brauch' ich
Wohl dir nicht zu erklären.

Agnes.

Wie?

Ottokar.

Sagt' ich
Dir nicht, daß er dich heftig liebe?

Agnes.

— O
Mein Gott, was ist das für ein Irrthum! — Nun
Liegt er verwundet in dem Kerker, niemand
Pflegt seiner, der ein Mörder heißt und doch
Ganz schuldlos ist. — Ich will sogleich auch gehen.

Ottokar.

Nur einen Augenblick noch. — So wie einer,
Kann auch der andre Irrthum schwinden. — Weißt
Du, was ich thun jetzt werde? Immer ist's
Mir aufgefallen, daß an beiden Händen
Der Bruderleiche just derselbe Finger,
Der kleine Finger, fehlte. — Mördern, denk'
Ich, müßte jedes andre Glied fast wicht'ger
Doch sein, als just der kleine Finger. Läßt
Sich was erforschen, ist's nur an dem Ort
Der That. Den weiß ich. Leute wohnen dort,
Das weiß ich auch. — Ja recht, ich gehe hin.

Agnes.

So lebe wohl denn!

Ottokar.

Eile nur nicht so;
Wird dir Johann entfliehn? — Nun pfleg' ihn nur
Und sag' ihm, daß ich immer noch sein Freund.

Agnes.

Laß gut sein, werd' ihn schon zu trösten wissen.

Ottokar.

Wirst du? Nun, einen Kuß will ich ihm gönnen.

Agnes.

Den andern giebt er mir zum Dank.

Ottokar.

Den dritten
Krieg' ich zum Lohn für die Erlaubniß.

Agnes.

Von
Johann?

Ottokar.

Das ist der vierte.

Agnes.

Ich versteh',
Versteh' schon. Nein, daraus wird nichts.

Ottokar.

Nun gut;
Das nächste Mal geb' ich dir Gift.

Agnes lacht.

Frisch aus
Der Quelle, du trinkst mit.

Ottokar lacht.

Sind wir
Nicht wie die Kinder? Denn das Schicksal zieht,
Gleich einem strengen Lehrer, kaum ein freundlich
Gesicht, sogleich erhebt der Muthwill' wieder
Sein keckes Haupt.

Agnes.

Nun bin ich wieder ernst,
Nun geh' ich.

Ottokar.

Und wann kehrst du wieder?

Agnes.

Morgen.

Ab von verschiedenen Seiten.

Zweite Scene.

Rossitz. Ein Zimmer im Schlosse.

Rupert, Santing und **Eustache** treten auf.

Rupert.

Erschlagen, sagst du?

Eustache.

Ja, so spricht das Volk.

Rupert.

Das Volk — ein Volk von Weibern wohl?

Eustache.

Mir hat's
Ein Mann bekräftigt.

Rupert.

Hat's ein Mann gehört?

Santing.

Ich hab's gehört, Herr, und ein Mann, ein Wandrer,
Der her aus Warwand kam, hat's mitgebracht.

Rupert.

Was hat er mitgebracht?

Santing.

Daß dein Johann
Erschlagen sei.

Eustache.

Nicht doch, Santing, er sagte
Nichts von Johann, vom Herold sagt' er das.

Rupert.

Wer von euch beiden ist das Weib?

Santing.

Ich sage:
Johann; und ist's der Herold, wohl, so steckt
Die Frau ins Panzerhemd, mich in den Weibsrock.

Rupert.

Mit eignen Ohren will ich's hören. Bringt
Den Mann zu mir!

Santing.

Ich zweifle, daß er noch
Im Ort.

Eustache sieht ihn an.

Er ist im Hause.

Rupert.

Einerlei.
Bringt ihn!

Santing und Eustache ab. Rupert pfeift; zwei Diener erscheinen.

Ruft gleich den Grafen Ottokar!

Diener.

Es soll geschehn, Herr. Bleibt stehen.

Rupert.

Nun? Was willst du?

Diener.

Herr,
Wir haben eine Klingel hier gekauft
Und bitten dich, wenn du uns brauchst, so klingle.

Er setzt die Klingel auf den Tisch.

Rupert.

's ist gut.

Diener.

Wir bitten dich darum; denn wenn
Du pfeifst, so springt der Hund jedwedes Mal
Aus seinem Ofenloch und denkt, es gelte ihm.

Rupert.

— 's ist gut. Diener ab.

Eustache und ein **Wanderer** treten auf.

Eustache.

Hier ist der Mann. — Hör' es nun selbst,
Ob ich dir falsch berichtet.

Rupert.

Wer bist du, mein Sohn?

1520 ff. Im M spricht der Diener in Prosa. Ebenso später beide Wanderer.

Wanderer.

Bin Hans Franz Flanz von Namen, Unterthan
Aus deiner Herrschaft, komm' vom Wandern in
Die Heimath heut zurück.

Rupert.

Du warst in Warwand;
Was sahst du da?

Wanderer.

Sie haben deinen Herold
Erschlagen.

Rupert.

Wer that es?

Wanderer.

Herr, die Namen gingen
Auf keine Eselshaut. Es waren an
Die hundert über einen, alle Graf
Sylvesters Leute.

Rupert.

War Sylvester selbst dabei?

Wanderer.

Er that, als wüßt' er's nicht, und ließ sich bei
Der That nicht sehen. Nachher, als die Stücken
Des Herolds auf dem Hofe lagen, kam er
Herunter.

Rupert.

Und was sagt' er da?

Wanderer.

Er schalt und schimpfte
Die Thäter tüchtig aus; es glaubt' ihm aber keiner.
Denn's dauerte nicht lang', so nannt' er seine
Getreuen Unterthanen sie.

Rupert nach einer Pause.

O, listig ist die Schlange — 's ist nur gut,
Daß wir das wissen, denn so ist sie's nicht
Für uns.

1537. Stücken, vgl. Herm. 1624, 1958.

Eustache zum Wanderer.

Hat denn der Herold ihn beleidigt?

Rupert.

Beleidigen! Ein Herold? der die Zange
Nur höchstens ist, womit ich ihn gekniffen.

Eustache.

So läßt sich's fast nicht denken, daß die That
Von ihm gestiftet; denn warum sollt' er
So zwecklos dich noch mehr erbittern wollen?

Rupert.

Er setzet die Erfindungskraft vielleicht
Der Rache auf die Probe — nun, wir wollen
Doch einen Henker noch zu Rathe ziehen.

Santing und ein **zweiter Wanderer** treten auf.

Santing.

Hier ist der Wandrer, Herr, er kann dir sagen,
Ob ich ein Weib, ob nicht.

Rupert wendet sich.

Es ist doch nicht
Die Höll' in seinem Dienst? —

Zweiter Wanderer.

Ja, Herr, Johann —
So heißt der Rittersmann, den sie in Warwand
Erschlagen. —

Rupert.

Und also wohl den Herold nicht?

Zweiter Wanderer.

Herr, das geschah früher.

Rupert nach einer Pause.

Tretet ab — bleib du, Santing.

Die Wanderer und Eustache ab.

Du siehst, die Sache ist ein Märchen. Kannst
Du selbst nicht an die Quelle gehn nach Warwand,
So glaub' ich's keinem.

Santing.

Herr, du hätt'st den Mann
Doch hören sollen. In dem Hause war,
Wo ich ihn traf, ein andrer noch, der ihm
Ganz fremd und der die Nachricht mit den Worten
Fast sagt', als hätt' er sie von ihm gelernt.

Rupert.

Der Herold sei's — das wollt' ich glauben; doch
Johann! Wie käm' denn der nach Warwand?

Santing.

Wie
Die Männer sprachen, hat er Agnes,
Sylvesters Tochter, morden wollen.

Rupert.

Morden?
Ein Mädchen! Sind sie toll? Der Junge ist
Verliebt in alles, was in Weiberröcken.

Santing.

Er soll den Dolch auf sie gezückt schon haben,
Da kommt Jeronimus und haut ihn nieder.

Rupert.

Jeronimus — wenn's überhaupt geschehn, —
Daß er's gethan, ist glaublich; denn ich weiß,
Der graue Geck freit um die Tochter. — Glaub's
Trotz allem nicht, bis du's aus Warwand bringst.

Santing.

So reit' ich hin — und kehr' ich heut am Tage
Nach Rossitz nicht zurück, so ist's ein Zeichen
Von meinem Tode auch.

Rupert.

Auf jeden Fall
Will ich den dritten sprechen, der dir's sagte.

1568. Der Herold sei's, M 44b, T 68. — O 150 und darnach S 93: Der Herold, sei's.

Santing.

Herr, der liegt krank im Haus.

Rupert.

So führ' mich zu ihm. *Beide ab.*

Jeronimus und Eustache treten im Gespräch von der andern Seite auf.

Eustache.

Um Gotteswillen, Ritter —

Jeronimus.

Ihm den Mörder
Zu senden, der ihm hinterrücks die Tochter
Durchbohren soll, die Schuldlosreine, die
Mit ihrem Leben nichts verbrach als dieses
Nur, daß just dieser Vater ihr es gab!

Eustache.

Du hörst mich nicht —

Jeronimus.

Was seid ihr besser denn
Als die Beklagten, wenn die Rache so
Unwürdig niedrig ist als die Beleidigung?

Eustache.

Ich sag' dir ja —

Jeronimus.

Ist das die Weis', in diesem
Zweideutig bösen Zwist dem Rechtgefühl
Der Nachbarn schleunig anzuweisen, wo
Die gute Sache sei? Nein, wahrlich, nein,
Ich weiß es nicht, und soll ich's jetzt entscheiden,
Gleich zu Sylvester wend' ich mich, nicht euch.

Eustache.

So laß mich doch ein Wort nur sprechen — sind
Wir denn die Stifter dieser That?

Jeronimus.

Ihr nicht
Die Stifter? Nun, das nenn' ich spaßhaft! Er,
Der Mörder, hat es selbst gestanden. —

Eustache.

Wer
Hat es gestanden?

Jeronimus.

Wer, fragst du? Johann.

Eustache.

O, welch ein Scheusal ist der Lügner! — Ich
Erstaun', Jeronimus, und wage kaum
Zu sagen, was ich von dir denke. Denn
Ein jedes unbestochnes Urtheil müßte
Schnell frei uns sprechen.

Jeronimus.

Schnell? Da hast du unrecht.
Als ich Sylvester hörte, hab' ich schnell
Im Geist entschieden; denn sehr würdig wies
Die Schuld er von sich, die man auf ihn bürdet.

Eustache.

Ist's möglich, du nimmst ihn in Schutz?

Jeronimus.

Haut mir
Die Hand ab, wenn ich sie meineidig hebe;
Unschuldig ist Sylvester!

Eustache.

Soll ich dir
Mehr glauben, als den Thätern, die es selbst
Gestanden?

Jeronimus.

Nun, das nenn' ich wieder spaßhaft;
Denn glauben soll ich doch von euch, daß ihr
Unschuldig, ob es gleich Johann gestanden.

Eustache.

Nun, über jedwedes Geständniß geht
Mein innerstes Gefühl doch. —

1607. unbestochnes, O 154, M 46 b. — S 96: unbestochne. Früher hatte: jeder das stark flektierte Adjektiv bei sich.

Jeronimus.

Grad' so spricht Sylvester,
Doch mit dem Unterschied, daß ich's ihm glaube.

Eustache.

Wenn jene That wie diese ist beschaffen —

Jeronimus.

Für jene, für Sylvesters Unschuld, steh' ich.

Eustache.

Und nicht für unsre?

Jeronimus.

Reinigt euch.

Eustache.

— Was hat
Der Knabe denn gestanden?

Jeronimus.

Sag' mir erst,
Was hat der Mörder ausgesagt, den man
Gefoltert? — Wörtlich will ich's wissen.

Eustache.

Ach,
Jeronimus, soll ich mich wahr dir zeigen,
Ich weiß es nicht. Denn frag' ich, heißt es stets:
Er hat's gestanden; will ich's wörtlich wissen,
So hat vor dem Geräusch ein jeder nur,
Selbst Rupert nur ein Wort gehört: Sylvester.

Jeronimus.

Selbst Rupert? Ei, wenn's nur dies Wort bedurfte,
So wußte er's wohl schon vorher, nicht wahr?
So halb und halb?

Eustache.

Gewiß hat er's vorher
Geahndet. —

Jeronimus.

Wirklich? Nun, so war auch wohl
Dies Wort nicht nöthig, und ihr hättet euch
Mit einem Blick genügt.

Eustache.

Ach, mir hat's nie
Genügt — doch muß die Flagge wehn, wohin
Der Wind. — Ich werde nie den Unglückstag
Vergessen — und es knüpft, du wirst es sehn,
Sich eine Zukunft noch von Unglück an.
— Nun sag' mir nur, was hat Johann bekannt?

Jeronimus.

Johann? Dasselbe. Er hat euren Namen
Genannt.

Eustache.

Und weiter nichts?

Jeronimus.

Das wäre schon,
Wenn nicht Sylvester edel wär', genug.

Eustache.

So glaubt er's also nicht?

Jeronimus.

Er ist der einz'ge
In seinem Warwand fast, der euch entschuldigt.

Eustache.

— Ja, dieser Haß, der die zwei Stämme trennt,
Stets grundlos schien er mir, und stets bemüht
War ich, die Männer auszusöhnen — doch
Ein neues Mißtraun trennte stets sie wieder
Auf Jahre, wenn so kaum ich sie vereinigt.
— Nun, weiter hat Johann doch nichts bekannt?

Jeronimus.

Auch dieses Wort selbst sprach er nur im Fieber.
— Doch, wie gesagt, es wär' genug.

Eustache.

So ist
Er krank?

Jeronimus.

Er phantasirt sehr heftig, spricht
Das Wahre und das Falsche durch einander. —

— Zum Beispiel: im Gebirge sei die Hölle
Für ihn, für Ottokar und Agnes doch
Der Himmel.

Eustache.

Nun, und was bedeutet das?

Jeronimus.

Ei, daß sie sich so treu wie Engel lieben.

Eustache.

Wie? Du erschreckst mich, Ottokar und Agnes?

Jeronimus.

Warum erschrickst du? Denk' ich doch, du solltest
Vielmehr dich freun. Denn fast kein Minnesänger
Könnt' etwas Besseres ersinnen, leicht
Das Wildverworrene euch aufzulösen,
Das Blutig-angefangne lachend zu
Beenden und der Stämme Zwietracht ewig
Mit seiner Wurzel auszurotten, als
— Als eine Heirath.

Eustache.

Ritter, du erweckst
Mir da Gedanken. — Aber wie? Man sagte,
— War's ein Gerücht nur blos? — Du freitest selbst
Um Agnes?

Jeronimus.

Ja, 's ist wahr. — Doch untersucht
Es nicht, ob es viel Edelmuth, ob wenig
Beweise, daß ich deinem Sohn sie gönne;
— Denn kurz, das Mädel liebt ihn.

Eustache.

Aber sag'
Mir nur, wie sie sich kennen lernten? Seit
Drei Monden erst ist Ottokar vom Hofe
Des Kaisers, dessen Edelknab' er war,
Zurück. In dieser Zeit hat er das Mädchen,
In meinem Beisein mind'stens, nicht gesehn.

1670. seiner, O 159, M 48b, T 72. — S 99: ihrer.

Jeronimus.

Doch nicht in deinem Beisein um so öfter.
Noch heute waren beid' in dem Gebirge.

Eustache.

— Nun freilich, glücklich könnte sich's beschließen.
Sylvester also wär' bereit?

Jeronimus.

Ich bin
Gewiß, daß er das Mädchen ihm nicht weigert,
Obschon von ihrer Lieb' er noch nichts weiß.
— Wenn Rupert nur —

Eustache.

's ist kaum zu hoffen, kaum.
— Versuchen will ich's. — Horch! Er kommt! Da ist er.

Rupert und **Santing** treten auf; Rupert erblickt Jeronimus, erblaßt, kehrt um.

Rupert im Abgehen.

Santing! Beide ab.

Jeronimus.

Was war das?

Eustache.

Hat er dich denn schon gesehen?

Jeronimus.

Absichtlich hab' ich ihn vermieden, um
Mit dir vorher mich zu besprechen. — Wie
Es scheint, ist er sehr aufgebracht.

Eustache.

Er ward
Ganz blaß, als er dich sah — das ist ein Zeichen
Wie matte Wolkenstreifen stets für mich;
Ich fürchte einen bösen Sturm.

Jeronimus.

Weiß er
Denn, daß Johann von meiner Hand gefallen?

1688 fehlt im M.

Eustache.

Noch wußt' er's nicht; doch hat er eben jetzt
Noch einen dritten Wanderer gesprochen.

Jeronimus.

Das ist ein böser Strich durch meinen Plan.

Rupert tritt auf.

Rupert.

Laß uns allein, Eustache.

Eustache
halblaut zu Jeronimus.

Hüte dich
Um Gotteswillen. Ab.

Jeronimus.

Sei gegrüßet!

Rupert.

Sehr
Neugierig bin ich, zu erfahren, was
Zu mir nach Rossitz dich geführt. — Du kommst
Aus Warwand — nicht?

Jeronimus.

Unmittelbar von Hause;
Doch war ich kürzlich dort.

Rupert.

So wirst du wissen,
Wir Vettern sind seit kurzer Zeit ein wenig
Schlimm übern Fuß gespannt. — Vielleicht hast du
Aufträg' an mich, kommst im Geschäft des Friedens,
Stellst selbst vielleicht die heilige Person
Des Herolds vor? —

Jeronimus.

Des Herolds? — Nein. Warum?
— Die Frag' ist seltsam. — Als dein Gast komm' ich.

Rupert.

Mein Gast — und hätt'st aus Warwand keinen Auftrag?

1703. Laß, O 162 und M 49a. — T 74: Laßt.

Jeronimus.

Zum mind'sten keinen andern, dessen ich
Mich nicht als Freund des Hauses im Gespräch
Gelegentlich entled'gen könnte.

Rupert.

Nun,
Wir brechen die Gelegenheit vom Zaune;
Sag' an!

Jeronimus.

— Sylvester will dich sprechen.

Rupert.

Mich?
Mich sprechen?

Jeronimus.

Freilich seltsam ist die Forderung,
Ja, unerhört fast — dennoch, gäb's ein Zeichen,
Ein sichres fast, von seiner Unschuld, wär'
Es dieses.

Rupert.

Unschuld?

Jeronimus.

Ja, mir ist's ein Räthsel
Wie dir, da es die Mörder selbst gestanden.
Zwar ein Geständniß auf der Folter ist
Zweideutig stets — auch war es nur ein Wort,
Das doch im Grunde stets sehr unbestimmt.
Allein, trotz allem, der Verdacht bleibt groß,
Und fast unmöglich scheint's — zum wenigsten
Sehr schwer doch, sich davon zu reinigen.

Rupert.

Meinst du?

Jeronimus.

Doch, wie gesagt, er hält's für möglich.
Er glaubt, es steck' ein Irrthum wo verborgen. —

Rupert.

Ein Irrthum?

Jeronimus.

Den er aufzudecken nichts
Bedürfe, als nur ein Gespräch mit dir.

Rupert.

— Nun, meinetwegen.

Jeronimus.

Wirklich? Willst du's thun?

Rupert.

Wenn du ihn jemals wiedersehen solltest —

Jeronimus.

— Jemals? Ich eile gleich zu ihm.

Rupert.

So sag's,
Daß ich mit Freuden ihn erwarten würde.

Jeronimus.

O, welche segensreiche Stunde hat
Mich hergeführt! — Ich reite gleich nach Warwand
Und bring' ihn her. — Möcht' er dich auch so finden,
So freundlich und so mild, wie ich. — Mach's ihm
Nicht schwer; die Sache ist verwickelt, blutig
Ist die Entscheidung stets des Schwerts, und Frieden
Ist die Bedingung doch von allem Glück.
Willst du ihn nur unschuldig finden, wirst
Du's auch. — Ich glaub's, bei meinem Eid, ich glaub's.
Ich war wie du von dem Verdacht empört,
Ein einz'ger Blick auf sein ehrwürdig Haupt
Hat schnell das Wahre mich gelehrt. —

Rupert.

Dein Amt
Scheint aus, wenn ich nicht irre.

Jeronimus.

Nur noch zur
Berichtigung etwas von zwei Gerüchten,

1734. nichts, O 166 Druckfehler: nicht. — 1738. So sag's, O 166, M 55 a, — S 103 ändert: So sag. — 1752. Scheint . . . irre, M 50 b: Ist aus, so wie ich merke.

Die bös verfälscht, wie ich fast fürchte, dir
Zu Ohren kommen möchten. —

Rupert.

Nun?

Jeronimus.

Johann
Liegt krank in Warwand.

Rupert.

Auf den Tod, ich weiß.

Jeronimus.

Er wird nicht sterben.

Rupert.

Wie es euch beliebt.

Jeronimus.

Wie?

Rupert.

Weiter — nun das andere Gerücht?

Jeronimus.

Ich wollt' dir sagen noch, daß zwar Johann
Den Dolch auf Agnes —

Rupert.

Ich hatt' ihn gedungen.

Jeronimus.

Wie sagst du?

Rupert.

Könnt's mir doch nichts helfen, wenn
Ich's läugnen wollte, da er's ja gestanden.

Jeronimus.

Vielmehr das Gegentheil — aus seiner Rede
Wird klar, daß dir ganz unbewußt die That.

Rupert.

Sylvester doch ist überzeugt, wie billig,
Daß ich so gut ein Mörder bin, wie er?

Jeronimus.

Vielmehr das Gegentheil — der Anschein hat
Das ganze Volk getäuscht; doch er bleibt stets
Unwandelbar und nennt dich schuldlos.

Rupert.

O List der Hölle, von dem böseſten
Der Teufel ausgeheckt!

Jeronimus.

Was ist das? Rupert!

Rupert faßt sich.

Das war das eine. — Nun, sprich weiter, noch
Ein anderes Gerücht wolltst du bericht'gen.

Jeronimus.

Gieb mir erst Kraft und Muth, gieb mir Vertraun!

Rupert.

Sieh zu, wie's geht — sag' an.

Jeronimus.

Der Herold ist —

Rupert.

Erschlagen, weiß ich — doch Sylvester ist
Unschuldig an dem Blute.

Jeronimus.

Wahrlich, ja;
Er lag in Ohnmacht, während es geschah.
Es hat ihn tief empört, er bietet jede
Genugthuung dir an, die du nur forderst.

Rupert.

Hat nichts zu sagen. —

Jeronimus.

Wie?

Rupert.

Was ist ein Herold?

Jeronimus.

Du bist entsetzlich. —

Rupert.

Bist du denn ein Herold? —

Jeronimus.

Dein Gast bin ich, ich wiederhol's. — Und wenn
Der Herold dir nicht heilig ist, so wird's
Der Gast dir sein.

Rupert.

Mir heilig? Ja. Doch fall'
Ich leicht in Ohnmacht.

Jeronimus.

Lebe wohl. *Schnell ab.*

*Pause; **Eustache** stürzt aus dem Nebenzimmer herein.*

Eustache.

Um Gotteswillen, rette, rette! —

Sie öffnet das Fenster.

Alles
Fällt über ihn — Jeronimus! — das Volk
Mit Keulen — rette, rette ihn! — sie reißen
Ihn nieder, nieder liegt er schon am Boden —
Um Gotteswillen, komm ans Fenster nur!
Sie tödten ihn. — Nein, wieder steht er auf,
Er zieht, er kämpft, sie weichen. — Nun ist's Zeit,
O Rupert, ich beschwöre dich! — Sie dringen
Schon wieder ein, er wehrt sich wüthend. — Rufe
Ein Wort, um aller Heil'gen willen, nur
Ein Wort aus diesem Fenster! — — Ah! jetzt fiel
Ein Schlag — — er taumelt. Ah! noch einer. — — Nun
Ist's aus. — Nun fällt er um. — Nun ist er todt. — —

Pause; Eustache tritt vor Rupert.

O, welch' entsetzliche Gelassenheit —
— Es hätte dir ein Wort gekostet, nur
Ein Schritt bis zu dem Fenster, ja, dein bloßes
Gebieterantlitz hätte sie geschreckt. —
— Mög' einst in jener bittern Stunde, wenn
Du Hülfe Gottes brauchest, Gott nicht säumen,
Wie du, mit Hülfe vor dir zu erscheinen.

Santing tritt auf.

Santing.

's ist abgethan, Herr.

Eustache.

Abgethan? Wie sagst
Du, Santing? — Rupert, abgethan?

Rupert wendet sich verlegen.

O, jetzt
Ist's klar. — Ich Thörin, die ich dich zur Rettung
Berief! — O pfui! Das ist kein schönes Werk,
Das ist so häßlich, so verächtlich, daß
Selbst ich, dein unterdrücktes Weib, es kühn
Und laut verachte. Pfui! O pfui! Wie du
Jetzt vor mir sitzest und es leiden mußt,
Daß ich in meiner Unschuld hoch mich brüste!
Denn über alles siegt das Rechtgefühl,
Auch über jede Furcht und jede Liebe.
Und nicht der Herr, der Gatte nicht, der Vater
Nicht meiner Kinder ist so heilig mir,
Daß ich den Richterspruch verleugnen sollte:
Du bist ein Mörder!

Rupert steht auf.

Wer zuerst ihn tödtlich
Getroffen hat, der ist des Todes!

Santing.

Herr,
Auf dein Geheiß —

Rupert.

Wer sagt das?

Santing.

's ist ein Faustschlag
Mir ins Gesicht.

Rupert.

Steck's ein!

Er pfeift; zwei Diener erscheinen.

Wo sind die Hunde, wenn
Ich pfeife? — Ruft den Grafen auf mein Zimmer!

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Rossitz. Zimmer im Schlosse.

Rupert und **Santing** treten auf.

Rupert.

Das eben ist der Fluch der Macht, daß sich
Dem Willen, dem leicht widerruflichen,
Ein Arm gleich beut, der fest unwiderruflich
Die That ankettet. Nicht ein Zehntheil würd'
Ein Herr des Bösen thun, müßt' er es selbst
Mit eignen Händen thun. Es heckt sein bloßer
Gedanke Unheil aus, und seiner Knechte
Geringster hat den Vortheil über ihn,
Daß er das Böse wollen darf.

Santing.

Ich kann
Das Herrschen dir nicht lehren, du nicht das
Gehorchen mir. Was Dienen ist, das weiß
Ich auf ein Haar. Befiehl, daß ich dir künftig
Nicht mehr gehorche, wohl, so will ich dir
Gehorchen.

Rupert.

Dienen! Mir gehorchen! Dienen!
Sprichst du doch wie ein Neuling. Hast du mir
Gedienet? Soll ich dir erklären, was
Ein Dienst sei? Nützen, nützen soll er. — Was

1832. **Gedanke**, M 53a, S 109. — O 175, T 80: Gedanken. — 1842. **Nützen, nützen soll er**, M 53a, T 80, S 109. — O 176 Druckfehler: Nützen, nützen, nützen soll er.

Denn ist durch deinen mir geworden, als
Der Reue ekelhaft Gefühl? Es ist
Mir widerlich, ich will's gethan nicht haben.
Auf deine Kappe nimm's — ich steck' dich in
Den Schloßthurm. —

Santing.

Mich?

Rupert.

Kommst du heraus, das schöne
Gebirgslehn wird dir nicht entgehn.

Eustache tritt auf.
Rupert steht auf, zu Santing halblaut.

Es bleibt
Dabei. In vierzehn Tagen bist du frei.
Zu Eustache. Was willst du?

Eustache.

Stör' ich?

Rupert zu Santing.

Gehe! Meinen Willen
Weißt du. Solange ich kein Knecht, soll mir
Den Herrn ein Andrer auf der Burg nicht spielen.
Den Zügel hab' ich noch; sie sollen sich
Gelassen dran gewöhnen, müßten sie
Die Zähne sich daran zerbeißen. Der
Zuerst den Herold angetastet, hat
Das Beil verwirkt. — Dich steck' ich in den Schloßthurm.
— Kein Wort, sag' ich, wenn dir dein Leben lieb!
Du hast ein Wort gedeutet eigenmächtig,
Rebellisch deines Herren Willen mißbraucht —
— Ich schenk' dirs Leben. Fort! Tritt ab! Santing ab.
Zu Eustache. Was willst du?

Eustache.

Mein Herr und mein Gemahl —

Rupert.

Wenn du
Die Rede, die du kürzlich hier begonnen,
Fortsetzen willst, so spar es auf! Du siehst,

Ich bin soeben nicht gestimmt, es an-
Zuhören.

Eustache.

Wenn ich unrecht dir gethan —

Rupert.

So werd' ich mich vor dir wohl reinigen müssen?
Soll ich etwa das Hofgesinde rufen
Und öffentlich dir Rede stehen?

Eustache.

O mein
Gemahl, ein Weib glaubt gern an ihres Mannes
Unschuld, und küssen will ich deine Hand
Mit Thränen, Freudenthränen, wenn sie rein
Von diesem Morde.

Rupert.

Wissen es die Leute,
Wie's zugegangen?

Eustache.

Selber spricht die That.
Das Volk war aufgehetzt von Santing.

Rupert.

Daß
Ich auf dein Rufen an das Fenster nicht
Erschienen, ist mir selber unerklärlich;
Sehr schmerzhaft ist mir die Erinnerung.

Eustache.

Es würde fruchtlos doch gewesen sein.
Er sank so schleunig hin, daß jede Rettung,
Die schnellste selbst, zu spät gekommen wäre.
Auch ganz aus seiner Schranke war das Volk
Und hätte nichts von deinem Wort gehört.

Rupert.

Doch hätt' ich mich gezeigt —

Eustache.

Nun, freilich wohl —

1877. das, O 179, M 54a. — T 82, S 111: dem.

Die **Kammerzofe** stürzt herein, umfaßt Eustachens Füße.

Kammerzofe.

Um deine Hülfe, Gnädigste! Erbarmung,
Gebieterin! Sie führen ihn zum Tode!
Errettung von dem Tode! Laß ihn, laß mich,
Laß uns nicht aufgeopfert werden!

Eustache.

Dich?
Bist du von Sinnen?

Kammerzofe.

Meinen Friedrich! Er
Hat ihn zuerst getroffen.

Eustache.

Wen?

Kammerzofe.

Den Ritter,
Den dein Gemahl geboten zu erschlagen.

Rupert.

Geboten — ich! Den Teufel hab' ich — Santing
Hat's angestiftet!

Kammerzofe steht auf.

Santing hat's auf dein
Geheiß gestiftet.

Rupert.

Schlange, giftige!
Aus meinen Augen, fort!

Kammerzofe.

Auf dein Geheiß
Hat's Santing angestiftet. Selbst hab' ich's
Gehört, wie du's dem Santing hast befohlen.

Rupert.

— Gehört? — Du selbst?

Kammerzofe.

Ich stand im Schloßflur, stand
Dicht hinter dir, ich hörte jedes Wort;

1886. Um deine Hilfe ꝛc. bitte ich! Wiederholt sich einigemale.

Doch du warst blind vor Wuth und sahst mich nicht.
Es haben's außer mir noch zwei gehört.

Rupert.

— 's ist gut. Tritt ab!

Kammerzofe.

So schenkst du ihm das Leben?

Rupert.

's soll aufgeschoben sein.

Kammerzofe.

O, Gott sei Dank!
Und dir sei Dank, mein bester Herr, es ist
Ein braver Bursche, der sein Leben wird
An deines setzen.

Rupert.

Gut, sag' ich. Tritt ab!

Kammerzofe ab. Rupert wirft sich auf einen Sessel, Eustache nähert sich ihm; Pause.

Eustache.

Mein theurer Freund —

Rupert.

Laß mich allein, Eustache.

Eustache.

O laß mich bleiben. — O, dies menschlich schöne
Gefühl, das dich bewegt, löscht jeden Fleck;
Denn Reue ist die Unschuld der Gefallnen.
An ihrem Glanze weiden will ich mich,
Denn herrlicher bist du mir nie erschienen,
Als jetzt.

Rupert.

Ein Elender bin ich. —

Eustache.

Du glaubst
Es. — Ah! der Augenblick nach dem Verbrechen
Ist oft der schönste in dem Menschenleben,
Du weißt's nicht — ach, du weißt es nicht, und grade
Das macht dich herrlich. Denn nie besser ist
Der Mensch, als wenn er es recht innig fühlt,
Wie schlecht er ist.

Rupert.

Es kann mich keiner ehren;
Denn selbst ein Ekel bin ich mir.

Eustache.

Den soll
Kein Mensch verdammen, der sein Urtheil selbst
Sich spricht. O hebe dich! Du bist so tief
Bei weitem nicht gesunken, als du hoch
Dich heben kannst.

Rupert.

Und wer hat mich so häßlich
Gemacht? O, hassen will ich ihn. —

Eustache.

Rupert!
Du könntest noch an Rache denken?

Rupert.

Ob
Ich an die Rache denke? — Frage doch,
Ob ich noch lebe!

Eustache.

Ist es möglich? O,
Nicht diesen Augenblick zum wenigsten
Wirst du so bös beflecken — Teufel nicht
In deiner Seele dulden, wenn ein Engel
Noch mit mir spricht aus deinen Zügen.

Rupert.

Soll
Ich dir etwa erzählen, daß Sylvester
Viel Böses mir gethan? Und soll ich's ihm
Verzeihn, als wär' es nur ein Weiberschmollen?
Er hat mir freilich nur den Sohn gemordet,
Den Knaben auch, der lieb mir wie ein Sohn —

Eustache.

O, sprich's nicht aus! Wenn dich die That gereut,
Die blutige, die du gestiftet, wohl,
So zeig's und ehre mindestens im Tode
Den Mann, mit dessen Leben du gespielt.

Der Abgeschiedene hat es beschworen:
Unschuldig ist Sylvester! *Rupert sieht ihr starr ins Gesicht.*
So unschuldig,
An Peters Mord, wie wir an jenem Anschlag
Auf Agnes' Leben.

Rupert.

Ueber die Vergleichung!

Eustache.

Warum nicht, mein Gemahl? Denn es liegt alles
Auf beiden Seiten gleich, bis selbst auf die
Umstände nach der That. Du fandst Verdächt'ge
Bei deinem todten Kinde, so in Warwand;
Du hiebst sie nieder, so in Warwand; sie
Gestanden Falsches, so in Warwand; du
Vertrautest ihnen, so in Warwand. — Nein,
Der einz'ge Umstand ist verschieden, daß
Sylvester selber doch dich freispricht.

Rupert.

O,
Gewendet listig haben sie das ganze
Verhältniß, mich, den Kläger, zum Verklagten
Gemacht. — Und um das Bubenstück, das mich
Der ganzen Welt als Mörder zeigt, noch zu
Vollenden, so verzeiht er mir!

Eustache.

Rupert!
O welch ein häßlicher Verdacht, der schon
Die Seele schändet, die ihn denkt!

Rupert.

Verdacht
Ist's nicht in mir, es ist Gewißheit. Warum
Meinst du, hätt' er mir wohl verziehen, da
Der Anschein doch so groß, als nur, damit
Ich gleich gefällig mich erweise? Er
Kann sich nicht reinigen, er kann es nicht,
Und nun, damit ich's ihm erlass', erläßt
Er's mir. — Nun, halb zum wenigsten soll ihm
Das Bubenstück gelingen nur. Ich nehme

Den Mord auf mich — und hätt' der Jung' das Mädchen
Erschlagen, wär's mir recht.

Eustache.

Das Mädchen? O
Mein Gott, du wirst das Mädchen doch nicht morden?

Rupert.

Die Stämme sind zu nah gepflanzet, sie
Zerschlagen sich die Äste.

Eustache zu seinen Füßen.

O, verschone,
Auf meinen Knieen bitt' ich dich, verschone
Das Mädchen — wenn dein eigner Sohn dir lieb,
Wenn seine Liebe lieb dir, wenn auf immer
Du seinen Fluch dir nicht bereiten willst,
Verschone Agnes! —

Rupert.

Welche seltsame
Anwandlung? Mir den Fluch des Sohnes?

Eustache.

Ja,
Es ist heraus — auf meinen Knien beschwöre
Ich dich, bei jener ersten Nacht, die ich
Am Tage vor des Priesters Spruch dir schenkte,
Bei unserm einz'gen Kind, bei unserm letzten,
Das du hinopferst und das du doch nicht
Geboren hast, wie ich: o, mache diesem
Unselig-bösen Zwist ein Ende, der
Bis auf den Namen selbst den ganzen Stamm
Der Schroffensteine auszurotten droht!
Gott zeigt den Weg selbst zur Versöhnung dir.
Die Kinder lieben sich, ich habe sichre
Beweise. —

Rupert.

Lieben?

Eustache.

Unerkannt hat Gott
In dem Gebirge sie vereint.

1974 f. Reminiscenz aus Lessings Nathan II, 5: Der große Mann braucht überall viel Boden, | Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen | Sich nur die Äste.

Rupert.

Gebirg?

Eustache.

Ich weiß es von Jeronimus; der Edle,
Vortreffliche! Sein eigner Plan war es,
Die Stämme durch die Heirath zu versöhnen,
Und selbst sich opfernd, trat er seine Braut
Dem Sohne seines Freundes ab. — O ehre
Im Tode seinen Willen, daß sein Geist
In deinen Träumen dir nicht mit Entsetzen
Begegne! — Sprich, o sprich den Segen aus!
Mit Thränen küss' ich deine Kniee, küsse
Mit Inbrunst deine Hand, die, ach! noch schuldig,
Was sie am Altar mir versprach — o, brauche
Sie einmal doch zum Wohlthun, gieb dem Sohne
Die Gattin, die sein Herz begehrt, und dir
Und mir und allen Unsrigen den Frieden! —

Rupert.

Nein, sag' mir, hab' ich recht gehört? Sie sehen
Sich im Gebirge, Ottokar und Agnes?

Eustache steht auf.

O Gott, mein Heiland, was hab' ich gethan?

Rupert steht auf.

Das freilich ist ein Umstand von Bedeutung.

Er pfeift; zwei Diener erscheinen.

Eustache.

Wär's möglich? Nein. — O Gott sei Dank! Das wäre
Ja selbst für einen Teufel fast zu boshaft. —

Rupert zu den Dienern.

Ist noch der Graf zurück nicht vom Spaziergang?

Diener.

Nein, Herr.

Rupert.

Wo ist der Santing?

2016 ff. Im M spricht der Diener wieder in Prosa.

Diener.

Bei der Leiche.

Rupert.

Führ' mich zu ihm. Ab.

Eustache ihm nach.

Rupert! Rupert! O höre! —

Alle ab.

Zweite Scene.

Warwand. Zimmer im Schlosse.

Sylvester tritt auf, öffnet ein Fenster und bleibt mit Zeichen einer tiefen Bewegung davor stehen. **Gertrude** tritt auf und nähert sich ihm mit verdecktem Gesicht.

Gertrude.

Weißt du es?

Agnes tritt auf.

Agnes

noch an der Thür, halblaut.

Mutter! Mutter!

Gertrude sieht sich um, Agnes nähert sich ihr.

Weißt du die
Entsetzensthat? Jerome ist erschlagen.

Gertrude giebt ihr ein bejahendes Zeichen.

Weiß er's?

Gertrude

wendet sich zu Sylvester.

Sylvester!

Sylvester ohne sich umzusehen.

Bist du es, Gertrude?

Gertrude.

Wenn
Ich wüßte, wie du jetzt gestimmt, viel hätt' ich
Zu sagen dir.

Sylvester.

Es ist ein trüber Tag
Mit Wind und Regen, viel Bewegung draußen. —
Es zieht ein unsichtbarer Geist gewaltig
Nach einer Richtung alles fort, den Staub,
Die Wolken und die Wellen. —

Gertrude.

Willst du mich,
Sylvester, hören?

Sylvester.

Sehr beschäftigt mich
Dort jener Segel — siehst du ihn? Er schwankt
Gefährlich, übel ist sein Stand, er kann
Das Ufer nicht erreichen. —

Gertrude.

Höre mich,
Sylvester! Eine Nachricht hab' ich dir
Zu sagen von Jerome.

Sylvester.

Er, er ist
Hinüber — *Er wendet sich.* ich weiß Alles.

Gertrude.

Weißt du's? Nun,
Was sagst du?

Sylvester.

Wenig will ich sagen. Ist
Theistin noch nicht zurück?

Gertrude.

So willst du nun
Den Krieg beginnen?

Sylvester.

Kenn' ich doch den Feind.

Gertrude.

Nun freilich, wie die Sachen stehn, so mußt
Du's wohl. Hat er den Vetter hingerichtet,
Der schuldlos war, so wird er dich nicht schonen.
Die Zweige abzuhaun des ganzen Stammes,
Das ist sein überlegter Plan, damit
Das Mark ihm seinen Wipfel höher treibe.

Sylvester.

Den Edelen, der nicht einmal als Herold
Gekommen, der als Freund nur das Geschäft
Betrieb des Friedens, preiszugeben — ihn,

Um sich an mir zu rächen, preiszugeben
Dem Volke —

Gertrude.

Nun doch, endlich wirst du ihn
Nicht mehr verkennen?

Sylvester.

Ihn hab' ich verkannt,
Jeronimus — hab' ihn der Mitschuld heute
Geziehen, der sich heut für mich geopfert.
Denn wohl geahndet hat es ihm — mich hielt
Er ab und ging doch selbst nach Rossitz, der
Nicht sichrer war, als ich. —

Gertrude.

Konnt' er denn anders?
Denn weil du Rupert stets mit blinder Neigung
Hast freigesprochen, ja, sogar gezürnt,
Wenn man es nur gewagt, ihm zu mißtraun,
So mußt' er freilich zu ihm gehen. —

Sylvester.

Nun,
Beruh'ge dich — fortan kein anderes
Gefühl als nur der Rache will ich kennen,
Und wie ich duldend einer Wolke gleich
Ihm lange überm Haupt geschwebt, so fahr'
Ich einem Blitze gleich jetzt über ihn.

Theistiner tritt auf.

Theistiner.

Hier bin ich wieder, Herr, von meinem Zuge
Und bringe gleich dir fünf Vasallen mit.

Sylvester wendet sich schnell.

Wo sind sie?

Theistiner.

Unten in dem Saale. Drei,
Der Manso, Vitina, Paratzin, haben
Auf ihren Kopf ein dreißig Männer gleich
Nach Warwand mitgebracht.

2064. dir, M 60 a. — O 198 u. f. A.: die. Einer bestimmten Anzahl Vasallen, die Theistiner bringen soll, ist vorher nicht Erwähnung geschehen.

Sylvester.

Ein dreißig Männer?
— Ein ungesprochner Wunsch ist mir erfüllt.
— Laßt mich allein, ihr Weiber. *Die Weiber ab.*
Wenn sie so
Ergeben sich erweisen, sind sie wohl
Gestimmt, daß man sie schleunig brauchen kann?

Theistiner.

Wie den gespannten Bogen, Herr; der Mord
Jeromes hat ganz wüthend sie gemacht.

Sylvester.

So wollen wir die Witterung benutzen.
Er will nach meinem Haupte greifen, will
Es — nun, so greif' ich schnell nach seinem. Dreißig,
Sagst du, sind eben eingerückt, ein zwanzig
Bring' ich zusammen; das ist mit dem Geiste,
Der mit uns geht, ein Heer — Theistin, was meinst du?
Noch diese Nacht will ich nach Rossitz.

Theistiner.

Herr,
Gieb mir ein funfzehn von dem Trupp, spreng' ich
Die Thore selbst und öffne dir den Weg.
Ich kenn' das Nest, als wär's ein Dachsloch — noch
Erwarten sie von uns nichts Böses; ich
Beschwör's: die sieben Bürger halten Wache
Noch, wie in Friedenszeiten.

Sylvester.

So bleibt's dabei.
Du nimmst den Vortrab. Wenn es finster, brechen
Wir auf. Den ersten Zugang überrumpelst
Du, selber folg' ich auf dem Fuße, bei
Jeromes Leiche sehen wir uns wieder.
Ich will ihm eine Todtenfeier halten,
Und Rossitz soll wie Fackeln sie beleuchten.
Nun fort zu den Vasallen! *Beide ab.*

Dritte Scene.

Bauernküche.

Barnabe am Herd. Sie rührt einen Kessel, der über Feuer steht.

Barnabe.

Zuerst dem Vater:
Ruh in der Gruft: daß ihm ein Frevlerarm nicht
Ueber das Feld trage die Knochen umher!
Leichtes Erstehn: daß er hoch jauchzend das Haupt
Dränge durchs Grab, wenn die Posaune ihm ruft!
Ewiges Glück: daß sich die Pforte ihm weit
Öffne, des Lichts Glanzstrom entgegen ihm wog'!

Ursula
außerhalb der Scene.

Barnabe! Barnabe!
Rührst du den Kessel?

Barnabe.

Ja doch, ja, mit beiden Händen;
Ich wollt', ich könnt' die Füß' auch brauchen.

Ursula.

Aber
Du sprichst nicht die drei Wünsche. —

Barnabe.

Nun, das gesteh' ich!
Wenn unser Herrgott taub wie du, so hilft
Es Alles nichts. — Dann der Mutter:
Alles Gedeihn: daß ihr die Landhexe nicht
Giftigen Blicks tödte das Kalb in der Kuh!
Heil an dem Leib: daß ihr der Krebs mit dem Blut-
Läppchen im Schutt schwinde geschwinde dahin!
Leben im Tod: daß ihr kein Teufel die Zung'
Strecke heraus, wenn sie an Gott sich empfiehlt!

2096. Frevlerarm, M 61a, S 124. — O 199, T 91: Frevelarm. O 202 bei Wiederholung V. 2136: Frevlerarm. Die Möglichkeit ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß Kleist O 199 absichtlich Frevelarm geschrieben hat, denn im „Zweikampf" S. 240 (34) werden zwei Personen ein Frevelpaar genannt. — 2102 ff. Die ganze Scene im M mit Ausnahme des Beschwörungsliedes und der Worte Ottokars in Prosa. — 2110. O 200, M 61a. — T 92 nach: Blut statt des Bindestrichs ein Komma, wodurch die Stelle sinnlos wird.

Nun für mich:
Freuden vollauf: daß mich ein stattlicher Mann
Ziehe mit Kraft kühn ins hochzeitliche Bett!
Gnädiger Schmerz: daß sich —

Ursula.

Barnabe! Böses Mädel! Hast den Blumenstaub
Vergessen und die Wolfkrautskeime.

Barnabe.

Nein
Doch, nein, 's ist Alles schon hinein. Der Brei
Ist dick, daß schon die Kelle stehet.

Ursula.

Aber
Die ungelegten Eier aus dem Hechtsbauch?

Barnabe.

Schneid' ich noch einen auf?

Ursula.

Nein, warte noch!
Ich will erst Fliederblüthe zubereiten.
Laß du nur keinen in die Küche, hörst du?
Und rühre fleißig, hörest du? Und sag'
Die Wünsche, hörst du?

Barnabe.

Ja doch, ja. — Wo blieb
Ich stehn? Freuden vollauf — Nein, das ist schon vorbei.
Gnädiger Schmerz: daß sich die liebliche Frucht
Winde vom Schooß, o! nicht mit Ach! mir und Weh!
Weiter mir nichts! Bleibt mir ein Wünschen noch frei,
Gütiger Gott, mache die Mutter gesund!

Sie hält wie ermüdet inne.

Ja, lieber Gott! — Wenn's Glück so süß nicht wär',
Wer würd' so sauer sich darum bemühn? —
Von vorn! Zuerst dem Vater:

2117. M 61 a: Blüthe des Leibs: daß mir. — 2129 ff. M 61 b: Blüthe des Leibs: daß mir kein giftiger Duft | Sudle das Blut, Furchen mir ätz' in die Haut. | Fröhlichen Tod: fröhlich im gleitenden Kahn, | Bin ich am Ziel, stoße er sanft an das Land.

Ruh in der Gruft: daß ihm ein Frevlerarm nicht
Ueber das Feld — — Ah!

Sie erblickt Ottokar, der bei den letzten Worten hereingetreten ist.

Ottokar.

Was sprichst du mit
Dem Kessel, Mädchen? Bist du eine Hexe,
Du bist die lieblichste, die ich gesehn,
Und thust, ich wette, keinem Böses, der
Dir gut.

Barnabe.

Geh h'raus, du lieber Herr, ich bitte dich.
In dieser Küche darf jetzt niemand sein,
Die Mutter selbst nicht, außer ich.

Ottokar.

Warum
Denn just nur du?

Barnabe.

Was weiß ich? Weil ich eine Jungfrau bin.

Ottokar.

Ja, darauf schwör' ich. Und wie heißt du denn,
Du liebe Jungfrau?

Barnabe.

Barnabe.

Ottokar.

So? Deine Stimme
Klingt schöner als dein Name.

Ursula.

Barnabe! Barnabe!
Wer spricht denn in der Küch'?

Ottokar macht ein bittend Zeichen.

Barnabe.

Was sagst du, Mutter?

Ursula.

Bist du es? Sprichst du die drei Wünsche?

Barnabe.

Ja doch, ja,

2137. M 61b: Ueber das Feld trage die Knochen umher. | Leichtes Erstehn: daß er hochjauchzend das Haupt | Dränge durchs Grab — — Ah!

Sei doch nur ruhig!

Sie fängt wieder an, im Kessel zu rühren.

Aber nun geh fort,
Du lieber Herr! Denn meine Mutter sagt,
Wenn ein Unreiner zusieht, taugt der Brei nicht.

Ottokar.

Doch wenn ein Reiner zusieht, wird er um
So besser.

Barnabe.

Davon hat sie nichts gesagt.

Ottokar.

Weil's sich von selbst ergiebt.

Barnabe.

Nun, freilich wohl,
Es scheint mir auch. Ich will die Mutter fragen.

Ottokar.

Wozu? Das wirst du selber ja verstehn.

Barnabe.

Nun, störe mich nur nicht! 's ist unser Glücksbrei,
Und ich muß die drei Wünsche dazu sagen.

Ottokar.

Was kochst du denn?

Barnabe.

Ich? — Einen Kindesfinger.
Ha! ha! Nun denkst du, ich sei eine Hexe.

Ottokar.

Kin — Kindesfinger?

Ursula.

Barnabe! Du böses Mädel!
Was lachst du?

Barnabe.

Ei, was lach' ich? Ich bin lustig
Und sprech' die Wünsche.

Ursula.

Meinen auch vom Krebse?

Barnabe.

Ja, ja. Auch den vom Kalbe.

Ottokar.

Sag' mir — hab'
Ich recht gehört? —

Barnabe.

Nein, sieh, ich plaudre nicht.
Ich muß die Wünsche sprechen, laß mich sein,
Sonst schilt die Mutter, und der Brei verdirbt.

Ottokar.

Hör', weißt du was? Bring' diesen Beutel deiner Mutter,
Er sei dir auf den Herd gefallen, sprich,
Und komm schnell wieder!

Barnabe.

Diesen Beutel? 's ist
Ja Geld darin. —

Ottokar.

Gieb's nur der Mutter dreist,
Jedoch verschweig's, von wem er kommt. Nun geh!

Barnabe.

Du lieber Gott, bist du ein Engel?

Ottokar.

Fort! und komm bald wieder.

Er schiebt sie sanft ins Nebenzimmer; lebhaft auf= und niedergehend.

Ein Kindesfinger! Wenn's der kleine wäre!
Wenn's Peters kleiner Finger wäre! Wiege
Mich, Hoffnung, einer Schaukel gleich, und gleich
Als spielt' geschlossnen Auges schwebend mir
Ein Windzug um die offne Brust, so wende
Mein Innerstes sich vor Entzücken. — Wie
Gewaltig, Glück, klopft deine Ahndung an
Die Brust! Dich selbst, o Uebermaß, wie werd'
Ich dich ertragen! — Horch! Sie kommt! Jetzt werd' ich's hören.

Barnabe tritt auf, er geht ihr entgegen und führt sie in den Vordergrund.

Nun, sage mir, wie kommt ihr zu dem Finger?

Barnabe.

Ich hab' mit Muttern kürzlich ihn gefunden.

2182. Die Brust, M 64a: Das Herz.

Ottokar.

Gefunden blos? Auf welche Art?

Barnabe.

Nun, dir
Will ich's schon sagen, wenn's gleich Mutter mir
Verboten.

Ottokar.

Ja, das thu!

Barnabe.

Wir suchten Kräuter
Am Waldstrom im Gebirg, da schleifte uns
Das Wasser ein ertrunken Kind ans Ufer.
Wir zogen's drauf heraus, bemühten viel
Uns um das arme Wurm; vergebens, es
Blieb todt. Drauf schnitt die Mutter, die's versteht,
Dem Kinde einen kleinen Finger ab;
Denn der thut nach dem Tod mehr Gutes noch,
Als eines Auferwachsnen ganze Hand
In seinem Leben. — Warum stehst du so
Tiefsinnig? Woran denkest du?

Ottokar.

An Gott.
Erzähle mehr noch! Du und deine Mutter —
War niemand sonst dabei?

Barnabe.

Gar niemand.

Ottokar.

Wie?

Barnabe.

Als wir den Finger abgelöset, kamen
Zwei Männer her aus Warwand, welche sich
Den von der Rechten lösen wollten. Der
Hilft aber nichts; wir machten uns davon,
Und weiter weiß ich nichts.

Ottokar.

Es ist genug.
Du hast gleich einer heil'gen Offenbarung
Das Unbegriffne mir erklärt. Das kannst

Du nicht verstehn, doch sollst du's bald. — Noch eins:
In Warwand ist ein Mädchen, dem ich auch
So gut wie dir. Die spräch' ich gern noch heut
In einer Höhle, die ihr wohl bekannt.
Die Tochter ist es auf dem Schlosse, Agnes —
Du kannst nicht fehlen.

Barnabe.

Soll ich sie dir rufen?
Nun ja, es wird ihr Freude machen auch.

Ottokar.

Und dir. Wir wollen's beide dir schon lohnen.
Doch mußt du's selbst ihr sagen, keinem andern
Vertraun, daß dich ein Jüngling abgeschickt,
Verstehst du? Nun, das weißt du wohl. — Und daß
Du Glauben finden mögest auch bei ihr,
Nimm dieses Tuch, und diesen Kuß gieb ihr. Ab.

Barnabe sieht ihm nach, seufzt und geht ab.

Vierte Szene.

Eine andere Gegend im Gebirge.

Rupert und **Santing** treten auf.

Santing.

Das soll gewöhnlich sein Spaziergang sein,
Sagt mir der Jäger. Selber hab' ich ihn
Zweimal und sehr erhitzt auf dieser Straße
Begegnet. Ist er im Gebirg, so ist's
Auch Agnes, und wir fangen beid' zugleich.

Rupert setzt sich auf einen Stein.

Es ist sehr heiß mir und die Zunge trocken.

Santing.

Der Wind geht kühl doch übers Feld.

Rupert.

Ich glaub',
's ist innerlich.

2218 ff. M 65 b: Verstehst Du? Nun, das weißt Du wohl. Ihr kannst | Du alles sagen, auch vom Finger ihr | Erzählen, sie verräth Dich nicht, wie ich. | Und daß Du Glauben finden mögst bei ihr, | Nimm dieses Tuch, und diesen Kuß gieb ihr.

Santing.

Fühlst du nicht wohl dich?

Rupert.

Nein.

Mich dürstet.

Santing.

Komm an diesen Quell.

Rupert.

Löscht er

Den Durst?

Santing.

Das Wasser mindestens ist klar,
Daß du darin dich spiegeln könntest. Komm!

Rupert steht auf, geht zum Quell, neigt sich über ihn, und plötzlich mit der Bewegung des Abscheus wendet er sich.

Santing.

Was fehlt dir?

Rupert.

Eines Teufels Antlitz sah
Mich aus der Welle an.

Santing lachend.

Es war dein eignes.

Rupert.

Skorpion von einem Menschen! Setzt sich wieder.

Barnabe tritt auf.

Barnabe.

Hier geht's nach Warwand doch, gestrenger Ritter?

Santing.

Was hast du denn zu thun dort, schönes Kind?

Barnabe.

Bestellungen an Fräulein Agnes.

Santing.

So?

Wenn sie so schön wie du, so möcht' ich mit dir gehn.
Was wirst du ihr denn sagen?

2235ff. Im M 132 f. ist dieser kurze Auftritt mit Barnabe in Prosa.

Barnabe.
Sagen? Nichts;
Ich führe sie blos ins Gebirg.

Santing.
Heut noch?

Barnabe.
Kennst du sie?

Santing.
Wen'ger noch, als dich,
Und es betrübt mich wen'ger. — Also heute noch?

Barnabe.
Ja, gleich. — Und bin ich auf dem rechten Weg?

Santing.
Wer schickt dich denn?

Barnabe.
Wer? — Meine Mutter.

Santing.
So?
Nun, geh nur, geh auf diesem Wege fort,
Du kannst nicht fehlen.

Barnabe.
Gott behüte euch. Ab.

Santing.
Hast du's gehört, Rupert? Sie kommt noch heut
In das Gebirg. Ich wett', das Mädchen war
Von Ottokar geschickt.

Rupert steht auf.
So führ' ein Gott,
So führ' ein Teufel sie mir in die Schlingen,
Gleichviel! Sie haben mich zu einem Mörder
Gebrandmarkt, boshaft im voraus. — Wohlan,
So sollen sie denn recht gehabt auch haben.
— Weißt du den Ort, wo sie sich treffen?

Santing.
Nein,
Wir müssen ihnen auf die Fährte gehn.

Rupert.
So komm.

Beide ab.

Fünfte Scene.

Rossitz. Ein Gefängniß im Thurm.

Die Thür öffnet sich, **Fintenring** tritt auf.

Ottokar noch draußen.

Mein Vater hat's befohlen?

Fintenring.

In der eignen
Person, du möchtest gleich bei deinem Eintritt
Ins Thor uns folgen nur, wohin wir dich
Zu führen haben. Komm, du alter Junge,
Komm h'rein.

Ottokar.

Hör', Fintenring, du bist mit deinem
Satyrngesicht verdammt verdächtig mir.
Nun, weil ich doch kein Mädchen, will ich's thun.

Er tritt auf, der **Kerkermeister** folgt ihm.

Fintenring.

Der Ort ist, siehst du, der unschuldigste.
Denn hier auf diesen Quadersteinen müßt's
Selbst einen Satyr frieren.

Ottokar.

Statt der Rosen
Will er mit Ketten mich und Banden mich
Umwinden — denn die Grotte, merk' ich wohl,
Ist ein Gefängniß.

Fintenring.

Hör', das giebt vortreffliche
Gedanken! Morgen, wett' ich, ist dein Geist
Fünf Jahre älter, als dein Haupt.

Ottokar.

Wär' ich
Wie du, ich nähm' es an. Denn deiner straft
Dein graues Haupt um dreißig Jahre Lügen.
— Nun komm, ich muß zum Vater.

Vor 2255 ff. Fintenring, O 216 ff. u. f. A.: Vetorin. Vgl. Anm. zu Z. 13 des Personenverzeichnisses. — 2261. Satyrngesicht, O 216, M 68 a, T 99. — S 135: Satyrgesicht.

Fintenring tritt ihm in den Weg.

Nein, im Ernst,
Bleib hier und sei so lustig, wie du kannst.

Ottokar.

Bei meinem Leben, ja, das bin ich nie
Gewesen so wie jetzt und möchte dir
Die zähnelosen Lippen küssen, Alter!
Du gehst auch gern nicht in den Krieg; nun, höre:
Sag' deinem Weibe nur, ich bring' den Frieden.

Fintenring.

Im Ernst?

Ottokar.

Bei meinem Leben, ja.

Fintenring.

Nun, morgen
Mehr. Lebe wohl.

Zum Kerkermeister.

Verschließe hinter mir
Sogleich die Thüre.

Zu Ottokar, da dieser ihm folgen will.

Nein, bei meinem Eid,
Ich sag' dir, auf Befehl des Vaters bist
Du ein Gefangner.

Ottokar.

Was sagst du?

Fintenring.

Ich soll
Dir weiter gar nichts sagen, außer dies.

Ottokar.

Nun?

Fintenring.

Ei, daß ich nichts sagen soll.

Ottokar.

O, bei
Dem großen Gott des Himmels, sprechen muß
Ich gleich ihn — eine Nachricht von dem höchsten

2278. gehst, M 68b: ziehst über durchstrichenem: gehst.

Gewicht, die keinen Aufschub duldet, muß
Ich mündlich gleich ihm hinterbringen.

Fintenring.

So
Kannst du dich trösten mindestens, er ist
Mit Santing fort, es weiß kein Mensch wohin.

Ottokar.

Ich muß sogleich ihn suchen, laß mich —

Fintenring tritt ihm in den Weg.

Ei,
Du scherzest wohl.

Ottokar.

Nein, laß mich! Nein, ich scherze,
Bei meiner Ritterehre, nicht mit deiner.
's ist plötzlich mir so ernst zu Muth geworden,
Als wäre ein Gewitter in der Luft.
Es hat die höchste Eil' mit meiner Nachricht,
Und läss'st du mich gutwillig nicht, so wahr
Ich leb', ich breche durch.

Fintenring.

Durchbrechen, du?
Sprichst doch mit mir gleich wie mit einem Weibe!
Du bist mir anvertraut auf Haupt und Ehre —
Tritt mich mit Füßen erst, dann bist du frei.
— Nein, hör, ich wüßte was Gescheiteres:
Gedulde dich ein Stündchen, führ' ich selbst,
Sobald er rückkehrt, deinen Vater zu dir.

Ottokar.

Sag' mir um's Himmelswillen nur, was hab'
Ich Böses denn gethan?

Fintenring.

Weiß nichts. — Noch mehr:
Ich schick' dem Vater Boten nach, daß er
So früher heimkehrt.

Ottokar.

Nun denn, meinetwegen.

Fintenring.

So lebe wohl.

Zum Kerkermeister.

Und du thust deine Pflicht.

Fintenring und der Kerkermeister ab; die Thür wird verschlossen.

Ottokar sieht ihnen nach.

Ich hätte doch nicht bleiben sollen. — Gott
Weiß, wann der Vater wiederkehrt. — Sie wollten
Ihn freilich suchen. — Ach, es treibt der Geist
Sie nicht, der Alles leistet. — — Was, zum Henker,
Es geht ja nicht, ich muß hinaus, ich habe
Ja Agnes ins Gebirg beschieden. — Fintenring!
Fintenring! An die Thüre klopfend. Daß ein Donner, Tauber, das
Gehör dir öffnete! Fintenring! — — Schloß
Von einem Menschen, den kein Schlüssel schließt,
Als nur sein Herr! Dem dient er mit stockblinder
Dienstfertigkeit, und wenn sein Dienst auch zehnmal
Ihm Schaden brächt', doch dient' er ihm. — Ich wollt'
Ihn doch gewinnen, wenn er nur erschiene,
Denn nichts besticht ihn, außer daß man ihm
Das sagt. — — Zum mind'sten wollt' ich ihn doch eher
Gewinnen als die tauben Wände! Himmel
Und Hölle! Daß ich einem Schäfer gleich
Mein Leid den Felsen klagen muß! — — So will
Ich mich, Geduld, an dir, du Weibertugend, üben.
— 's ist eine schnöde Kunst, mit Anstand viel
Zu unterlassen — und ich merk' es schon,
Es wird mehr Schweiß mir kosten, als das Thun.

Er will sich setzen.

Horch! Horch! Es kommt.

Der Kerkermeister öffnet **Eustachen** die Thüre.

Eustache zu diesem.

Ich werd' es dir vergelten.

Ottokar.

Ach, Mutter!

Eustache.

Hör', mein Sohn, ich habe dir
Entsetzliches zu sagen.

2323. Schaden, M 69a: Schäden.

Ottokar.

Du erschreckst mich —
— Wie bist du so entstellt?

Eustache.

Das eine wirst
Du wissen schon: Jerome ist erschlagen.

Ottokar.

Jeronimus? O Gott des Himmels! Wer
Hat das gethan?

Eustache.

Das ist nicht alles. Rupert
Kennt deine Liebe. —

Ottokar.

Wie? Wer konnt' ihm die
Entdecken?

Eustache.

Frage nicht — o, deine Mutter,
Ich selbst. Jerome hat es mir vertraut,
Mich riß ein übereilter Eifer hin —
Der Wüthrich, den ich niemals so gekannt —

Ottokar.

Von wem sprichst du?

Eustache.

O Gott, von deinem Vater.

Ottokar.

Noch fass' ich dich nur halb — laß doch dir sagen
Vor allen Dingen: Alles ist gelöset,
Das ganze Räthsel von dem Mord. Die Männer,
Die man bei Peters Leiche fand, sie haben
Die Leiche selbst gefunden, ihr die Finger
Aus Vorurtheil nur abgeschnitten. — Kurz,
Rein wie die Sonne ist Sylvester.

Eustache.

O
Jesus! Und jetzt erschlägt er seine Tochter. —

Ottokar.

Wer?

Eustache.

Rupert. Wenn sie in dem Gebirge jetzt,
Ist sie verloren. — Er und Santing sucht sie.

Ottokar eilt zur Thür.

Fintenring! Fintenring! Fintenring!

Eustache.

Höre
Mich an, er darf dich nicht befrein, sein Haupt
Steht drauf. —

Ottokar.

Er oder ich. — Fintenring! —

Er sieht sich um.

Nun,
So helfe mir die Mutter Gottes denn! —

Er hängt einen Mantel um, der auf dem Boden lag.

Und dieser Mantel bette meinem Fall.

Er klettert in ein unvergittert Fenster.

Eustache.

Um Gotteswillen, springen willst du doch
Von diesem Thurm nicht? Rasender! Der Thurm
Ist funfzig Fuß hoch und der ganze Boden
Gepflastert. — Ottokar! Ottokar!

Ottokar von oben.

Mutter! Mutter! Sei, wenn ich gesprungen,
Nur still, hörst du? ganz still, sonst fangen sie
Mich.

Eustache sinkt auf die Kniee.

Ottokar! auf meinen Knieen bitte,
Beschwör' ich dich, geh so verächtlich nicht
Mit deinem Leben um, spring nicht vom Thurm —

Ottokar.

Das Leben ist viel werth, wenn man's verachtet!
Ich brauch's. — Leb' wohl! Er springt.

Eustache steht auf.

Zu Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Nach 2361. unvergittert, M 70a. — O 230 u. f. A: vergittert. — 2371. Vgl. Kleists Brief an Wilhelmine von Zenge, dat. Paris 21. Juli 1801: Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. (Biedermann 202).

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Das Innere einer Höhle.

Es wird Nacht. **Agnes** mit einem Hute, in zwei Kleidern; das Ueberkleid ist vorne mit Schleifen zugebunden. **Barnabe.** Beide stehen schüchtern an einer Seite des Vordergrundes.

Agnes.

Hättst du mir früher das gesagt! Ich fühle
Mich sehr beängstigt, möchte lieber, daß
Ich nicht gefolgt dir wäre. — Geh noch einmal
Hinaus, du Liebe, vor den Eingang, sieh,
Ob niemand sich der Höhle nähert.

Barnabe
die in den Hintergrund gegangen ist.

Von
Den beiden Rittern seh' ich nichts.

Agnes mit einem Seufzer.

Ach Gott!
Hab' Dank für deine Nachricht.

Barnabe.

Aber von
Dem schönen Jüngling seh' ich auch nichts.

Agnes.

Siehst
Du wirklich nichts? Du kennst ihn doch?

Barnabe.

Wie mich.

Agnes.

So sieh nur scharf hin auf den Weg.

Barnabe.

Es wird
Sehr finster schon im Thal, aus allen Häusern
Seh' ich schon Lichter schimmern und Kamine.

Agnes.

Die Lichter schon? So ist's mir unbegreiflich.

Barnabe.

Wenn einer käm', ich könnt' es hören, so
Geheimnißstill geht's um die Höhen.

Agnes.

Ach, nun ist's doch umsonst. Ich will nur lieber
Heimkehren. Komm. Begleite mich.

Barnabe.

Still! still!
Ich hör' ein Rauschen — wieder — Ach, es war
Ein Windstoß, der vom Wasserfalle kam.

Agnes.

War's auch gewiß vom Wasserfalle nur?

Barnabe.

Da regt sich etwas Dunkles doch im Nebel —

Agnes.

Ist's einer? Sind es zwei?

Barnabe.

Ich kann es nicht
Genau erkennen. Aber menschliche
Gestalten sind es — — Ah! Beide Mädchen fahren zurück.

Ottokar tritt auf und fliegt in Agnes' Arme.

Ottokar.

O Dank, Gott! Dank für deiner Engel Obhut!
So lebst du, Mädchen?

Agnes.

Ob ich lebe?

Ottokar.

Zittre
Doch nicht! Bin ich nicht Ottokar?

Agnes.

Es ist
So seltsam alles heute mir verdächtig;
Der fremde Bote, dann dein spät Erscheinen,
Nun diese Frage. — Auch die beiden Ritter,
Die schon den ganzen Tag um diese Höhle
Geschlichen sind.

Ottokar.

Zwei Ritter?

Agnes.

Die sogar
Nach mir gefragt.

Ottokar.

Gefragt? Und wen?

Agnes.

Dies Mädchen,
Die es gestanden, daß sie ins Gebirg
Mich ruf'.

Ottokar zu Barnabe.

Unglückliche!

Agnes.

Was sind denn das
Für Ritter?

Ottokar zu Barnabe.

Wissen sie, daß Agnes hier
In dieser Höhle?

Barnabe.

Das hab' ich nicht gestanden.

Agnes.

Du scheinst beängstigt, Ottokar, ich werd'
Es doppelt. Kennst du denn die Ritter?

Ottokar steht in Gedanken.

Sind sie —
— Sie sind doch nicht aus Rossitz? Sind doch nicht
Geschickt nach mir? Sind keine Mörder doch?

Ottokar
mit einem plötzlich heitern Spiel.

Du weißt ja, Alles ist gelöst, das ganze
Geheimniß klar, dein Vater ist unschuldig. —

Agnes.

So wär' es wahr? —

Ottokar.

Bei diesem Mädchen fand
Ich Peters Finger, Peter ist ertrunken,
Ermordet nicht. — Doch künftig mehr. Laß uns
Die schöne Stunde innig fassen! Möge
Die Trauer schwatzen und die Langeweile, —
Das Glück ist stumm! Er drückt sie an seine Brust.
Wir machen diese Nacht
Zu einem Fest der Liebe, willst du? Komm!

Er zieht sie auf einen Sitz.

In kurzem, ist der Irrthum aufgedeckt,
Sind nur die Väter erst versöhnt, darf ich
Dich öffentlich als meine Braut begrüßen.
— Mit diesem Kuß verlobe ich mich dir.

Er steht auf, zu Barnabe heimlich.

Du stellst dich an den Eingang, hörst du? Siehst
Du irgend jemand nahen, rufst du gleich.
Noch eins. Wir werden hier die Kleider wechseln;
In einer Viertelstunde führst du Agnes
In Männerkleidern heim. Und sollte man
Uns überraschen, thust du's gleich. — Nun geh!

Barnabe geht in den Hintergrund, Ottokar kehrt zu Agnes zurück.

Agnes.

Wo geht das Mädchen hin?

Ottokar setzt sich.

Ach, Agnes! Agnes!
Welch eine Zukunft öffnet ihre Pforte!
Du wirst mein Weib, mein Weib! Weißt du denn auch,
Wie groß das Maß von Glück?

Agnes lächelnd.

Du wirst es lehren.

2423. O 234, M 72a. — T 106 fälschlich nach: kurzem kein Komma. — 2428. nahen M 72a. — O 234: nahe, so. — T 107, S 146: nahn, so.

Ottokar.

Ich werd' es! O du Glückliche! Der Tag,
Die Nacht vielmehr ist nicht mehr fern. Es kommt, du weißt,
Den Liebenden das Licht nur in der Nacht —
Erröthest du?

Agnes.

So wenig schützt das Dunkel?

Ottokar.

Nur vor dem Auge, Thörin; doch ich seh's
Mit meiner Wange, daß du glühst. — Ach, Agnes!
Wenn erst das Wort gesprochen ist, das dein
Gefühl, jetzt eine Sünde, heiligt — — Erst
Im Schwarm der Gäste, die mit Blicken uns
Wie Wespen folgen, tret' ich zu dir, sprichst
Du zwei beklemmte Worte, wendest dann
Viel schwatzend zu dem Nachbar dich. Ich zürne
Der Spröden nicht, ich weiß es besser wohl.
Denn wenn ein Gast, der von dem Feste scheidet,
Die Thüre zuschließt, fliegt, wo du auch seist,
Ein Blick zu mir herüber, der mich tröstet.
Wenn dann der letzte auch geschieden, nur
Die Väter und die Mütter noch beisammen —
— „Nun, gute Nacht, ihr Kinder!" — Lächelnd küssen
Sie dich und küssen mich — wir wenden uns,
Und eine ganze Dienerschaft mit Kerzen
Will folgen. „Eine Kerze ist genug,
Ihr Leute," ruf' ich, und die nehm' ich selber,
Ergreife deine, diese Hand *Er küßt sie.*
— Und langsam steigen wir die Treppe, stumm,
Als wär' uns kein Gedanke in der Brust,
Daß nur das Rauschen sich von deinem Kleide
Noch in den weiten Hallen hören läßt.
Dann — — schläfst du, Agnes?

Agnes.

— Schlafen?

Ottokar.

Weil du plötzlich
So still — Nun weiter. Leise öffne ich

Die Thüre, schließe leise sie, als wär'
Es mir verboten. Denn es schauert stets
Der Mensch, wo man als Kind es ihm gelehrt.
Wir setzen uns. Ich ziehe sanft dich nieder,
Mit meinen Armen stark umspann' ich dich,
Und alle Liebe sprech' ich aus mit einem,
Mit diesem Kuß.

Er geht schnell in den Hintergrund. Zu Barnabe heimlich.

So sahst du niemand noch?

Barnabe.

Es schien mir kürzlich fast, als schlichen zwei
Gestalten um den Berg.

Ottokar kehrt schnell zurück.

Agnes.

Was sprichst du denn
Mit jenem Mädchen stets?

Ottokar *hat sich wieder gesetzt.*

Wo blieb ich stehen?
Ja, bei dem Kuß. — Dann kühner wird die Liebe,
Und weil du mein bist — bist du denn nicht mein? —
So nehm' ich dir den Hut vom Haupte, *Er thut's.* störe
Der Locken steife Ordnung, *Er thut's.* drücke kühn
Das Tuch hinweg, *Er thut's.* du lispelst leis: „O lösche
Das Licht!“ und plötzlich, tief verhüllend, webt
Die Nacht den Schleier um die heil'ge Liebe,
Wie jetzt.

Barnabe *aus dem Hintergrunde.*

O Ritter! Ritter!

Agnes sieht sich ängstlich um.

Ottokar *fällt ihr ins Wort.*

Nun entwallt
Gleich einem frühlingangeschwellten Strom
Die Regung ohne Maß und Ordnung — schnell
Lös' ich die Schleife, schnell noch eine, *Er thut's.* streife dann
Die fremde Hülle leicht dir ab. *Er thut's.*

2469. ihm, O 237, M 73a, T 108. — S 147: ihn. Kleist konstruiert: lehren sowohl mit dem Dativ als mit dem Accusativ. Vgl. mit Dat. 435, 1835; Amph. 121. Acc.: Amph. 477, Guisk. 214 ꝛc.

Agnes.

O Ottokar,

Was machst du?

Sie fällt ihm um den Hals.

Ottokar

an dem Ueberkleide beschäftigt.

Ein Gehilfe der Natur,
Stell' ich sie wieder her. Denn wozu noch
Das Unergründliche geheimnißvoll
Verschleiern? Alles Schöne, liebe Agnes,
Braucht keinen andern Schleier als den eignen;
Denn der ist freilich selbst die Schönheit.

Barnabe.

Ritter! Ritter!
Geschwind!

Ottokar schnell auf, zu Barnabe.

Was giebt's?

Barnabe.

Der eine ging zweimal
Ganz nah vorbei, ganz langsam.

Ottokar.

Hat er dich gesehn?

Barnabe.

Ich fürcht' es fast.

Ottokar kehrt zurück.

Agnes die aufgestanden ist.

Was rief das Mädchen denn
So ängstlich?

Ottokar.

Es ist nichts.

Agnes.

Es ist etwas.

Ottokar.

Zwei Bauern, ja, sie irrten sich. — Du frierst,
Nimm diesen Mantel um.

Er hängt ihr seinen Mantel um.

Zu 2489. Überkleide, O 239. — M 73b: Kleide. — T 109, S 148: Unterkleide. Ohne Zweifel ist aber das Ober- oder Überkleid gemeint, das Ottokar später überwirft. Vgl. nach 2506.

Agnes.

Du bist ja seltsam.

Ottokar.

So, so. Nun setze dich.

Agnes setzt sich.

Ich möchte lieber gehn.

Ottokar der vor ihr steht.

Wer würde glauben, daß der grobe Mantel
So Zartes deckte als ein Mädchenleib!
Drück' ich dir noch den Helm auf deine Locken,
Mach' ich auch Weiber mir zu Nebenbuhlern.

Barnabe kommt zurück, eilig.

Sie kommen! Ritter! Sie kommen!

Ottokar wirft schnell Agnes' Oberkleid über und setzt ihren Hut auf.

Agnes.

Wer soll denn kommen? — Ottokar, was machst du?

Ottokar im Ankleiden beschäftigt.

Mein Vater kommt. —

Agnes.

O Jesus! Will sinken.

Ottokar faßt sie.

Ruhig. Niemand
Fügt dir ein Leid, wenn, ohn' ein Wort zu reden,
Du dreist und kühn in deiner Männertracht
Hinaus zur Höhle gehst. Ich bleibe. — Nein,
Erwidre nichts, ich bleib'. Es ist nur für
Den ersten Anfall.

Rupert und **Santing** erscheinen.

Sprecht kein Wort und geht sogleich.

Die Mädchen gehen.

Rupert tritt Agnes in den Weg.

Wer bist du? Rede!

Ottokar

tritt vor, mit verstellter Stimme.

Sucht ihr Agnes? Hier bin ich.
Wenn ihr aus Warwand seid, so führt mich heim.

Rupert
während die Mädchen nun abgehen.

Ich fördre dein Gespenst zu deinem Vater!

Er ersticht Ottokar, der fällt ohne Laut. Pause.

Rupert betrachtet starr die Leiche.

Santing! Santing! — Ich glaube, sie ist todt.

Santing.

Die Schlange hat ein zähes Leben. Doch
Beschwör' ich's fast. Das Schwert steckt ihr im Busen.

Rupert
fährt sich mit der Hand übers Gesicht.

Warum denn that ich's, Santing? Kann ich es
Doch gar nicht finden im Gedächtniß. —

Santing.

Ei,
Es ist ja Agnes.

Rupert.

Agnes, ja, ganz recht,
Die that mir Böses, mir viel Böses, o,
Ich weiß es wohl. — — Was war es schon?

Santing.

Ich weiß
Nicht, wie du's meinst. Das Mädchen selber hat
Nichts Böses dir gethan.

Rupert.

Nichts Böses? Santing!
Warum denn hätt' ich sie gemordet? Sage
Mir schnell, ich bitte dich, womit sie mich
Beleidigt, sag's recht hämisch — Basiliske,
Sieh mich nicht an, sprich, Teufel, sprich! und weißt
Du nichts, so lüg es!

Santing.

Bist du denn verrückt?
Das Mädchen ist Sylvesters Tochter.

Rupert.

So,
Sylvesters — Ja, Sylvesters, der mir Petern
Ermordet hat. —

Santing.

Den Herold und Johann.

Rupert.

Johann, ganz recht, — und der mich so infam
Belogen hat, daß ich es werden mußte.

Er zieht das Schwert aus dem Busen Ottokars.

Rechtmäßig war's, —
Gezücht der Otter!

Er stößt den Körper mit dem Fuße.

Santing an dem Eingang.

Welch eine seltsame Erscheinung, Herr!
Ein Zug mit Fackeln, gleich dem Jägerheer,
Zieht still von Warwand an den Höh'n herab.

Rupert.

Sie sind, wie's scheint, nach Rossitz auf dem Wege.

Santing.

Das Ding ist sehr verdächtig.

Rupert.

Denkst du an
Sylvester?

Santing.

Herr, ich gebe keine Nuß
Für eine andre Meinung. Laß uns schnell
Heimkehren, in zwei Augenblicken wär's
Nicht möglich mehr.

Rupert.

Wenn Ottokar nur ihnen
Nicht in die Hände fällt. — Ging er nicht aus
Der Höhle, als wir kamen?

Santing.

Und vermuthlich
Nach Haus; so finden wir ihn auf dem Wege. Komm!

Beide ab.

Agnes und **Barnabe** lassen sich am Eingange sehen.

Agnes.

Die Schreckensnacht! Entsetzlich ist der Anblick!
Ein Leichenzug mit Kerzen, wie ein Traum

Im Fieber! Weit das ganze Thal erleuchtet
Vom blutigrothen Licht der Fackeln. Jetzt
Durch dieses Heer von Geistern geh' ich nicht
Zu Hause. Wenn die Höhle leer ist, wie
Du sagst —

Barnabe.

Soeben gingen die zwei Ritter
Heraus.

Agnes.

So wäre Ottokar noch hier?
Ottokar! — — Ottokar!

Ottokar mit matter Stimme.

Agnes!

Agnes.

Wo bist du? — Ein Schwert — im Busen — Heiland!
Heiland der Welt! Mein Ottokar! Sie fällt über ihn.

Ottokar.

Es ist —
Gelungen. — Flieh! Er stirbt.

Barnabe.

O Jammer! Gott des Himmels!
Mein Fräulein! Sie ist sinnlos! Keine Hilfe!
Ermanne dich, mein Fräulein! — Gott! Die Fackeln
Sie nahen! Fort, Unglückliche! Entflieh! Ab.

Sylvester und **Theistiner** treten auf; eine Fackel folgt.

Sylvester.

Der Zug soll halten!
Zu Theistiner.
Ist es diese Höhle?

Theistiner.

Ja, Herr, von dieser sprach Johann, und darf
Man seiner Rede traun, so finden wir
Am sichersten das Fräulein hier.

Sylvester.

Die Fackel vor!

Theistiner.

Wenn ich nicht irre, seh' ich Ottokar —
Dort liegt auch Agnes!

Sylvester.

Am Boden! Gott der Welt!
Ein Schwert im Busen meiner Agnes!

Agnes richtet sich auf.

Wer ruft?

Sylvester.

Die Hölle ruft dich, Mörder!

Er ersticht sie.

Agnes.

Ach! Sie stirbt.

Sylvester läßt sich auf ein Knie neben der Leiche Ottokars nieder.

Theistiner nach einer Pause.

Mein bester Herr, verweile nicht in diesem
Verderblich dumpfen Schmerz! Erhebe dich!
Wir brauchen Kraft, und einem Kinderlosen
Zerreißt der Schreckensanblick das Gebein.

Sylvester.

Laß einen Augenblick mich ruhn. Es regt
Sich sehr gewaltig die Natur im Menschen
Und will, daß man gleich einem einz'gen Gotte,
Ihr einzig diene, wo sie uns erscheint.
Mich hat ein großer Sturm gefaßt, er beugt
Mein wankend Leben tief zur Gruft. Wenn es
Nicht reißt, so steh' ich schrecklich wieder auf,
Ist der gewalsam erste Anfall nur
Vorüber.

Theistiner.

Doch das Zögern ist uns sehr
Gefährlich — — Komm! Ergreif den Augenblick
Er wird so günstig niemals wiederkehren.
Gebeut die Rache, und wir wettern wie
Die Würgeengel über Rossitz hin!

Sylvester.

Des Lebens Güter sind in weiter Ferne,
Wenn ein Verlust so nah wie diese Leiche,
Und niemals ein Gewinnst kann mir ersetzen,
Was mir auf dieser Nummer fehlgeschlagen.
Sie blühte wie die Ernte meines Lebens,

Die nun ein frecher Fußtritt mir zertreten,
Und darben werd' ich jetzt, von fremden Müttern
Ein fremdes Kind zum Almos' mir erflehen.

Theistiner.

Sylvester, hör' mich! Säume länger nicht!

Sylvester.

Ja, du hast recht! Es bleibt die ganze Zukunft
Der Trauer, dieser Augenblick gehört
Der Rache. Einmal doch in meinem Leben
Dürst' ich nach Blut, und kostbar ist die Stimmung.
Komm schnell zum Zuge.

Man hört draußen ein Geschrei: Holla! Herein! Holla!

Theistiner.

Was bedeutet das?

Rupert und **Santing** werden von Rittern Sylvesters gefangen aufgeführt.

Ein Ritter.

Ein guter Fund, Sylvester! Diese saubern
Zwei Herren, im Gesträuche hat ein Knappe,
Der vom Pferd gestiegen, sie gefunden.

Theistiner.

Sylvester! Hilf mir sehn, ich bitte dich!
Er ist's! Leibhaftig! Rupert! Und der Santing.

Sylvester zieht sein Schwert.

Rupert!

Theistiner.

Sein Teufel ist ein Beutelschneider
Und führt in eigener Person den Sünder
In seiner Henker Hände.

Sylvester.

O gefangen!
Warum gefangen? Gott der Gerechtigkeit!
Sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß
Auch, was er soll!

2596. jetzt, M 76b: nun. — Nach 2597 im M: Sie ging gleich einer Frühlingssonne über | Mein winterliches Dasein auf, und gab | Ihm Jugendfarbe wieder und Gestalt. | Aus ihrer Hand empfing ich nur die Welt, | Die sie zu einem Strauße mir gewunden. | Wer geht mir lächelnd jetzt zur Seite auf | Dem öden Weg zum Grab?

Rupert erblickt Agnes' Leiche.

Mein Sohn! Mein Sohn! Ermordet!
Zu meinem Sohne laßt mich, meinem Sohne!

Er will sich losreißen, die Ritter halten ihn.

Sylvester.

Er trägt sein eigen schneidend Schwert im Busen.

Er steckt es ein.

Laßt ihn zu seinem Sohne.

Rupert

stürzt über Agnes' Leichnam hin.

Ottokar!

Gertrude tritt auf.

Gertrude.

Ein Reiter flog durch Warwand, schreiend, Agnes
Sei todt gefunden in der Höhle. Ritter,
Ihr Männer! Ist es wahr? Wo ist sie? Wo?

Sie stürzt über Ottokars Leichnam.

O heil'ge Mutter Gottes! O mein Kind!
Du Leben meines Lebens!

Eustache tritt auf.

Eustache.

Seid ihr Männer,
So laßt ein Weib unangerührt hindurch.
Gebeut's, Sylvester, ich, die Mutter des
Erschlagnen, will zu meines Sohnes Leiche.

Sylvester.

Der Schmerz ist frei. Geh hin zu deinem Sohn.

Eustache.

Wo ist er? — Jesus! Deine Tochter auch?
Sie sind vermählt.

Sylvester wendet sich. Eustache läßt sich auf ein Knie vor Agnes' Leiche nieder.
Sylvius von **Johann** geführt treten auf. Der letzte mit Zeichen der Verrückung.

Sylvius.

Wohin führst du mich, Knabe?

Zu 2617. Leichnam, O 253, M 77a. — T 115. S 156 überflüssige Korrektur: Leiche. — 2619—20. Ritter, | Ihr Männer! M 77a: Manso! | Paratzin! — 2626. M 77a: Der Schmerz ist heilig, und es rührt kein Feind | Ihn an. Tritt frei zu deinem Sohn! Macht Platz! — 2628. Sie sind vermählt, fehlt im M. — Sylvius von Johann geführt treten auf, O 254, M 77b. T 115, S 157: Sylvius und Johann, der ihn führt, treten auf. — Im M sprechen Sylvius und Johann in Prosa.

Johann.

Ins Elend, Alter; denn ich bin die Thorheit.
Sei nur getrost! Es ist der rechte Weg.

Sylvius.

Weh! Weh! Im Wald die Blindheit, und ihr Hüter
Der Wahnsinn! Führe heim mich, Knabe, heim!

Johann.

Ins Glück? Es geht nicht, Alter. 's ist inwendig
Verriegelt. Komm. Wir müssen vorwärts.

Sylvius.

Müssen wir?
So mögen sich die Himmlischen erbarmen.
Wohlan, ich folge dir.

Johann.

Heißa, lustig!
Wir sind am Ziele.

Sylvius.

Am Ziele schon? Bei meinem
Erschlagnen Kindeskind? Wo ist es?

Johann.

Wär' ich blind,
Ich könnt' es riechen; denn die Leiche stinkt schon.
Wir wollen uns dran niedersetzen, komm,
Wie Geier ums Aas.

Er setzt sich bei Ottokars Leiche.

Sylvius.

Er raset. Weh! Hört denn
Kein menschlich Ohr den Jammer eines Greises,
Der blind in pfadelosen Wäldern irrt?

Johann.

Sei mir nicht bös, ich mein' es gut mit dir.
Gieb deine Hand, ich führe dich zu Agnes.

Sylvius.

Ist es noch weit?

Johann.

Ein Pfeilschuß. Beuge dich!

Sylvius
indem er die Leiche betastet.

Ein Schwert — im Busen — einer Leiche —

Johann.

Höre, Alter,
Das nenn' ich schauerlich. Das Mädchen war
So gut und, o, so schön.

Sylvius.

Das ist nicht Agnes!
— Das wäre Agnes, Knabe? Agnes' Kleid,
Nicht Agnes! Nein, bei meinem ew'gen Leben,
Das ist nicht Agnes!

Johann die Leiche betastend.

Ah! Der Skorpion!
's ist Ottokar!

Sylvius.

Ottokar!

Gertrude.

So wahr ich Mutter, das ist meine Tochter
Nicht!

Sie steht auf.

Sylvester.

Fackeln her! — Nein, wahrlich, nein! Das ist
Nicht Agnes!

Eustache die herbeigeeilt.

Agnes! Ottokar! Was soll
Ich glauben —? O ich Unheilsmutter! Doppelt
Die Leiche meines Sohnes! Ottokar!

Sylvester.

Dein Sohn in meiner Agnes Kleidern? Wer
Denn ist die Leiche in der Männertracht?
Ist es denn — Nein, es ist doch nicht —?

Sylvius.

Sylvester!
Wo ist denn Agnes' Leiche? Führ' mich zu ihr.

2661. Im M spricht Sylvius das folgende in Jamben.

Sylvester.

Unglücklicher! Sie ist ja nicht ermordet.

Johann.

Das ist ein Narr. Komm, Alter, komm. Dort ist
Noch eine Leich', ich hoffe, die wird's sein.

Sylvius.

Noch eine Leiche? Knabe! Sind wir denn
In einem Beinhaus?

Johann.

Lustig, Alter!
Sie ist's! 's ist Agnes!

Sylvester bedeckt sich das Gesicht.

Agnes!

Johann.

Fass' ihr ins Gesicht,
Es muß wie fliegender Sommer sein.

Zu Rupert.

Du Scheusal! Fort!

Rupert richtet sich halb auf.

Bleibt fern, ich bitt' euch. — Sehr gefährlich ist's,
Der Ohnmacht eines Rasenden zu spotten.
Ist er in Fesseln gleich geschlagen, kann
Er euch den Speichel noch ins Antlitz spein,
Der seine Pest euch einimpft. Geht und laßt
Die Leiche mind'stens mir von Ottokar.

Johann.

Du toller Hund! Geh gleich fort! Ottokar
Ist dort — komm, Alter, glaub' mir, hier ist Agnes.

Sylvius.

O meine Agnes! O mein Kindeskind!

Eustache.

O meine Tochter! Welch ein Irrthum! Gott!

2668 f. Fass' ihr ... sein, M 78b: Fass' ihr dreist ins Gesicht, es muß wie Samt sein. — 2678. M 78b: O meine Agnes! Mein liebes Kind!

Rupert

sieht Agnes' Leiche genauer an, steht auf, geht schnell zur Leiche Ottokars und wendet sich mit Bewegung des Entsetzens.

Höllisch Gesicht! Was äffst du mich?
Er sieht die Leiche wieder an.
Ein Teufel
Blöckt mir die Zung' heraus.
Er sieht sie wieder an und fährt mit den Händen in seinen Haaren.
Ich selbst! Ich selbst!
Zweimal die Brust durchbohrt! Zweimal die Brust.

Ursula tritt auf.

Hier ist der Kindesfinger!
Sie wirft einen Kindesfinger in die Mitte der Bühne und verschwindet.

Alle.

Was war das? Welche seltsame Erscheinung?

Eustache.

Ein Kindesfinger? Sie sucht ihn auf.

Rupert.

Fehlte Petern nicht
Der kleine Finger an der linken Hand?

Sylvester.

Dem Peter? Dem erschlagnen Knaben? Fangt
Das Weib mir, führet mir das Weib zurück! Einige Ritter ab.

Eustache.

Wenn eine Mutter kennt, was sie gebar,
So ist es Peters Finger.

Rupert.

Peters Finger?

Eustache.

Er ist's! Er ist's! An dieser Blatternarbe,
Der einzigen auf seinem ganzen Leib,
Erkenn' ich es! Er ist es!

2681. Blöckt (denudare), O 269, M 79a. — T 118, S 161 fälschlich: blökt (balare). Vgl. Grimms Wb. I, 137. — seinen, O 259, M 79a. — T 118, S 161: seine. Vgl. V. 228. — 2683. Von hier an ist der Schluß im M bis auf die versöhnenden Worte Ruperts ganz in Prosa.

Rupert.

Unbegreiflich!

Ursula wird aufgeführt.

Gnade! Gnade! Gnade!

Sylvester.

Wie kamst du, Weib, zu diesem Finger?

Ursula.

Gnade!
Das Kind, dem ich ihn abgeschnitten, ist
Ermordet nicht, war ein ertrunkenes,
Das ich selbst leblos fand.

Rupert.

Ertrunken?

Sylvester.

Und warum schnittst du ihm den Finger ab?

Ursula.

Ich wollt' ihn unter meine Schwelle legen,
Er wehrt dem Teufel. Gnade! Wenn's dein Sohn ist,
Wie meine Tochter sagt; ich wußt' es nicht.

Rupert.

Dich fand ich aber bei der Leiche nicht;
Ich fand zwei Reisige aus Warwand.

Ursula.

Die kamen später zu dem Kind' als ich,
Ihm auch den rechten Finger abzulösen.

Rupert bedeckt sich das Gesicht.

Johann tritt vor Ursula.

Was willst du, alte Hexe?

Ursula.

's ist abgethan, mein Püppchen.
Wenn ihr euch todtschlagt, ist es ein Versehen.

Johann.

Versehen? Ein Versehen? Schade! Schade!
Die arme Agnes! Und der Ottokar!

Rupert.

Johann, mein Knäblein, schweige still! Dein Wort
Ist schneidend wie ein Messer.

Johann.

Seid nicht böse.
Papa hat es nicht gern gethan, Papa
Wird es nicht mehr thun. Seid nicht böse.

Rupert.

Sylvester! Dir hab' ich ein Kind genommen
Und biete einen Freund dir zum Ersatz.

Pause.

Sylvester! Selbst bin ich ein Kinderloser!

Pause.

Sylvester! Deines Kindes Blut komm über
Mich — kannst du besser nicht verzeihn als ich?

Sylvester reicht ihm mit abgewandtem Gesicht die Hand; Eustache und Gertrude umarmen sich.

Johann.

Bringt Wein her! Lustig! Wein! Das ist ein Spaß zum
Todtlachen! Wein! Der Teufel hatt' im Schlaf den beiden
Mit Kohlen die Gesichter angeschmiert.
Nun kennen sie sich wieder. Schurken! Wein!
Wir wollen eins drauf trinken!

Ursula.

Gott sei Dank!
So seid ihr nun versöhnt.

Rupert.

Du hast den Knoten
Geschürzt, du hast ihn auch gelöst. Tritt ab!

Johann.

Geh, alte Hexe, geh! Du spielst gut aus der Tasche,
Ich bin zufrieden mit dem Kunststück. Geh!

Die Familie Ghonorez.

Ein Trauerspiel in fünf Akten.

Erste Fassung der „Familie Schroffenstein“.

Vorbemerkung. Die ursprünglichen, später gestrichenen Fassungen stehen unter dem Texte; liegen zwei oder mehrere Fassungen derselben Stelle vor, so sind diese durch römische Zahlen unterschieden. — Kleists Randbemerkungen sind in eckige Klammern eingeschlossen; außerdem ist die Stelle, wo sie einzuschalten sind, angegeben, falls diese im Manuskripte genau bezeichnet ist. Titel und Personenverzeichnis fehlen in der Handschrift und sind von uns ergänzt.

Personen.

Don Raimond, Graf von Ghonorez aus dem Hause Ciella.
Elmire, seine Gemahlin.
Rodrigo, ihr Sohn.
Juan, Raimonds natürlicher Sohn.
Alonzo, regierender Graf von Ghonorez aus dem Hause Gossa.
Der Großvater, sein Vater.
Franziska, Alonzos Gemahlin, Stiefschwester der Elmire.
Ignez, ihre Tochter.
Antonio von Ghonorez, aus dem Hause ?
Aldola, Santin, Vetorin — Vasallen Raimonds.
Thiesta, Vasall Alonzos.
Ursula, eine Todtengräberswittwe.
Barnabe, ihre Tochter.
Hans Franz Flanz, ein Wanderer.
Ein zweiter Wanderer.
Grethe, eine Kammerjungfer der Elmire.
Ein Kirchendiener.
Manso, Vitina, Paratzin — Vasallen Alonzos.
Franzisko Wotta, Aldolas Knappe.
Cirillo, ein Diener Alonzos.
Hans, ein Gärtner.
Der Kerkermeister auf Ciella.
Ritter. Geistliche. Jünglinge. Mädchen.

Das Stück spielt in Spanien.

---

2. Don Raimond, im ersten Entwurf: Fernando. Später: Rupert. — Ghonorez, im ersten Entwurf: Thierrez. — 4. Rodrigo, später: Ottokar. — 6. Alonzo, später: Sylvester. — 9. Ignez, später: Agnes. — 10. Antonio, anfangs: Ferdinand. Später: Jeronimus. — aus dem Hause ?. Noch ohne Namen. Vgl. zu 1281: Es muß noch eines andern Stammes Ghonorez erwähnt werden. — 12. Santin, später: Santing. — 19. Grethe, zuerst an ihrer Stelle: der Schulze.

Erster Akt. (1 a)

Erste Scene.

Ciella.

Das Innere einer Capelle. Es steht ein Sarg in der Mitte, um ihn herum **Raimond, Elmire, Rodrigo, Antonio,** Ritter, Geistliche, das Hofgesinde, und ein Chor von Jünglingen und Mädchen. Die Messe ist eben beendigt.

Chor der Mädchen.

Mit Musik.

Niedersteigen
Glanz umstrahlet
    Himmelshöhen zur Erd' herab
Sah ein Frühling
Einen Engel.
    Nieder trat ihn ein frecher Fuß.

Chor der Jünglinge.

Dessen Thron die weiten Räume decken,
Dessen Reich die Sterne Grenzen stecken,
Dessen Willen wollen wir vollstrecken,
Rache! Rache! Rache! schwören wir.

Chor der Mädchen.

Aus dem Staube
Aufwärts blickt' er
    Milde zürnend den Frechen an,
Bat, ein Kindlein,
Bat um Liebe,
    Mörders Stahl gab die Antwort ihm.

Chor der Jünglinge,

wie oben.

Vor 1. Antonio, Ferdinand. — 7. weiten Räume, lauen Lüfte.

Chor der Mädchen.

Nun im Sarge
Ausgelitten
Faltet blutige Händlein er,
Gnadebetend
Seinem Feinde.
Trotzig stehet der Feind und schweigt.

Chor der Jünglinge,

wie oben.

(1b) (Während die Musik zu Ende geht, nähert sich die Familie und ihr Gefolge dem Altar.)

Raimond.

Ich schwöre Rache! Rache! auf die Hostie?
Dem Haus' Alonzo's, Grafen Ghonorez.

(er empfängt das Abendmahl.)

Die Reihe ist an Dir, mein Sohn.

Rodrigo.

Mein Herz
Trägt wie mit Schwingen Deinen Fluch zu Gott.
Ich schwöre Rache so wie Du.

Raimond.

Den Namen,
Mein Sohn, den Namen nenne.

Rodrigo.

Rache schwör' ich,
Alonzo'n Ghonorez.

Raimond.

Nein, irre nicht!
Ein Fluch, wie unsrer, kommt vor Gottes Ohr,
Und jedes Wort bewaffnet er mit Blitzen.
Drum wäge sie gewissenhaft — Sprich nicht
Alonzo, sprich sein ganzes Haus, so hast
Du's sichrer.

Rodrigo.

Rache schwör' ich, Rache
Dem Mörderhaus Alonzo's.

(er empfängt das Abendmahl.)

Raimond.

Elmire,
Die Reihe ist an Dir.

Elmire.

Verschone mich,
Ich bin ein Weib —

Raimond.

Und Mutter auch des Todten.

Elmire.

O Gott! Wie soll ein Weib sich rächen?

Raimond.

In
Gedanken. Würge
Sie betend.

(sie empfängt das Abendmahl.)

Raimond führt Elmire in den Vordergrund. Alle folgen. (2a)

Raimond.

Ich weiß, Elmire, Männer sind die Rächer,
Ihr seid die Klageweiber der Natur.
Doch nichts mehr von Natur.
Ein holdergötzend Mährchen ists, der Kindheit
Der Menschheit von den Dichtern, ihrer Amme,
Erzählt. Vertrauen, Unschuld, Treue, Liebe,
Religion, der Götter Furcht sind wie
Die Thiere, welche reden — Selbst das Band,
Das heilige, der Blutsverwandschaft riß,
Und Vettern, Kinder eines Vaters, zielen
Mit Dolchen zielen sie auf ihre Brüste.
Ja sieh, die letzte Menschenregung für
Das Wesen in der Windel ist erloschen.
Man spricht von Wölfen, welche Kinder säugten,
Von Löwen, die das Einzige der Mutter
Verschonten — Ich erwarte, daß ein Bär
An Oheims Stelle trit für Rodrigo.
Und weil doch Alles sich gewandelt, Menschen
Mit Thieren die Natur gewechselt, wechsle
Denn auch das Weib die ihrige und dränge
Das Kleinod Liebe, das nicht üblich ist,
Aus ihrem Herzen, um die Folie, Haß,
Der üblich ist, hineinzusetzen.

Wir
Indessen thun's in unsrer Art. Ich biete
Euch, meine Lehensmänner auf, mir schnell
Von Mann und Weib und Kind, und was nur irgend

62. um die, seiner.

Sein Leben lieb hat, eine Schaar zu bilden.
Denn nicht ein ehrlich offner Krieg, ich denke
Nur eine Jagd wird's werden, wie nach Schlangen.
Wir wollen bloß das Felsenloch verkeilen,
Mit Dampfe sie in ihrem Nest ersticken —
Die Leichen liegen lassen, daß von fernher
Gestank die Gattung schreckt, und keine wieder
In einem Erdenalter dort ein Ei legt.

Elmire.

(3a) O Raimond! Mäß'ge dich! Es hat der Frech
Beleidigte den Nachtheil, daß die That
Ihm die Besinnung selbst der Rache raubt,
Und daß in seiner Brust noch, an der Wuth,
Ein Freund des Feindes aufsteht wider ihn.
Wenn Dir ein Garn Alonzo stellt,, Du läufst
In Deiner Wunde blindem Schmerzgefühl
Hinein — Könnt'st Du nicht prüfen mindestens
Vorher, aufschieben noch die Fehde — Ich
Will nicht den Arm der Rache binden, leiten
Nur will ich ihn, daß er so sichrer treffe —

Raimond.

So meinst Du, soll ich warten, Pedro's Mord
Nicht rächen, bis ich Rodrigo's, bis ich
Auch Deinen noch zu rächen hab' — Aldola!
Geh' hin nach Gossa, künd'ge ihm den Frieden!
— Doch sag's ihm nicht so sanft, wie ich, hörst Du?

'74. Erdenalter, Menschenalter. — 75—97. E. O Raimond, mäß'ge Dich. Es hat der Frech- (2b) | Beleidigte den Nachtheil, daß die That | Ihm die Besinnung selbst der Rache raubt, | Und daß die Wuth, die Feindeshaupt bestimmte, | Wie Elephanten, sich zum Herren kehrt. | [Der Feind hat ein Freund in uns.] — [Und daß in seiner Brust noch, an der Wuth, | Ein Freund des Feindes aufsteht wieder ihn.], | Glaubst Du, Alonzo werde sein Verbrechen | Erkennen, Deinem Stahl den Busen öffnen? | Wird er sich nicht verstellen, läugnen, Dich | Des falschen Argwohns zeihn, die Schuld des Blutes, | Das fließen wird, auf Deine Seele schieben? | Denn immer nennt der Mensch das Auge krank, | Das seine Makel sieht, und findet Freunde, | Die's glauben. Eine Macht wieder sich sammeln, | Mit Rednerkünsten die Gemüther sich | Gewinnen, dann Dir listig kalt ein Garn | Bereiten, das in Deiner Wuth Dich fängt. | Was sag' ich, Dich — Auch mich, und Rodrigo, | Denn das ist seines Wandels weites Ziel. | R. Nein, fürchte nicht — Was meinst Du, ist ein Gott? | Nun sieh, der wird das heilge Recht beschützen. | Denn eine Welt geht ehr als das Gesetz | Zu Grunde, das allein sie aufrecht hält. | Indessen wollen wir das Schergenamt | Mit Weisheit übernehmen, und ein Heer | Von wenigstens dreihundert Männern stellen. | Auch will ich selbst mit Mördern treu verfahren | Und ihm den Frieden kündgen — Aldola | Euch send ich ab, ihm das zu sagen — Sagt's | Ihm aber nicht so sanft, wie ich, ich bitt' Euch | Nicht mit so dürren Worten, sagt, daß ich | Gesonnen sei an seines Schlosses Stelle | Ein Hochgericht zu bauen — Nein, ich bitt' Euch, | Ihr müßt so matt nicht reden — Sagt, ich dürfte | Nach sein und seines Kindes Blute, hört Ihr? | Und seines Kindes Blute. | (Er bedeckt sein Gesicht. Ab, mit Gefolge, außer Antonio und Rodrigo [Ferdinand bleibt zurück].) A. [Ferdinand.] Ein Wort, Graf Rodrigo. R. Bist Du es? Ah! | Willkommen, wenn Du nicht aus Gossa kommst.

Nicht mit so dürren Worten — Sag' daß ich
Gesonnen sei an seines Schlosses Stelle
Ein Hochgericht zu bauen — Nein, ich bitt
Du mußt so matt nicht reden — Sag', ich dürste
Nach sein und seines Kindes Blut, hörst Du?
Und seines Kindes Blute.

(er bedeckt sein Gesicht; ab mit Gefolge außer **Antonio** und **Rodrigo.**)

Antonio.

Ein Wort, Graf Rodrigo. (3 b. 4 a).

Rodrigo.

Bist Du's, Antonio?

Antonio.

Ich komm' aus Gossa.

Rodrigo.

So? Aus Gossa? Nun?

Antonio.

Bei meinem Eid', ich nehme ihre Sache.

Rodrigo.

Alonzo's? Du?

Antonio.

Denn nie ward eine Fehde
So tollkühn rasch, so frevelhaft leichtsinnig
Beschlossen, als die Eur'.

Rodrigo.

Erkläre Dich.

Antonio.

Ich denke das Erklären ist an Dir.
Ich habe hier in diesen Bänken wie
Ein Narr gestanden,
Dem ein Schwarzkünstler Faxen vormacht.

Rodrigo.

Wie?
Du wüßtest nichts?

Antonio.

Du hörst, ich sage Dir,
Ich komm' aus Gossa, wo Alonzo, den

97. Graf Rodrigo, [dies darf Rodrigo nicht sein, er muß zum Ritter geschlagen werden]. — 97. A. Ein Wort, Graf Rodrigo. R. Bist Du's, Antonio? | Willkommen, [wenn Du nicht aus Gossa kommst.] Wie Du siehst sind wir geschäftig, | Und kaum wird mir die Zeit noch bleiben, mir | Die Rüstung anzupassen — Nun, was giebt's?

Ihr einen Kindesmörder scheltet,
Die Mücken klatscht, die um sein Mädchen summen.

Rodrigo.

Ja so, das war es — Allerdings, man weiß,
Du giltst dem Hause viel, sie haben Dich
Stets ihren Freund genannt, so solltest Du
Wohl unterrichtet sein von ihren Wegen
Man spricht Du freitest um die Tochter — Nun
(4b) Ich sah sie nie, doch des Gerüchtes Stimme
Rühmt ihre Schönheit — Wohl. So ist der Preis
Es werth.

Antonio.

Wie meinst Du das?

Rodrigo.

Ich meine, weil —

Antonio.

Laß gut sein, kann es selbst mir übersetzen.
Du meinest, weil ein seltener Fisch sich zeigt,
Der doch zum Unglück bloß von Aß sich nährt
So schlüg ich meine Rittereehre todt
Und hing' die Leich' an meiner Lüste Angel
Als Köder auf —

Rodrigo.

Ja, grad' heraus, Antonio.
Es gab uns Gott das seltne Glück, daß wir
Der Feinde Schaar leichtfaßlich, unzweideutig,
Wie eine runde Zahl erkennen. Gossa,
In diesem Worte liegt es, wie Gift in einer Büchse
Und weils jetzt drängt und eben nicht die Zeit
Zu makeln, ein zweideutig Körnchen Saft
Mit Müh herauszuklauben, nun so machen
Wir's kurz, und sagen, Du gehörst zu Gossa.

Antonio.

Bei meinem Eid, da habt ihr recht. Niemals
War eine Wahl mir zwischen Euch und sie.
Doch muß ich mich entscheiden, auf der Stelle
Thu ich's, wenn so die Sachen stehen. Ja, sieh,
Ich spreng' auf alle Schlösser im Gebirg,
Empöre jedes Herz, bewaffne

111. weiß, spricht. — 113. Stets, Dich immer.

Wo ich es finde, das Gefühl des Rechts,
Den Frech-Verläumdeten zu rächen.

Rodrigo. (5 a)

Das
Gefühl des Rechts! O Du Falschmünzer der
Gefühl: Nicht Einen wird ihr Klang betrügen,
Am Klange werden sie es hören, an
Die Thür zur Warnung Deine Worte nageln. —
Das Rechtgefühl! Als ob's ein andres noch
In einer andern Brust als dieses gäbe!
Denkst Du, daß ich, wenn ich ihn schuldlos glaubte,
Nicht selbst auf seine Seite treten würde
Dem eignen Vater gegenüber? Nun
Du Thor, wie könnt' ich denn dies Schwerdt, dies gestern
Empfangne, dies der Rache auf sein Haupt
Geweihte, so mit Wollust tragen — Doch
Nichts mehr davon, das kannst Du nicht verstehen
Zum Schlusse — wir, wir hätten, denk' ich, nun
Einander wohl nichts mehr zu sagen.

Antonio. (5 b. 6 a)

Nein.

Rodrigo.

Leb' wohl.

Antonio.

Rodrigo!
Was meinst Du? Sieh, Du schlägst mir ins Gesicht,
Und ich, ich bitte Dich mit mir zu reden.
Was meinst Du, bin ich nicht ein Schurke?

Rodrigo.

Willst
Du's wissen, stell Dich nur an diesen Sarg. (ab.)

Antonio.

(kämpft mit sich, will gehen, bemerkt dann den Kirchendiener.)

He, Alter.

140—55. [R. Das | Gefühl des Rechts! O Du Marktschreier der | Natur, nicht Einen wird Dein Aufruf trügen, | Und schreiend an der Ecke werden sie | Allein Dich stehen lassen — Das Gefühl | Des Rechts! Als ob's in einem Menschen-Innern | Ein andres noch als dieses gäbe — Denkst Du, | Daß ich die Brust, wenn eine Schuld mich drückte, | Dem Recht der Rache weigern würde? Nun, | Du Thor, wie könnt' ich denn dies Schwerdt, dies gestern | Empfangene, dies der Rache | Geweihte so mit Wollust tragen? Doch | Nichts mehr davon, das kannst Du nicht verstehen. | Zum Schlusse — Wir, wir hätten, denk ich, nun | Einander nichts zu sagen mehr — Leb wohl.] R. So hätten | Wir denn einander weiter nichts zu sagen? Diese erste und kürzeste Fassung hat Kleist zu streichen vergessen. — Vor 162. **Kirchendiener**, Kirchenvoigt.

Kirchendiener.

Herr.

Antonio.

Kennst du mich?

Kirchendiener.

Du meinst, von Ansehn —

Antonio.

Nein, von Namen.

Kirchendiener.

Warst du schon in dieser Kirche?

Antonio.

Niemals.

Kirchendiener. Ei, Herr, wie sollt' ich die Namen aller kennen, die außer der Kirche sind?

Antonio.

Nun dann, es thut zur Sache nichts. Ich bin
Auf Reisen, hab hier angesprochen
Und finde Alles voller Leid und Trauer.
Unglaublich dünkt's mich, was die Leute sagen,
Es hab' der Oheim dieses Kind erschlagen.
Du bist ein Mann doch, den man zu dem Pöbel
Nicht zählt, und der wohl hie und da ein Wort
Von höhrer Hand erhorchen mag. Nun wenn's
Beliebt, so theil' mir, was Du wissen magst,
Fein ordentlich und nach der Reihe mit.

(6b) Kirchendiener. Herr. Von alten Zeiten her giebt's einen Erbvertrag zwischen den beiden Häusern von Gossa und von Ciella; einen Erbvertrag sag ich, kraft dessen nach dem gänzlichen Aussterben des einen Stammes das sämmtliche Besitzthum desselben an den andern Stamm fallen sollte.

Antonio.

Zur Sache, das gehört zur Sache nicht.

Kirchendiener. Ei wohl, Herr, der Erbvertrag gehört zur Sache. Denn das ist so viel, als wolltest Du sagen, der Apfel gehöre nicht zum Sündenfall.

Antonio.

Nun, weiter.

Kirchendiener. Nun weiter. Als unser jetziger Herr die Regierung übernehmen sollte, ward er plötzlich krank. Zwei Tage lang lag er in der Ohnmacht, man hielt ihn für todt, und der Graf Alonzo, als Erbe, machte bereits Anstalten die Hinterlassenschaft in Besitz zu nehmen, als unser Herr wieder erwachte.

Antonio.

Sprich deutlich. Welche Anstalt traf er?

Kirchendiener. Ei nun, er ließ Kisten und Kasten versiegeln, verschließen, bewachen —

Antonio.

Nun?

Kirchendiener. Nun, das that er. Weiter nichts.

Antonio.

Fahre fort.

Kirchendiener. Ich fahre fort. Die Todesnachricht hätte in Gossa keine so große Trauer erwecken können, als die Nachricht, daß unser Herr am Leben sei.

Antonio. (7 a)

Wer sagte Dir das?

Kirchendiener. Herr, es sind zwanzig Jahre vorbei, kann's nicht mehr beschwören.

Antonio.

Sprich weiter.

Kirchendiener. Ich spreche weiter. Seitdem haben sie von Gossa immer nach unsrer Grafschaft herübergeschielt, wie die Katze nach dem Knochen, an welchem der Hund nagt.

Antonio.

Thaten sie das?

Kirchendiener. So oft unserm Herrn ein Junker gebohren ward, soll der Graf Alonzo blaß geworden sein.

Antonio.

Wirklich?

Kirchendiener. Nun, weil doch alles Warten und Geduldn vergebens war, und die zwei Jünglinge wie die Pappeln blühten, so nahm er kurzweg die Axt, und fällte vor der Hand den Einen, den jüngsten, von neun Jahren, der hier im Sarge liegt.

Antonio.

Nun das erzähl', wie ist das zugegangen?

Kirchendiener. Nun gut, Herr das will ich Dir erzählen. Denk', Du seist Graf Raimond, unser Herr, und giengest an einem Abend spatzieren, weit ab, ins Gebirge. Nun denke Dir, Du fändest dort plötzlich Dein Kind todt auf der Erde, neben ihm kniend zwei Männer aus dem Fußvolk von Gossa, mit blutigen Messern in den Händen. Du, wüthend, zögst das Schwerdt, und machtest sie beide nieder.

Antonio. (7 b)

That das Dein Herr?

Kirchendiener. Herr, der Eine blieb noch am Leben, und der hat's gestanden.

Antonio.

Gestanden?

Kirchendiener. Ja, Herr, er hat's rein heraus gestanden.

Antonio.

Was hat er gestanden?

Kirchendiener. Daß Graf Alonzo ihn zum Morde abgeschickt, und ihm im Voraus bezahlt habe.

Antonio.

Hast Du's gehört? Mit Deinen eignen Ohren? Aus seinem Munde?

Kirchendiener. Herr, ich hab's gehört und die ganze Gemeinde.

Antonio.

O höllisch ist's! Erzähl's genau, sprich, wie gestand er's?

Kirchendiener. Auf der Folter.

Antonio.

So. Weiter. Sag mir seine Worte.

Kirchendiener. Herr, die hab' ich nicht genau gehört, außer Eines. Denn es war ein Getümmel auf dem Markte, wo er gefoltert ward, daß man sein Brüllen kaum hören konnte.

Antonio.

Du sagtest, außer Eines. Nenne mir
Das eine Wort, das Du gehört.

Kirchendiener. Das eine Wort war: Alonzo.

(8a) Antonio.

Alonzo? So. — Nun was war's weiter?

Kirchendiener. Herr, weiter war es nichts. Denn bald darauf, als er's gestanden, verblich er.

Antonio.

So, verblich — Und weiter weißt Du nichts?

Kirchendiener. Herr, nichts.

(Antonio bleibt in Gedanken stehen.)

Ein Diener (trit auf)

Habt Ihr Graf Rodrigo
Gesehn?

Antonio.

Den suchst Du? Freund, ich gehe mit Dir. (Alle ab.)

Rodrigo und Juan (treten von der andern Seite auf)

239. [Auf der Folter?] — 245. Das eine Wort, Herr das. — 246. Alonzo? [sagt er das? bist Du's gewiß?] — 250 (bleibt in Gedanken stehen). [A. Ich danke Dir. Leb' wohl (beide ab).] — 253. Alle, Beide.

Rodrigo.

Wie kamst Du denn zu diesem Schleier? Er
Ist's, ist's wahrhaftig — Sprich, — Und so in Thränen?
Warum denn so in Thränen, so erhitzt?
Hat Dich die Mutter Gottes so begeistert,
Vor der Du knietest?

Juan.

Gnädger Herr — als ich
Vorbeigieng an dem Bilde, riß es mich
Gewaltsam zu sich nieder —

Rodrigo.

Und der Schleier?
Wie kamst Du denn zu diesem Schleier, sprich?

Juan.

Ich sag' Dir ja, ich fand ihn.

Rodrigo.

Wo?

Juan.

Im Thale
Zu Sante Kruz.

Rodrigo.

Und kennst nicht die Person, (8 b)
Die ihn verloren?

Juan.

— Nein.

Rodrigo.

Gut. Es thut nichts.
Ist einerlei — Und weil er Dir nichts nützet,
Nimm diesen Ring und laß den Schleier mir.

Juan.

Den Schleier —? Gnädger Herr, was denkst Du? Soll
Ich das Gefundene an Dich verhandeln?

Rodrigo.

Nun, wie Du willst — Ich war Dir immer gut,
Und will's Dir schon so lohnen, wie Du's wünschest.

(Er küßt ihn und will gehn.)

Juan.

Mein bester Herr — O nicht — o nimm mir Alles,
Mein Leben wenn Du willst. —

262. Dir, Euch.

Rodrigo.

Du bist ja seltsam.

Juan.

Du nähmst das Leben mir mit diesem Schleier.
Denn einer heiligen Reliquie gleich,
Bewahrt er mir das Angedenken an
Den Augenblick, wo segensreich, heilbringend,
Ein Gott ins Leben mich, ins ewge, führte.

Rodrigo.

Wahrhaftig? — Also fandst Du ihn wohl nicht?
Er ward Dir wohl geschenkt? Ward er? Nun sprich.

(9 a) Juan.

Fünf Wochen sind's — nein, morgen sind's fünf Wochen,
Als sein gesammt berittnes Jagdgefolge
Dein Vater in die Forsten führte. Gleich
Vom Platz, wie ein gekrümmter Fischbein, flog
Das ganze Roßgewimmel ab in's Feld.
Mein Pferd, ein ungebändigt türkisches,
Von Hörnerklang, und Peitschenschall, und Hund-
Geklaff verwildert, eilt ein Eilendes
Vorüber nach dem andern, streckt das Haupt
Vor Deines Vaters Roß schon an der Spitze —
Gewaltig drück' ich in die Zügel, doch,
Als hätt's ein Sporn getroffen, nun erst greift
Es aus, und aus dem Zuge, wie der Pfeil
Aus seinem Bogen, fliegt's dahin — Rechts herum
In eine Wildbahn reiß ich es, bergan
Und weil ich meinen Blicken auf dem Fuß
Muß folgen, eh' ich, was ich sehe, wahr
Kann nehmen, stürz ich, Roß und Reiter, schon
Hinab in einen Strom —

Rodrigo.

Nun Gott sei Dank,
Daß ich auf trocknem Land Dich vor mir sehe.
Wer rettete Dich denn?

280—313. Fünf Wochen finds — nein morgen finds fünf Wochen, | Als ich, im Jagdgefolge Deines Vaters | Ein Windspiel mißte, und, es suchend, selbst | Mich im Gebirge von dem Troß verlor. | Wie ich, schon hastig, nur dem Jagdhorn folgend, | In grader Linie fort durch Strauch und Moor | Und moosigem Gestein mich winde, gleitet | Mein Fuß, mein Haupt zerschlägt sich an dem Felsen — R. Nun? | J. Der Gott der Liebe wohnte in dem Moose. | Denn wie das Leben und das Licht der Augen | Mir wiederkehrten, stand | Ein strahlenreines Wesen vor mir. | R. Dein Engel? J. Mir ein Engel war das Mädchen Denn das Geschäft der Engel that sie, reichte | Die Hand mir Hingefallnen — Löste dann Vom Hauch und Nacken schnell den Schleier, mir | Das Blut, das strömende, zu stillen. — 283. Vom Schloßplatz flog das ganze Roßgewimmel | Wie ein gekrümmter Fischbein. — 283. Platz, Schloß-Platz.

Juan.

Wer, fragst Du? Ach,
Daß ich's mit einem Worte nennen soll!
Ich kann's Dir nicht so sagen, wie ich's meine,
Es war ein nackend Mädchen.

Rodrigo.

Wie? Nackend?

Juan.

Strahlenrein, wie eine Göttin
Hervorgeht aus dem Bade. Zwar ich sah
Sie fliehend nur in ihrer Schöne — Denn (9b)
Als mir das Licht der Augen wiederkehrte,
Verhüllte sie sich —

Rodrigo.

Nun?

Juan.

Ach, doch ein Engel
Schien sie, als sie verhüllt mir wiederkehrte.
Denn das Geschäft der Engel that sie, hob
Zuerst mich Hingesunknen — löste dann
Von Haupt und Nacken schnell den Schleier, mir
Das Blut, das strömende, zu stillen.

Rodrigo. (10a)

Du Glücklicher!

Juan.

Still saß ich, rührte nicht ein Glied,
Wie eine Taub' in Kindes Hand.

Rodrigo.

Und sprach sie nicht?

Juan.

Mit Tönen, wie aus Glocken — fragte stets
Geschäftig, wer ich sei? Woher ich komme?
— Erschrack dann lebhaft, als sie hört', ich sei,
Aus Ciella.

Rodrigo.

Wie? Warum denn das?

Juan.

Gott weiß.
Doch hastig fördernd das Geschäft, ließ sie
Den Schleier mir und schwand.

Rodrigo.

Und sagte sie,
Dir ihren Namen nicht.

Juan.

Dazu war sie
Durch Bitten nicht, nicht durch Beschwören zu
Bewegen.

Rodrigo.

(10b) Nein, das thut sie nicht.

Juan.

Wie? Kennst
Du sie?

Rodrigo.

Ob ich sie kenne? Glaubst Du Thor,
Die Sonne scheine Dir allein?

Juan.

Wie meinst
Du das —? Und kennst auch ihren Namen?

Rodrigo.

Nein,
Beruh'ge Dich. Den sagt sie mir so wenig
Wie Dir, und droht mit ihrem Zorne, wenn
Wir unbescheiden ihn erforschen sollten.
Drum laß uns thun, wie sie es will. Es sollen
Geheimnisse der Engel Menschen nicht
Ergründen. Laß — ja laß uns lieber, wie
Wir es mit Engeln thun, sie taufen. Mag
Die Ähnliche der Mutter Gottes auch
Marie heißen — uns nur, Du verstehst,
Und nennst Du im Gespräch mir diesen Namen,
So weiß ich, wen Du meinst. Ich habe lange
Mir einen solchen Freund gewünscht. Es sind
So wenig Seelen in dem Hause, die
Wie Deine, zartbesaitet,
Vom Athem tönen.
Und weil uns nun der Schwur der Rache fort
Ins wilde Kriegsgetümmel treibt, so laß
Uns brüderlich zusammenhalten, kämpfe
Du stets an meiner Seite.

Juan.

Gegen wen —?

Rodrigo.

Das fragst Du hier an dieser Leiche? Gegen
Alonzos frevelhaftes Haus.

Juan.

O Gott,
Laß ihn die Engelslästrung nicht entgelten.

Rodrigo.

Was, bist Du rasend?

Juan.

Rodrigo — Ich muß
Ein schreckliches Bekenntniß Dir vollenden. (11 a)
Es muß heraus aus dieser Brust — denn gleich
Den Geistern ohne Rast und Ruhe, die
Kein Sarg, kein Riegel, kein Gewölbe bändigt,
So mein Geheimniß —

Rodrigo.

Du erschreckst mich. Rede.

Juan.

Nur Dir, nur Dir darf ich's vertraun — Denn hier
Auf dieser Burg — mich dünkt, ich sei
In einem Götzentempel, sei, ein Christ,
Umringt von Wilden, die mit gräßlichen
Gebährden mich, den Haaresträubenden,
Zu ihrem blut'gen Fratzenbilde reißen —
— Du hast ein menschliches Gesicht, zu Dir,
Wie zu dem Weißen unter Mohren, wende
Ich mich — Denn niemand bei Gefahr des Lebens
Darf außer Dir des Gottes Namen wißen,
Der mich entzückt —

Rodrigo.

O Gott! — Doch meine Ahndung —?

Juan.

Sie ist es.

Rodrigo (erschrocken)

Wer?

Juan.

Du hast's geahndet.

Rodrigo.

Was
Hab ich geahndet? Sagt ich denn ein Wort?

348. frevelhaftes, fluchbeladenes.

Kann ein Vermuthen denn nicht trügen? Mienen
Sind schlechte Räthsel, die auf Vieles passen,
Und übereilt hast Du die Auflösung.
Nicht wahr, das Mädchen, dessen Schleier hier,
Ist Ignez nicht, nicht Ignez Ghonorez?

Juan.

(11b) Ich sag' Dir ja, sie ist es.

Rodrigo.

O mein Gott!

Juan.

Als sie auf den Bericht, ich sei aus Ciella,
Schnell fortging, folgt' ich ihr von Weitem
Bis Gossa fast, wo mir's ein Mann nicht einmal
Nein zehenmal bekräftigte.

Rodrigo.

O laß
An Deiner Brust mich ruhn, mein lieber Freund.

(12a) Antonio (trit auf)

Ich soll
Mich sinngeändert vor Dir zeigen, soll
Die schlechte Meinung Dir benehmen, Dir,
Wenns möglich, eine beßre abgewinnen,
— Gott weiß, das ist ein peinliches Geschäft.
Laß gut sein, Rodrigo. Du kannst mir's glauben,
Ich wußte nichts von Allem, was geschehn.

(Pause; da Rodrigo nicht aufsieht.)

Wenn Du's nicht glaubst, ei nun, so laß es bleiben.
Ich hab' nicht Lust, mich vor Dir weiß zu brennen.

369—74. Kann ein Gedanke denn nicht trügen? Sprich, | O sprich es war ein Irrthum — Vorschnell fragend | Hast Du, gereizt, die Antwort übereilt. | Wie könntest Du denn wissen, was ich denke, | Da Du doch nicht allwissend bist? Dein Auge | Reicht ja nicht weiter, | als an meinen Rock. | Drumm sage mir's und laß das Rathen. Mienen | Sind schlechte Räthsel, die auf Vieles passen, | Und decken einem steifen Schleier gleich | Die Seele — Darum nenne mir den Namen — | J. O Gott, und doch — R. Nein höre, nein, wir irren uns. | Denn was ich dachte, war so von der Hölle | Ersonnen, daß ichs Dir, Dir selbst nicht glauben, | Nicht glauben würd', es sei auf Erden wahr, | Ja sieh — fast schäm' ich mich. Stets hat das Schicksal | Auf Händen fast mein Herz getragen, mir | Wie einem Lieblingskind' fast jede Laune | Und überschwenglich erfüllt — sogar noch ehe | Ich seine Gunst erkennen konnte, auf | Die Wiege alles Herrliche mir gelegt. | Was meinst Du wohl, Juan, wird es mich nun | Wohl plötzlich, gleich als wär' ich unächt, ohne | Verschuldung, als die Schuld der Mutter, | Des Glückes, mich hinaus an seine Schwelle, | Dem Elend preißgegeben, setzen? J. O | Dein Klagelied spielst Du auf meiner Seele. | R. Nun also — Sieh, wir sind wie Brüder fast, | Und so wie ich, wärst Du zerschmettert — Drumm | So sag' es, sag' es frei heraus — Nicht wahr? | Das Mädchen, dem der Schleier angehört, Ist Ignez nicht, nicht Ignez Ghonorez? J. Ich sag' Dir ja, sie ist es. R. O mein Gott! — 378—79. R. (an seinem Halse) O halte — | Laß mich nicht sinken — Alles wankt und wechselt | Vor meinem Geiste seinen Platz — Mir ist's | Als läg die Erde auf mir, unter mir | Ein Abgrund ohne Maaß und Licht — A. (trit auf) Ich soll.

Kannst Du's verschmerzen, so mich zu verkennen,
Bei Gott, so kann ich das verschmerzen.

Rodrigo (zerstreut)

Wie sagst Du, Antonio?

Antonio.

Ich weiß, was Dich so zäh macht in dem Argwohn.
S' ist wahr, und niemals werd' ich läugnen, ja,
Ich hatt' das Mädel mir zum Weib' erkohren.
Doch eh' ich je mit Mördern mich verschwägre,
Zerbreche mir die Henkershand das Wappen.

Rodrigo (fällt ihm plötzlich um den Hals) (13a)

Antonio.

Was ist Dir, Rodrigo? Was hat so plötzlich
Dich und so tief bewegt?

Rodrigo.

Gieb Deine Hand,
Verziehn sei Alles —

Antonio.

Thränen? Warum Thränen?

Rodrigo.

Laß mich, ich muß hinaus in's Freie.

(Rodrigo schnell ab; Antonio und Juan folgen)

392. S' ist wahr, und niemals brauch ich das zu läugnen. — 395—99. Zerbreche mir die Henkershand das Wappen. | R. (schnell zu ihm gewandt) Ja Du, Du liebst sie auch — Verziehn sei Alles. | Vergieb auch mir. Ich habe Dich beleidigt, | Dich tief gekränkt, den schönen, hohen Eifer | Empörend Dir misdeutet — Wußt' ich denn | Von welchem Gott Dir die Begeistrung kam? | A. Nein, Du verkennst mich noch. Mein Eifer war | Nur der Betrogene des Rechtgefühls. | R. Ach, Du wirst für sie kämpfen — Glücklicher! | Wie wird Dein Innerstes vor Wollust zittern, | Wenn Du die Rüstung nimmst, das Roß besteigst, | Das Bäumende, das in die Lüfte jauchzt, | Und um Dein zürnend Haupt das Schwerdt nun schwingend | Gleich einem Blitzstrahl in die Feinde wetterst. | (12b) Mir ein Racheengel wirst Du scheinen. | Erstarrt an Deinem Anblick wird Dein Wort | Wie eine Gottesstimme mich entsetzen, | Dein bloßes Antlitz mich zu Boden schlagen, | Nicht wagen werd ichs aus dem Staub an Dich | Das schuldbewußte Aug' hinaufzuheben. | A. Wo bist Du, Rodrigo —? Ich für sie kämpfen? | Sagt ich Dir nicht, daß ich zu Euch mich schlage? | R. Zu uns? Was bist Du rasend? Heimlich jetzt, | Da eine Mordschaar auf ihr Leben lauert, | Willst Du den einzgen Schutz, den letzten Freund, | Gleich einem vogelfreien Haupt ihr rauben? | O nein, o thu das nicht — Wir sind so stark, | Daß uns Dein Arm nur wenig nützen mag | Sie, sie bedarf ihn — Stell Dich ihr zur Seite, | Verlaß sie nicht, wohin sie gehn mag folge. | Die Blume, die sie pflückt, kann man vergiften, | Drum koste, prüfe, untersuche Alles, | Was sie genießen mag, bis auf die Luft. | Und schläft sie, Nachts, verdopple Deine Angst, | Dreifache Thüren riegle dreifach, wache | Selbst schlaflos an dem Bette — denn fünfhundert | Geschworne Mörder dürsten nach ihr Blut, | Und in dem ganzen haßentflammten Ciella, | Ist Einer nur, der sie nicht würgen will. [Es muß ein Diener (auftreten)] A. Mein beßter Rodrigo — [Womit hat sie es denn verschuldet?] R. Drum gehe, gehe, | O säume nicht — [Nicht hassen will ich Dich.] Denn während wir hier sprechen, | Kann schon ein Pfeil nach ihrem Herzen zielen. | So kommt denn — — Wie betraten wir dies Haus? | Und wie verlassen wir es? (Er umschlingt beide) O ihr Brüder | Verstoßene des Schicksals, Hand in Hand | Hinaus ins Elend aus dem Paradiese, | Aus dem des Cherubs Flammenschwerdt uns treibt. (Alle ab.)

(13 b. 14 a)

Zweite Szene.

Gossa. Ein Zimmer im Schloß.

Ignez führt ihren **Großvater** in einen Sessel.

Großvater.

Ignez, wo ist Philipp?

Ignez.

Du lieber Gott, ich sag's Dir alle Tage,
Und schrieb's Dir auf ein Blatt, wärst Du nicht blind.
Komm her, ich schreib's Dir in die Hand.

Großvater.

Hilft das?

Ignez.

Es hilft, glaub mir's?

Großvater.

Ach, es hilft nicht.

Ignez.

Ich meine
Vor dem Vergessen.

Großvater.

Ich vor dem Erinnern.

Ignez.

Guter Vater.

Großvater.

Liebe Ignez.

Ignez.

Fühl mir einmal die Wange an.

Großvater.

Du weinest?

Ignez.

Ich weiß es wohl, daß mich der Pater schilt,
Doch glaub' ich, er versteht es nicht. Denn sieh,
Wie ich muß lachen, eh ich will, wenn Einer
Sich lächerlich bezeigt, so muß ich weinen,
Wenn Einer stirbt.

Großvater.

Warum denn, meint der Pater,
Sollst Du nicht weinen?

Ignez.

Ihm sei wohl, sagt er.

404. glaub mir's, Du kannst mir glauben.

Großvater.

Glaubst Du's? (14 b)

Ignez.

Der Pater freilich solls verstehn,
Doch glaub ich fast, er sagts nicht wie ers denkt.
Denn hier war Philipp gern, wie sollt' er nicht?
Wir liebten ihn, es war bei uns ihm wohl.
Nun haben sie ihn in das Grab gelegt —
Ach, es ist gräßlich — Zwar der Pater sagt,
Er sei nicht in dem Grabe — Nein, daß ich's
Recht sag', er sei zwar in dem Grabe — Ach,
Ich kann's Dir nicht so wiederbeichten. Kurz,
Ich seh es, wo er ist, am Hügel. Denn
Woher der Hügel?

Großvater.

Wahr sehr wahr!
— Ignez, der Pater hat doch Recht. Ich glaub's
Mit Zuversicht.

Ignez.

Mit Zuversicht? Das ist
Doch seltsam. Ja, da mögt' es freilich doch
Wohl anders sein, wohl anders. Denn woher
Die Zuversicht?

Großvater.

Wie willst Du's halten, Ignez?

Ignez.

Wie meinst Du das?

Großvater.

Ich meine, wie Du's gläubest.

Ignez.

Ich wills erst lernen, Vater.

Großvater.

Wie? Du bist
Nicht eingeseegnet? Sprich, wie alt denn bist Du?

Ignez.

Bald funfzehn.

Großvater.

Sieh, da könnte ja ein Ritter
Bereits Dich vor den Altar führen.

Ignez.

Meinst Du?

(15a) Großvater.

Das mögtest Du doch wohl?

Ignez.

Das sag' ich nicht.

Großvater.

Kannst auch die Antwort sparen. Sag'! der Mutter,
Sie soll den Beicht'ger zu Dir schicken.

Ignez.

Horch!
Da kommt die Mutter.

Großvater.

Sag's ihr gleich.

Ignez.

Nein, lieber
Sag Du es ihr. Sie mögte ungleich von
Mir denken.

Großvater.

Ignez, führe meine Hand
Zu Deiner Wange.

Ignez (ausweichend)

Was soll das?

Franziska (trit auf)

Großvater.

Franziska, hier das Mädel klagt Dich an.
Es rechne ihr das Herz das Alter vor,
Ihr blühend Leben sei der Reife nah
Und knüpft' ihn Einer nur, so würde, meint sie,
Ihr üppig Haupthaar einen Brautkranz fesseln, —
Du aber hättst ihr noch die Einseegnung,
Den Ritterschlag der Weiber, vorenthalten.

Franziska.

Hat Dir Antonio das gelehrt?

Großvater.

Franziska,
Sprich, ist sie roth?

437. der Mutter, dem Vater. — 439. die Mutter, der Vater. — 440. Sie, Er. — 445. Ein ... lich (? jeglich) Glied sei in der holden Blüthe.

Franziska.

Ei nun, ich wills dem Vater sagen.
Gedulde Dich bis morgen, willst Du das?

(Ignez küßt die Hand ihrer Mutter)

Hier, Ignez, ist die Schachtel mit dem Spielzeug.
Was wolltest Du damit?

Ignez. (15b)

Den Gärtnerkindern,
Den hinterlaßnen Freunden Philipps schenk'
Ich sie.

Großvater.

Die Reuter Philipps? Gieb sie her.

(Er macht die Schachtel auf)

Sieh, wenn ich diese Puppen halt', ist mir's,
Als säße Philipp an dem Tisch. Denn hier
Stellt' er sie auf, und führte Krieg, und sagte
Mir an, wies abgelaufen.

Ignez.

Diese Reuter,
Sprach er, sind wir, und dieses Fußvolk ist
Aus Ciella.

Großvater.

Nein, Du sagst nicht recht. Das Fußvolk
War nicht aus Ciella, sondern war der Feind.

Ignez.

Ganz recht, so mein' ich es, der Feind aus Ciella.

Großvater.

Ei nicht doch, Ignez, nicht doch. Denn wer sagt Dir,
Daß die aus Ciella unsre Feinde sind?

Ignez.

Was weiß ich? Alle sagens.

Großvater.

Sags nicht nach.
Sie sind uns ja die nahverwandten Freunde.

Ignez.

Wie Du nur sprichst! Sie haben Dir den Enkel,
Den Bruder mir vergiftet, und das sollen
Nicht Feinde sein —

Großvater.

Vergiftet? Unsern Philipp?

Franziska.

Ei Ignez, immer trägt im Herzen das Geheimniß
Die Jugend, wie
Den Vogel in der Hand.

(16 a) Ignez.

Geheimniß! Allen Kindern in dem Schlosse
Ist es bekannt. Hast Du, Du selber es
Nicht öffentlich gesagt?

Franziska.

Gesagt? Und öffentlich?
Was hätt' ich öffentlich gesagt? Dir hab'
Ich heimlich anvertraut, es könnte sein,
Wär möglich, hab den Anschein fast —

Großvater.

Franziska,
Du thust nicht gut daran, daß Du das sagst.

Franziska.

Du hörst ja, ich behaupte nichts, will keinen
Der That beschuld'gen, will von Allem schweigen.

Großvater.

Der Möglichkeit doch schuldigst Du sie an.

Franziska.

Nun das soll keiner mir bestreiten — Denn
So schnell dahin zu sterben, heute noch
In Lebensfülle, in dem Sarge morgen.
— Warum denn hätten sie vor sieben Jahren
Als mir die Tochter starb sich nicht erkundigt?
War das ein Eifer nicht — Die Nachricht bloß
Der Krankheit konnte kaum in Ciella sein,
Da flog ein Bote schon herüber, fragte
Mit wildverstörter Hast im Hause, ob
Der Junker krank sei? — Freilich wohl, man weiß es
Was so besorgt sie macht', der Erbvertrag,
Den wir schon immer, sie nie lösen wollten.
— Und nun, die ungewöhnliche Umwandlung
Die plötzliche, des Leichnames in Fäulniß —
— Doch still. Der Vater kommt. Er hat mir's streng
Verboten von dem Gegenstand zu reden.

Alonzo und der **Gärtner** (treten auf)

472—73. Ei Ignez, immer trägt die Jugend in | Dem Herzen das Geheimniß, wie. — 474—75. I. Geheimniß! Jeder | Im Schlosse weiß es. Hast Du, Du selber es. — 496. Umwandlung, Erstarrung. — 497. So schnell erfolgte Umwandlung in Fäulniß.

Alonzo. (16b)

Kann Dir nicht helfen, Meister Hans. Geb' zu,
Daß Deine Räben süß wie Zucker sind —

Gärtner. Wie Feigen, Herr.

Alonzo.

Hilft nichts. Reiß aus, reiß aus.

Gärtner. Herr, ich will lieber zehn Felder mit Buchsbaum bepflanzen, als eine Kohlstaude ausreißen.

Alonzo.

Du bist ein Narr. Ausreißen ist ein froh
Geschäft, geschiehts um etwas Besseres zu pflanzen.
Denk' Dir das junge Volk von Bäumen, die,
Wenn wir vorbeigehn, wie die Kinder tanzen,
Und uns mit ihren Blüthenaugen ansehn.
Es wird Dich freuen, Hans, Du kannst mir's glauben
Du wirst sie hegen, pflegen, wirst sie wie
Milchbrüder Deiner Kinder lieben, die
Mit ihnen Leben ziehn aus Deinem Fleiße.
Zusammen wachsen wirst Du sie, zusammen
Sie blühen sehn, und wenn Dein Mädel Dir
Den ersten Enkel bringt, gieb Acht, so füllen
Zum Brechen unsre Speicher sich mit Obst.

Gärtner. Herr, werden wir's erleben?

Alonzo.

Ei, wenn nicht wir, doch unsre Kinder.

Gärtner. Dein Kind? Herr, ich mögte lieber eine Eichenpflanzung groß ziehn, als Dein Fräulein.

Alonzo.

Wie meinst Du das?

Gärtner. Denn wenn's keinen Nordostwind giebt, (17a) mit dem Beile sollte mir keiner heran kommen, wie bei Junker Philipp.

Alonzo.

Schweig still. Ich kann das alberne Geschwätz
Im Haus' nicht leiden.

Gärtner. Nun, ich pflanze die Bäume, Herr; aber könnt Ihr die Früchte nicht essen, der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht lieber die Bäume umhaue, ehe ich einen Apfel nach Ciella schicke. (ab)

(Während der letzten Worte verbirgt Ignez das Haupt an die Brust ihrer Mutter.)

Alonzo.

Was ist das? Ich erstaun' — O daran ist
Beim Himmel, niemand Schuld als Du, Franziska.

Das Mißtraun ist die schwarze Sucht der Seele,
Und Alles, auch das Schuldlos-Reine zieht
Für's kranke Aug' die Tracht der Hölle an.
Das Nichtsbedeutende, Gemeine, ganz
Alltägliche, spitzfündig, wie zerstreute
Zwirnfaden wird's zu einem Bild verknüpft,
Das uns mit gräßlichen Gestalten schreckt.
Franziska, o das ist sehr schlimm —

Franziska.

Mein theurer
Gemahl —

Alonzo.

Hätt'st Du nicht wenigstens das Licht,
Das wie Du vorgiebst Dir gezündet ward,
Verbergen in dem Busen, einen so
Zweideut'gen Strahl nicht fallen lassen sollen
Auf diesen Tag, den, hätt' er was Du sagst
Gesehn, ein mitternächtlich Dunkel ewig
Wie den Charfreitag, decken müßte?

Franziska.

Höre
Mich an —

Alonzo.

(17 b) Dem Volk, diesem Hohlspiegel des
Gerüchts, den Funken vorzuhalten, den
Er einer Fackel gleich zurückwirft.

Franziska.

Vorgehalten?
O mein Gemahl, die Sache lag so klar
Vor aller Menschen Augen, daß ein Jeder
Noch eh man es verbergen konnte, schon
Von selbst das Rechte grif.

Alonzo.

Was meinst Du? Wenn
Vor achtzehn Jahren, als Du schnell nach Ciella
Zu Deiner Schwester eiltest, bei der ersten
Geburt ihr beizustehn, die Schwester nun
Als sie den neugebohrnen Knaben todt
Erblickte Dich beschuldigt hätte, Du,

548—50. A. Dem Pöbel, diesem Staarmatz, diesem | Hohlspiegel des Gerüchtes, diesem Käfer | Die Kohle vorzuwerfen, die er spielend | Aufs Dach des Nachbars trägt — F. Ihm vorgeworfen?

Du hättest — Du verstehst mich — heimlich ihm,
Verstohlen, während Du ihn herztest küßtest —
Den Mund verstopft, das Hirn ihm eingedrückt —

Franziska.

O Gott, mein Gott, ich will ja nichts mehr sagen,
Will niemand mehr beschuld'gen, will's verschmerzen,
Wenn sie dies Einzge nur, dies Letzte nur
Uns lassen —

(Sie drückt Ignez mit Heftigkeit an sich)

Ein Knappe (trit auf) Herr, es ist ein Ritter am Fallgitter. Er verlangt, daß man es aufziehe, und ihn hineinreiten lasse, mit Dir zu reden.

Alonzo.

Laß ihn hinein.

Großvater.

Ich will auf's Zimmer, Ignez, führe mich.

(Großvater und Ignez ab)

Franziska. (18 a)

Soll ich ihm einen Platz an unserm Tisch
Bereiten?

Alonzo.

Ja, das magst Du thun. Ich will
Indessen Sorge tragen für sein Pferd. (Beide ab.)

(Ignez trit indessen auf, sieht sich um, schlägt ein Tuch über, setzt einen Huth auf, und geht ab.)

Alonzo und **Aldola** (treten auf)

Alonzo.

Aus Ciella, sagst Du?

Aldola.

Ritter Aldola
Aus Ciella. Bin gesandt von meinem Herrn
Don Raimond Graf von Ghonorez an Dich
Alonzo Grafen Ghonorez.

Alonzo.

Die Sendung
Empfiehlt Dich, Aldola, denn Deines Herrn
Sind Deine Freunde. Drumm so laß uns schnell
Hinhüpfen über den Gebrauch, verzeih
Daß ich mich setze, setz' Dich zu mir, und
Erzähle Alles was Du weißt von Ciella.
Denn wie, wenn an zwei Seegestaden zwei
Verbrüderte Familien wohnen, selten
Bei Hochzeit nur, bei Taufe, Trauer, oder

Wenn's sonst was Wichtges giebt, der Kahn
Herüberschlüpft, und dann der Bote vielfach,
Noch eh' er reden kann, befragt wird, was
Geschehn, wie's zugieng, und warum nicht anders,
Ja selbst an Dingen, als, wie groß der Ältste,
Wie viele Zähn der Jüngste, ob die Kuh
Gekalbet und dergleichen, was zur Sache
Doch nicht gehöret, sich erschöpfen muß —
Sieh, Freund, so bin ich fast gesonnen, es
Mit Dir zu machen. — Nun, beliebt's, so setz Dich.

Aldola.

Herr, kann es stehend abthun.

Alonzo.

(18b) Ei, Du Narr,
Stehn und Erzählen, das gehört zusammen,
Wie Reiten fast und Küssen.

Aldola.

Meine Rede
Wär fertig, Herr, noch eh' ich niedersitze.

Alonzo.

Willst Du so kurz sein? Ei, das thut mir leid.
Doch wenn's so drängt, ich will's nicht hindern. Rede.

Aldola.

Mich schickt mein Herr, Graf Raimond Ghonorez,
Dir wegen des an seinem Sohne Pedro
Verübten Mords den Frieden aufzukünden.

Alonzo.

Mord?

Aldola.

Doch soll ich, meint er, nicht so frostig reden,
Von bloßem Zwist und Streit und Kampf und Krieg,
Von Sengen, Brennen, Reißen und Verhehren.
Drum brauch' ich lieber seine eignen Worte,
Die lauten so: er sei gesonnen, hier
Auf Deiner Burg ein Hochgericht zu bauen,
Es dürste ihm nach Dein und Deines Kindes,
Und Deines Kindes Blute — wiederholt' er.

592. viele Zähne, alt. — [Ob der Jüngste Zähne?] — die Kuh, die gelbe Kuh. — 593. Gekalbet, geworfen.

Alonzo (steht auf, sieht ihm steif ins Gesicht)

Ja so — Nun setz' Dich, guter Freund —

(Er hohlt einen Stuhl)

Du bist
Aus Ciella nicht, nicht wahr? — Nun setz Dich, — Wie
War schon Dein Name? Setz Dich, setz Dich — Nun,
Sag an, ich hab's vergessen, wo, wo bist
Du her?

Aldola.

Gebürtig? Herr, aus Murcia.
— Was soll das?

Alonzo.

So, aus Murcia — nun also
Aus Ciella nicht. Ich wußt es wohl, nun setz' Dich —

(Er geht an die Thüre)

Franziska! (19 a)

(Franziska trit auf)

Laß mir doch den Knappen rufen
Von diesem Ritter, hörst Du?

(Franziska ab)

Nun so setz Dich
Doch, Alter — Was den Krieg betrifft, das ist
Ein lustig Ding für Ritter, sieh, da bin ich
Auf Deiner Seite. —

Aldola.

Meiner Seite.

Alonzo.

Ja,
Was Henker denkst Du? Hat Dir Einer Unrecht,
Beschimpfung, oder sonst was zugefügt,
So sag Du's mir, sag's mir, wir wollen's rächen.

Aldola.

Bist Du von Sinnen, oder ist's Verstellung?

(**Franziska**, der **Knappe** und **Diener** treten auf)

Alonzo.

Sag an, mein Sohn, wer ist Dein Herr? Es ist
Mit ihm wohl, nun, Du weißt schon, was ich meine.

621. Ich wußt' es wohl, das wußt ich wohl. — 630. von Sinnen, verrückt. — 631—32. Alonzo. Sag an, mein Sohn, wer bist Du? | K. Heiße mit Namen Franzisko Wotta. | Alonzo. Wo bist Du her? | K. Aus Ciella. | Alonzo. Aus Ciella — Und wer ist Dein Herr? | Aldola. Herr, denkst Du, daß ich meinen Namen nicht | Auswendig kann, so gut wie dieser Knappe? | Alonzo. Sag an, wer ist Dein Herr? | K. Ritter Aldola aus Ciella. | Alonzo. Aus Ciella — Doch sagt' er mir, er sei aus Murcia | K. Er ist aus Ciella, Herr. | Alonzo. So ist er wohl — Du räthst es was ich meine.

Aldola.

(19b) Den Teufel bin ich, was Du meinst — Denkst Du
Mir sei von meiner Mutter soviel Menschen-
Verstand nicht angebohren, als vonnöthen,
Um einzusehn, Du seist ein Schurke? Frag'
Die Hund' auf unserm Hofe, sieh, sie riechen's
Dir an, und nähme Einer einen Bissen
Aus Deiner Hand, so hänge mich. — Zum Schlusse
So viel noch: Mein Geschäft ist aus. Den Krieg
Hab' ich Dir Kindesmörder angekündigt. (will ab)

Alonzo (hält ihn)

Nein halte — Nein, bei Gott, Du machst mich bange.
Denn Deine Rede, wenn sie gleich nicht reich,
Ist doch so wenig arm an Sinn, daß mich's
Entsetzet — Einer von uns beiden muß
Verrückt sein, bist Du's nicht, ich könnt' es werden.
Die Unze Mutterwitz, die Dich vom Tollhaus
Errettet, muß, es kann nicht anders, mich
Ins Tollhaus führen — Sieh, wenn Du mir sagtest,
Die Ströme flössen neben ihren Ufern
Bergan, und sammelten auf Felsenspitzen
Zu Seen sich, so wollt', ich wollt's Dir glauben.
Doch sagst Du mir, ich hätt' ein Kind gemordet,
Des Vetters Kind —

Franziska.

O großer Gott, wer denn
Beschuldiget Dich dieser Unthat? Die aus Ciella,
Die selbst, vor wenig Monden —

Alonzo.

Schweig. Nun wenn's
Beliebt, so sag' mir's einmal noch. Ist's wahr,
Ist's wirklich wahr? Um eines Mordes willen,
Krieg wider mich?

Aldola.

Soll ich's Dir zehenmal,
Und wieder zehnmal wiederkäun?

Alonzo.

Nun gut.
(20a) Franz, sattle mir mein Pferd. — Verzeih mir, Freund,
Wer kann das Unbegreifliche begreifen?

652. Zu Seen sich, es hab ein Geier über | Des Rebhuhns Nest gebrütet, eine Wölfinn | Des Hasen Wurf gesäugt, so wollt', ich wollt's Dir glauben.

— Wo ist mein Helm, mein Schwerdt? — Denn hören muß
Ich's doch aus seinem Munde, eh' ich's glaube.
— Schick' zu Antonio, er mögte schnell,
Nach Gossa kommen —

Aldola.

Leb' denn wohl.

Alonzo.

Nein, warte,
Ich reite mit Dir, Freund.

Franziska.

Um Gotteswillen,
In Deiner Feinde Macht giebst Du Dich selbst?

Alonzo.

Laß gut sein —

Aldola.

Wenn Du glaubst, sie werden schonend
In Ciella Dich empfangen, irrst Du Dich.

Alonzo. (Immer beschäftigt)

Thut nichts, thut nichts, allein werd' ich erscheinen,
Ein Einzelner trit frei zu seinen Feinden.

Aldola.

Das Mildeste das Dir begegnen mag
Ist, daß man an des Kerkers Wand Dich fesselt.

Alonzo.

Es ist umsonst — Ich muß mir Licht verschaffen,
Und sollt' ich's mir auch aus der Hölle holen.
Nun fort. (zu Franziska)
Ich kehre unverletzt zurück,
So wahr der Gottheit selbst die Unschuld heilig.

Aldola.

Ein Fluch ruht auf Dein Haupt, es ist nicht Einer
In Ciella, dem Dein Leben heilig wäre.

Alonzo.

Du schreckst mich nicht — mir ist das ihre heilig,
Drumm wag' ich fröhlich=kühn mein einzelnes.

(Wie sie abgehen wollen, trit **Antonio** auf)

Antonio. (20b)

Wohin?

675. Es ist umsonst, Du schreckst mich nicht. — [Das Schicksal ist ein Taschenspieler — Sturm der Leidenschaft, Raub des Irrthums, Grimm — hat uns zum Narren.] — 681. Du schreckst mich nicht, Es ist umsonst.

Alonzo.

Gut, daß Du kömmst, ich bitte Dich,
Bleib bei den Weibern, bis ich wiederkehre.

Antonio.

Wo willst Du hin?

Alonzo.

Nach Ciella.

Antonio.

Lieferst Du,
Wie ein bekehrter Sünder selbst Dich aus?

Alonzo.

Wie meinst Du das?

Antonio.

Ei nun, ein schlechtes Leben,
Ist kaum der Mühe werth, es zu verlängern.
Drumm geh' nur hin, und leg' Dein sündig Haupt
In christlicher Ergebung auf den Block.

Alonzo.

Glaubst Du, daß ich, wenn eine Schuld mich drückte,
Das Haupt dem Recht der Rache weigern würde?

Antonio.

O Du Quacksalber der Natur! Denkst Du,
Ich werde Dein verfälschtes Herz auf Treu
Und Glauben zweimal als ein ächtes kaufen?
Bin ich ein blindes Glied denn aus dem Volke,
Daß Du mit Deinem Ausruf an der Ecke
Mich äffen willst, und wieder äffen willst?
— Doch nicht so vielen Athem bist Du werth,
Als nur dies einzge Wort mir kostet: Schurke,
Ich will Dich meiden, das ist wohl das Beßte.
Denn hier in Deiner Nähe stinkt es wie
Bei Mördern.

(Alonzo fällt in Ohnmacht)

Franziska.

Hülfe! Kommt zu Hülfe! Hülfe!

Zweiter Akt. (21a)

Erste Scene.

Gegend im Gebirge. Im Vordergrund eine Höhle.

Ignez sitzt an der Erde und knüpft Kränze. **Rodrigo** trit auf und betrachtet sie mit Wehmuth. Dann wendet er sich mit einer schmerzvollen Bewegung, während welcher Ignez ihn wahrnimmt, welche dann zu knüpfen fortfährt, als hätte sie ihn nicht gesehn.

Ignez.

S' ist doch ein häßliches Geschäft: belauschen;
Und weil ein rein Gemüth es stets verschmäht,
So wird nur dieses grade stets belauscht.
Drumm ist das Schlimmste noch, daß es den Lauscher
Statt ihn zu strafen, lohnt. Denn statt des Bösen,
Das er verdiente zu entdecken, findet
Er wohl sogar ein still' Bemühen noch
Für sein Bedürfniß oder seine Laune.
Da ist, zum Beispiel, heimlich jetzt ein Jüngling,
— Wie heißt er doch? Ich kenn ihn wohl. Sein Antlitz
Gleicht einem milden Morgenungewitter,
Sein Aug' dem Wetterleuchten auf den Höhen,
Sein Haar den Wolken, welche Blitze bergen,
Sein Nahen ist ein Wehen aus der Ferne
Sein Reden wie ein Strömen von den Bergen
Und sein Umarmen stark — Doch still. Was wollt'
Ich schon? Ja, dieser Jüngling wollt' ich sagen,
Ist heimlich nun herangeschlichen, plötzlich,
Unangekündigt, wie die Sommersonne,
Will sie ein nächtlich Liebesfest belauschen.
Nun wär' mir's recht, er hätte, was er sucht,
Bei mir gefunden, und die Eifersucht,
Der Liebe Jugendstachel hätte, selbst
Sich stumpfend, ihn hinaus gejagt ins Feld,
Gleich einem jungen Rosse, das zuletzt
Doch heimkehrt zu dem Stall, der es ernährt.

Vor 704. [Nachmittag]

(21 b) Statt dessen ist kein andrer Nebenbuhler
Jetzt grade um mich, als sein Geist. Und der
Singt mir sein Lied zur Zither vor, wofür
Ich diesen Kranz ihm winde. (Sie sieht sich um)
Fehlt Dir was?

Rodrigo.

Jetzt nichts.

Ignez.

So setz' Dich nieder, daß ich sehe,
Wie Dir der Kranz steht. Ist er hübsch?

Rodrigo.

Recht hübsch.

Ignez.

Wahrhaftig? Sieh einmal die Finger an.

Rodrigo.

Sie bluten —

Ignez.

Das bekam ich, als ich aus den Dornen
Die Blumen pflückte.

Rodrigo.

Armes Kind.

Ignez.

Ein Weib
Scheut keine Mühe. Stundenlang hab ich
Gesonnen, wie ein jedes einzeln' Blümchen
Zu stellen, wie das unscheinbarste selbst
Zu nutzen sei, damit Gestalt und Farbe
Des Ganzen seine Wirkung thue. — Nun,
Der Kranz ist ein vollendet Werk. Da nimm
Ihn hin. Sprich: er gefällt mir, so ist er
Belohnt. (Sie sieht sich wieder um)
Was fehlt Dir denn?
(Sie steht auf. Rodrigo faßt sie in seine Arme)
Du bist so seltsam,
(22 a) So feierlich — Bist unbegreiflich mir.

Rodrigo.

Und mir Du.

Ignez.

Liebst Du mich, so sprich sogleich
Ein Wort, das mich beruhigt.

Rodrigo.

Erst sprich Du.

Wie hast Du's heute wagen können, heute,
Von Deinem Vaterhaus' Dich zu entfernen?

Ignez.

Von meinem Vaterhause? Kennst Du's denn?
Hab' ich nicht stets gewünscht, Du mögtest es
Nicht zu erforschen streben?

Rodrigo.

O verzeih.

Nicht meine Schuld ist's, daß ich's weiß.

Ignez.

Du weißt's.

Rodrigo.

Ich weiß es. Fürchte nichts. Denn Deinem Engel
Kannst Du Dich sichrer nicht vertraun, als mir.
Nun sage, nun beruhige erst mich;
Wie konntest Du Dein Vaterhaus verlassen,
So einsam Dich in dies Gebirge wagen,
Da doch ein mächt'ger Nachbar all die Deinen
In blutger Rachefehd' verfolgt?

Ignez.

In Fehde?

In meines Vaters Sälen liegt der Staub
Auf allen Rüstungen, und niemand ist
Uns feindlich, als der Marder höchstens, der
In unsre Hühnerställe bricht.

Rodrigo.

Wie sagst Du?

Ihr wärt im Frieden mit den Nachbarn? Wärt
Im Frieden mit Euch selbst?

Ignez.

Du hörst es, ja.

Rodrigo. (22b)

O Gott! Ich danke Dir mein Leben nun
Um dieser Kunde! — Mädchen! Mädchen! O
Mein Gott, so brauch' ich Dich ja nicht zu morden!

Ignez.

Morden?

Rodrigo.

O komm! (Sie setzen sich)
Nun will ich heiter, offen, wahr
Wie Deine Seele mit Dir reden. Komm!
Es darf kein Schatten mehr Dich decken, nicht
Der mindeste, ganz klar will ich Dich sehen.
Dein Innres ist's mir schon, die ungebohrnen
Gedanken kann ich wie Dein Gott errathen.
Dein Zeichen nur, die freundliche Erfindung,
Mit einer Sylbe das Unendliche
Zu fassen, nur den Namen sage mir.
Dir sag ich meinen gleich, denn nur ein Scherz
War es, Dir zu verweigern, was Du mir.
Ich hätt' Deinen längst erforscht, wenn nicht
Sogar Dein unverständliches Gebot
Mir heilig. Aber nun frag' ich Dich selbst.
Nichts Böses bin ich mir bewußt, ich fühle
Du gehst mir über alles Glück der Welt,
Und nicht an's Leben bin ich so gebunden,
So gern nicht und so fest nicht, wie an Dich.
Drumm will ich, daß Du nichts mehr vor mir birgst,
Und fordre ernst Dein unumschränkt Vertraun.

Ignez.

Mir weht ein Schauer wie von bösen Geistern
Um Haupt und Brust und hemmt die Rede mir.

Rodrigo.

Was ängstigt Dich? O sag's mir, Theure, an,
Ich kann Dir jeden falschen Wahn benehmen.

Ignez.

Du 'sprachst von Mord — und der Entsetzenslaut
Hat Deine reine Lippe bös gefleckt.

Rodrigo.

(23 a) Von Liebe sprech' ich nun — das süße Wort,
Giebt jeder Lippe Reiz, die es berührt.

Ignez.

Von Liebe, hör ich wohl, sprichst Du mit mir,
Doch sag' mir an, mit wem sprachst Du vom Morde?

782—83. Nicht von Kleists Hand. Der Dichter bemerkt am Rande: [Dir sag ich meinen Namen gleich, denn nur ein Scherz war's, Dir zu verweigern, was Du mir.]. — 784—85. Ich hätt' ihn längst erforschen können, wär | Nicht selbst Dein unverständliches Gebot. — 795. Was Dich jetzt ängstigt, sag es frei mir an. — 799—800. ... Das süße Wort, | Gleich einer schleunig reinigenden Salbe | Giebt 2c.

Rodrigo.

Du hörst es ja, es war ein böser Irrthum,
Den mir ein selbstgetäuschter Freund erweckt.

Ignez
(welche Juan erblickt, der sich in der Ferne gezeigt hat)

Dort steht ein Mensch, den kenn' ich — (Sie steht auf)

Rodrigo.

Kennst Du ihn?

Ignez.

Leb' wohl.

Rodrigo.

Um Gotteswillen, nein, Du irrst Dich.

Ignez.

Ich irre nicht — Laß mich — Wollt ihr mich morden?

Rodrigo.

Dich morden? — Frei bist Du, und willst Du gehen,
Du kannst es unberührt, wohin Du willst.

Ignez.

So leb' denn wohl.

Rodrigo.

Und kehrst nicht wieder?

Ignez.

Niemals,
Wenn Du nicht gleich mir Deinen Namen sagst.

Rodrigo.

Das soll ich jetzt — vor diesem Fremden —

Ignez.

Leb' wohl auf ewig.

Rodrigo.

Marie! Willst Du nicht besser von
Mir denken lernen?

Ignez. (23 b)

Zeigen kann ein Jeder
Gleich, wer er ist.

Rodrigo.

Ich will es nächstens. Kehre wieder.

807. [Ich sage nein: Laß mich!]. — 812. [warum weigert Rodrigo?] — 814—15. T. Zeigen kannst Du gleich | Mir wer Du bist. — 815. nächstens, morgen.

Ignez.
Soll ich Dir traun, wenn Du nicht mir?

Rodrigo.
Thu es
Auf die Gefahr.

Ignez.
Es sei. Und irr' ich mich,
Nicht eine Thräne kosten soll es mich. (ab)

Rodrigo.
Juan, komm her. Du siehst, sie [ist] es wohl,
Es ist kein Zweifel mehr, nicht wahr?

Juan.
Es mag
Wie's scheint, Dir wohl an keinem Aufschluß mangeln,
Den ich Dir geben könnte.

Rodrigo.
Wie Du's nimmst.
Zwei Werthe hat ein jeder Mensch: den einen
Lernt man nur kennen aus sich selbst, den andern
Muß man erfragen.

Juan.
Hast Du nur den Kern,
Die Schaale giebt sich dann als eine Zugab'.

Rodrigo.
Ich sage Dir, sie weigert mir, wie Dir,
Den Namen, und wie Dich, so flieht sie mich,
Schon bei der Ahndung bloß, ich sei aus Ciella.
Du sahst es selbst, gleich einem Geist erscheint
Und schwindet sie uns beiden.

Juan.
Beiden? Ja.
Doch mit dem Unterschied, daß Dir das eine
Talent geworden, ihn zu rufen, mir
Das andre bloß, den Geist zu bannen.

(24 a) Rodrigo.
Juan!

Juan.
Pah! — Die Schuld liegt an der Spitze meiner Nase,
Und etwa noch an meinen Ohrenzipfeln.

835. meiner, [unsrer].

Was sonst an mir kann so voll Gräuel sein,
Daß es das Blut aus ihren Wangen jagt,
Und bis auf's Fliehen, jede Kraft ihr nimmt?

Rodrigo.

Juan, ich kenne Dich nicht mehr.

Juan.

Ich aber Dich.

Rodrigo.

Ich will im Voraus jede Kränkung Dir
Vergeben, wenn Du es nur edel thust.

Juan.

Nicht über'n Preis will ich Dir zahlen — Sprich.
Wenn Einer mir vertraut', er wiss' ein Roß,
Das ihm bequem sei, und er kaufen wolle,
Und ich ich gienge heimlich hin, und kauft's
Mir selbst — was meinst Du, wäre das wohl edel?

Rodrigo.

Sehr schief wählst Du Dein Gleichniß —

Juan.

Sage bitter;
Und doch ists Honig gegen mein Gefühl.

Rodrigo.

Dein Irrthum ist Dir lieb, weil er mich kränkt.

Juan.

Kränkt? Ja, das ist mir lieb; und ist's ein Irrthum,
Just darum zähe will ich fest ihn halten.

Rodrigo.

Nicht viele Freude wird Dir das gewähren,
Denn still verschmerzen werd' ich, was Du thust.

Juan. (24b)

Da hast Du recht. Nichts würd' mich mehr verdrießen,
Als wenn Dein Herz wie eine Kröte wäre,
Die ein verwundlos steinern Schild beschützt.
Denn weiter keine Lust bleibt mir auf Erden,
Als einer Bremse gleich Dich zu verfolgen.

Rodrigo.

Du bist weit besser, als der Augenblick.

Juan.

Weil ich mich edel nicht erweise, nicht
Erweisen will, machst Du mir weiß, ich sei's
Damit die unverdiente Ehre mich
Bewegen mög', in ihrem Sinn zu handeln?
Vor Deine Füße werf' ich Deine Achtung —
Du Thor! Du Thor! Denkst Du mich so zu fassen?

Rodrigo.

Du willst mich reizen, doch Du kannst es nicht;
Ich weiß, Du selbst, Du wirst mich morgen rächen.

Juan.

Nein, wahrlich, nein, dafür will ich schon sorgen.
Denn in die Brust schneid' ich mir eine Wunde,
Die reiz' ich stets mit Nadeln, halte stets
Sie offen, daß es mir recht sinnlich bleibe.

Rodrigo.

Es ist nicht möglich, ach, es ist nicht möglich!
Wie könnte Dein Gemüth so häßlich sein,
Da Du doch Ignez, Ignez lieben kannst.

Juan.

Nicht wahr, Dir wär es recht, wenn ich so albern —
Großmüthig mich erwiese, wie es grad
Wohl passen mag in Deinen Kram?

Rodrigo.

Leb' wohl,
Juan.

Juan.

Nein halt! Du denkst ich habe bloß
Gespaßt.

(25a) Rodrigo.

Was willst Du?

Juan.

Grad heraus. Mein Leben
Und Deins sind wie zwei Spinnen in der Schachtel.
Drum zieh'. (Er zieht)

Rodrigo.

Gewiß nicht. Fallen will ich anders
Von Deiner Hand nicht, als gemordet.

861—66. Du Thor! Du Thor! Denkst Du mich so zu fassen? | Aufdrängen willst Du Deine Achtung mit | Gewalt mir, Da ich sie vor Deine Füße werfe?

Juan.

Zieh,
Du Memme! Nicht nach Deinem Tod, nach meinem
Nach meinem nur gelüstet's mir.

Rodrigo (umarmt ihn)

Juan!
Mein Freund! Ich Dich ermorden?

Juan (stößt ihn fort)

Fort, Du Schlange!
Nicht stechen will sie, nur mit ihrem Anblick
Mich langsam tödten. — Gut. (Er steckt das Schwerdt ein.)
Noch giebt's ein andres Mittel!

(Beide von verschiedenen Seiten ab)

Zweite Scene. (25 b. 26 a)

Gossa. Zimmer im Schlosse.

Alonzo auf einem Stuhle mit Zeichen der Ohnmacht, die nun vorüber. Um ihn herum **Antonio, Thiesta, Franziska, Cirillo.**

Franziska.

Nun, er erholt sich, Gott sei Dank —

Alonzo.

Franziska —

Franziska.

Alonzo, kennst Du mich, kennst Du mich wieder?

Alonzo.

Mir ist so wohl, wie bei dem Eintritt in
Ein andres Leben.

Franziska.

Und an seiner Pforte
Stehn Deine Engel, wir, die Deinen, liebreich
Dich zu empfangen.

Alonzo.

Sage mir, wie kam
Ich denn auf diesen Stuhl? Zuletzt, wenn ich
Nicht irre, stand ich — nicht?

Franziska.

Du sankest stehend
In Ohnmacht.

889. Noch giebt's ein andres Mittel, Dich soll es reun. | Die kurze Lebensfrist, die Du mir gönnst, | Dem Hasse und der Rache weih' ich sie. (beide ab.)

Alonzo.

Ohnmacht? Und warum denn das?
So sprich doch — Wie, was ist Dir denn? Was ist
Euch denn? (Er sieht sich um; lebhaft)
Fehlt Ignez? Ist sie todt?

Franziska.

O nein.
O nein, sie ist in ihrem Garten —

Alonzo.

Nun,
Wovon seid ihr denn alle so besessen?
Franziska, sprich — Sprich Du, Thiesta — Seid
Ihr stumm, Thiest, Anto — — Antonio!
Ja so, ganz recht, nun weiß ich —

(26 b) Franziska.

Komm ins Bette,
Alonzo, dort will ich's Dir schon erzählen.

Alonzo.

In's Bett? O pfui! Bin ich denn — sage mir
— Bin ich in Ohnmacht wirklich denn gefallen?

Franziska.

Du weißt ja, wie Du sagst, sogar warum?

Alonzo.

Wüßt ich's? O pfui! O pfui! Ein Geist ist doch
Ein elend Ding.

Franziska.

Komm nur ins Bett, Alonzo,
Dein Leib bedarf der Ruhe.

Alonzo.

Ja, s' ist wahr,
Mein Leib ist doch an Allem Schuld.

Franziska.

So komm.

Alonzo.

Meinst Du, es wäre nöthig?

Franziska.

Ja, durchaus
Mußt Du in's Bette.

Alonzo.

Dein Bemühn
Beschämt mich sehr. Vergönne mir zwei Augenblicke,
So mach' ich Alles wieder gut, und stelle
Von selbst mich her.

Franziska.

Zum mindsten nimm die Tropfen
Aus dem Tyrolerfläschgen, das Du selbst
Stets als ein heilsam Mittel mir gepriesen.

Alonzo.

An eigne Kraft glaubt doch kein Weib, und traut
Stets einer Salbe mehr zu, als der Seele.

Franziska.

Es wird Dich stärken, glaube mir —

Alonzo.

Dazu
Brauchts nichts als mein Bewußtsein. (Er steht auf)
Was mich freut (27 a)
Ist daß der Geist doch mehr ist, als ich glaubte.
Denn flieht er gleich auf einen Augenblick,
An seinen Urquell geht er nur zu Gott,
Und mit Heroenkraft kehrt er zurück.
Thiesta! S' ist wohl viele Zeit nicht zu
Verlieren — Franziska, weiß er's?

Franziska.

Ja.

Alonzo.

Du weißt's? Nun sprich,
Was meinst Du, s' ist doch wohl ein Bubenstück?
S' ist wohl kein Zweifel mehr, nicht wahr?

Thiesta.

In Gossa
Ist Keiner, der's bezweifelt, ist fast Keiner,
Der's, außer Dir, nicht hätt' vorhergesehen,
Wie's enden müsse, sei es früh, sei's spät.

Alonzo.

Vorhergesehen? Nein, das hab' ich nicht.
Bezweifelt? Nein, das thu' ich auch nicht mehr.
— Und also ist's den Leuten schon bekannt?

916. [Dein Bemühn beschämt mich].

Thiesta.

So wohl, daß sie das Haupt sogar besitzen,
Das Dir die Nachricht her aus Ciella bracht'.

Alonzo.

Wie meinst Du das? Der Herold wär noch hier?

Thiesta.

Gesteinigt ja.

Alonzo.

Gesteiniget?

Thiesta.

Das Volk
War nicht zu bändigen. Sein Haupt ist zwischen
Den Eulen an den Thorweg festgenagelt.

Alonzo.

Unrecht ist's,
Thiest, mit Deinem Haupt hättst Du das seine
Das heilige, des Herolds schützen sollen.

(27b) Thiesta.

Mit Unrecht tadelst Du mich, Herr, ich war
Ein Zeuge nicht der That, wie Du wohl glaubst.
Zu seinem Leichnam kam ich — diesen hier
Antonio, war's just noch Zeit zu retten.

Alonzo.

— Ei nun, sie mögen's niederschlucken. Das
Geschehne muß stets gut sein, wie es kann.
Ganz rein, seh' ich wohl ein, kann's fast nicht abgehn,
Denn wer das Schmutzge anfaßt, den besudelt's.
Auch find' ich, ist der Geist von dieser Unthat
Doch etwas werth, und kann zu mehr noch dienen.
Wir wollen's nützen. Reite schnell ins Land,
Die sämtlichen Vasallen biete auf,
Sogleich sich in Person bei mir zu stellen.
Indessen will ich selbst von Männern, was
Hier in der Burg ist, sammeln. Reden braucht's
Nicht viel, ich stell' mein graues Haupt zur Schau,
Und jedes Haar muß einen Helden werben.
Das soll den ersten Bubenanfall hemmen,
Dann, sind wir stärker, wenden wir das Blatt,
In seiner Höhle suchen wir den Wolf.
Es kann nicht fehlen, glaube mir's, es geht
Für Alles ja, was heilig ist und hehr,
Für Tugend, Ehre, Weib und Kind, und Leben.

Thiesta.

So geh ich, Herr, in wenig Stunden sind
Die sämmtlichen Vasallen hier versammelt.

Alonzo.

S' ist gut? (Thiesta ab)
Cirillo, rufe mir den Burgvoigt,
— Noch Eins. Die beiden Waffenschmiede bringe
Gleich mit. (Cirillo ab)
(Zu Antonio)
Dir ist ein Unglimpf wiederfahren,
Antonio, das thut mir leid. Du weißt, ich war
Im eigentlichsten Sinn nicht gegenwärtig. (28 a)
Die Leute sind mir gut, Du siehst, es war
Ein mißverstandner Eifer bloß der Treue.
Drumm mußt Du's ihnen schon verzeihn. Für's künftge
Versprech ich, will ich sorgen. Willst Du fort
Nach Ciella, kannst Du's gleich, ich gebe Dir
Zehn Reis'ge zur Begleitung mit. (Antonio schweigt)
Ich kann's
Nicht läugnen fast, daß mir der Unfall lieb,
Versteh mich, bloß weil er Dich hier verweilte.
Denn sehr unwürdig hab' ich mich gezeigt.
— Nein, sage nichts. Ich weiß das. — Freilich mag
Wohl mancher sinken, weil er stark ist: Denn
Die kranke, abgestorb'ne Eiche, ruhig
Steht sie im Sturm, doch die gesunde stürzt er,
Weil er in ihre Krone greifen kann.
Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken,
— Auch seufzen. Denn der Gleichmuth ist die Tugend
Nur der Athleten. Wir, wir Menschen fallen
Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau — Doch sollen
Wir stets des Anschauns würdig aufstehn.
Nun.
Ich halte Dich nicht länger. Geh nach Ciella,
Zu Deinen Freunden, die Du Dir gewählt.
Denn hier in Gossa, wie du selbst gefunden,
Bist Du seit heute nicht mehr gern gesehn.

970—71. So geh ich, Herr, in vier und zwanzig Stunden | Sind die Vasallen hier bei Dir versammelt. — 980. Versprech ich, will ich, Will ich schon. — 986—87. Freilich ... Denn, Freilich ist | Nicht Sinken stets gleichviel mit Schwachsein. Manchen | Mag wohl ein Eindruck stürzen, nicht weil keinen, | Nein, weil er starken Widerstand ihm leistet. — 998. Dir, selbst.

Antonio.

— Hast Recht, hast Recht — bin's nicht viel besser werth,
Als daß Du mir die Thüre zeigst — Bin ich
(28 b) Ein Schuft in meinen Augen doch, um wie
Vielmehr in Deinen — Zwar ein Schuft, wie Du
Es meinst, der bin ich nicht — Doch kurz und gut,
Glaubt was ihr wollt, ich kann mich nicht entschuldgen,
Mir lähmts die Zung', die Worte wollen wie
Verschlagne Kinder nicht ans Licht — Ich gehe,
Nur so viel sag' ich Dir, ich gehe nicht
Nach Ciella, hörst Du? Und noch Eins. Wenn Du
Mich brauchen kannst, so sag's, ich laß mein Leben
Für Dich, hörst Du mein Leben. (ab)

Franziska.

Hör Antonio!
Da geht er hin! Warum riefst Du ihn nicht?

(29 a) Alonzo.

Verstehst Du was davon, so sag' es mir.
Mir ist's noch immer, wie ein Traum.

Franziska.

Ei nun,
Er war gewonnen von den Ciellischen.
Denn in dem ganzen Gau ist wohl kein Ritter,
Den sie, wenn's gieng', uns auf den Hals nicht hetzten.

1001—13. Hast Recht, hast Recht — bin's nicht viel besser werth, | Als daß Du mir die Thüre zeigst — Kann auch | Nicht bleiben, seh's wohl ein, kann nicht — denn niemals | Wirst Du's verzeihn, und sollst's auch nicht, und wärst | Ein schlechter Kerl, wenn Du es könntest — Bin ich | Ein Schuft in meinen Augen doch, um wie | Vielmehr in Deinen — Ja, ein Schuft, sag's nur | Erzschuft — Was klotzest Du mich an? Denkst Du | Ich wüßt es nicht, daß Du's mit Blicken mir | Gleich einer Säure in das Herz noch ätzest? | — Doch wie gesagt, ich bin's nicht besser werth. | — Kann, wie ich's auch gesagt, in Gossa nicht | Mehr bleiben — Doch nach Ciella kann ich auch nicht. | Eh' geb' ich meine Stirn dem Brandmal hin | Von Henkershand eh ich nach Ciella gehe. | — Nun wohl, so geh' auf Deine Burg, Du Narr, | Den sie zum Beßten haben überall. | Das ist wohl das Gescheutste — Leb' denn wohl, | Alonzo. Braucheſt mich nicht anzufeinden, | Ich zieh kein Schwerdt, bei meinem Eid, kein Schwerdt. | Kannst mit mir thun, wie Dir's beliebt, kannst gleich | Mich hierbehalten, wenn Du willst — Es wäre | Mir selbst das Liebste — Willst Du nicht? Ei nun, | Laß bleiben. Denn erbetteln will ich auch nichts. | Lebt wohl. F. Antonio! — Willst Du ihn gehen lassen, | Alonzo? — Hör' Antonio! Ant. Was soll's? | Al. Du hast ein Räthsel uns gesagt, und bleibst | Die Auflösung uns schuldig. Ant. Kann's nicht sagen | Nein, kann es nicht, bin's nicht im Stande. Was klotzt | Ihr mich schon wieder an? Ich sag's Euch ja, | Ich kann mich nicht entschuld'gen, kann mich nicht | Rechtfert'gen, ein für allemal, mir lähmt's | Die Zunge, die Gedanken gehn mir aus, | Und ein jedes Wort gleicht dem verschlagen Kind, | Das muthlos, scheu, an's Licht nicht will zum Vater, | Der sein sich schämt. — Drumm kurz und gut, ich gehe | Die Zeit wird mich bei Euch vertreten. Nur | So viel für jetzt: ich ehr' und liebe Euch, | Und will mein Leben für Euch lassen, hört Ihr? | Lebt wohl. (ab). — Von ich ehr' bis Lebt wohl ist stark durchstrichen und dafür eingesetzt: Mich hatt' ein höllisch Garn | Gefangen — doch mit einem Fuße nur, | Den reiß' ich rasch zurück — Nun Gott behüt' Euch. (ab).

Alonzo.

Allein Antonio — Ja, wär's ein Andrer,
So wollt' ich's glauben; doch Antonio!
S' ist doch so leicht nicht, in dem Augenblick
Das Werk der Jahre, Achtung, zu zerstören.

Franziska.

O s' ist ein teuflischer Betrug, der mich,
Ja Dich mißtrauisch hätte machen können.

Alonzo.

Mich selbst? Mißtrauisch gegen mich? Nun laß
Doch hören.

Franziska.

Raimonds jüngster Sohn ist wirklich
Von Deinen Leuten im Gebirg erschlagen.

Alonzo. (29b)

Von meinen Leuten?

Franziska.

O, das ist bei Weitem
Das schlimmste nicht. Der Eine hat es selbst
Gestanden, Du, Du hättst ihn zu dem Mord gedungen.

Alonzo.

Gestanden hätt' er das?

Franziska.

Ja, auf der Folter,
Und ist zwei Augenblicke drauf verschieden.

Alonzo.

Verschieden — Und gestanden — Und im Tode,
Wär auch das Leben voll Abscheulichkeit,
Im Tode ist der Mensch kein Sünder. — Wer
Hat's denn gehört, daß er's gestanden?

Franziska.

Ganz
Ciella. Unter Volkes Augen auf
Dem öffentlichen Markt ward er gefoltert.

Alonzo.

Und wer hat Dir das mitgetheilt?

1022. Das Werk der Jahre, Achtung, zu zerstören. | Denn nichts ist schmerzlicher, als dieser Raub | Und selbst wenn der Verstand ihn fahren ließ, | Pflegt doch, und wär's aus bloßem Schmerz das Herz | Den Freund noch festzuhalten. — 1024. Dich, Dich, Dich selbst.

Franziska.

Antonio,
Er hat sich bei dem Volke selbst erkundigt.

Alonzo.

— Nein, das ist kein Betrug, kann keiner sein.

Franziska.

Um Gotteswillen, was denn sonst?

Alonzo.

Bin ich
Denn Gott, daß du mich fragst?

Franziska.

Ist's keiner, so
O Himmel fällt ja der Verdacht auf uns.

Alonzo.

Ja, allerdings fällt er auf uns.

(30 a) Franziska.

Und wir,
Wir müßten uns dann reinigen.

Alonzo.

Kein Zweifel,
Wir müssen es, nicht sie.

Franziska.

O Du mein Heiland,
Wie ist das möglich?

Alonzo.

Möglich? Ja, das wär's,
Wenn ich nur Raimond sprechen könnte.

Franziska.

Wie?
Das könntest Du Dich jetzt getraun, da ihn
Des Herolds Tod noch mehr erbittert hat?

Alonzo.

S' ist freilich jetzt weit schlimmer — Doch es ist
Das einz'ge Mittel, das ergreift sich leicht.
— Ja, recht, so gehts — Wo mag Antonio sein?
Der soll mich zu ihm führen. Franz! Ciryllo!
— Ich hab' sie fortgeschickt, s' ist wahr. — So komm,
Antonio ist noch hier, ich such' ihn selbst.

Franziska.

Um Gotteswillen folge meinem Rathe —

Alonzo.

Franziska — laß mich — das verstehst Du nicht.

(Beide ab)

Dritte Scene. (30b. 31a)

Platz vor den Thoren von Gossa.

Ignez (trit in Hast auf.)

Zu Hilfe! Zu Hilfe!

Juan (ergreift sie)

So höre mich doch, Mädchen!
Es folgt Dir ja kein Feind, ich liebe Dich,
Ach, lieben! Ich vergöttre Dich!

Ignez.

Fort, Ungeheuer, bist Du nicht aus Ciella?

Juan.

Wie kann ich furchtbar sein? Sieh mich doch an;
Ich zittre selbst vor Wollust und vor Schmerz
Mit meinen Armen Dich, mein ganzes Maas
Von Glück und Jammer zu umschließen.

Ignez.

Was willst Du, Rasender, von mir?

Juan.

Nichts weiter.
Mir bist Du todt, und, einer Leiche gleich,
Mit kaltem Schauer drück ich Dich ans Herz.

Ignez.

Schützt mich, Ihr Himmlischen, vor seiner Wuth!

Juan.

Sieh, Mädchen, morgen lieg' ich in dem Grabe,
Ein Jüngling, ich — nicht wahr, das thut Dir weh?
Nun, einem Sterbenden schlägst Du nichts ab,
Den Abschiedskuß gieb mir! (Er küßt sie.)

Ignez.

Errettet mich
Ihr Heiligen!

1070. kaltem, heilgem.

Juan.

— Ja, rette Du mich, Heilge!
Es hat das Leben mich wie eine Schlange,
Mit Gliedern, zahllos, ekelhaft, umwunden.
Es schauert mich, es zu berühren — Da,
Nimm diesen Dolch —

(31b) Ignez.

Zu Hilfe! Mörder! Hilfe!

Juan (streng)

Nimm diesen Dolch, sag' ich — Hast Du nicht Einen
Mir schon ins Herz gedrückt?

Ignez.

Entsetzlicher!
(Sie fällt besinnungslos in seine Arme.)

Juan (sanft)

Nimm diesen Dolch, Geliebte — Denn mit Wollust,
Wie Deinem Kusse sich die Lippe reicht,
Reich ich die Brust dem Stoß von Deiner Hand.

Antonio (trit auf, aus dem Thore mit Reisigen)

Hier war das Angstgeschrei — — Unglücklicher!
Welch' eine That, — Sie ist ermordet — Teufel!
Mit Deinem Leben sollst Du's büßen —
(Er verwundet Juan; der fällt. Antonio faßt Ignez auf.)
Ignez! Ignez!
Ich sehe keine Wunde — Lebst Du, Ignez?
(**Alonzo** trit auf, aus dem Thore; ihm folgt **Franziska**.)

Alonzo.

Es war Antonio's Entsetzensstimme,
Nicht Ignez's — — O mein Gott! (Er wendet sich schmerzvoll)

Franziska.

O meine Tochter,
Mein Einziges, mein Letztes —

Antonio.

Schafft nur Hilfe,
Ermordet ist sie nicht.

Franziska.

Sie rührt sich — horch,
Sie athmet — ja sie lebt, sie lebt!

1090. [Das hätte Antonio nicht thun sollen muß Alonzo bemerken].

Alonzo.

Lebt sie?
Und unverwundet?

Antonio.

Eben war's noch Zeit.
Er zückte schon den Dolch auf sie, da hieb (32a)
Ich den Unwürdgen nieder.

Franziska.

Ist er nicht
Aus Ciella?

Antonio.

Frage nicht, Du machst mich schamroth — ja.

Alonzo.

Gieb mir die Hand, Antonio, wir verstehn
Uns.

Antonio (reicht ihm die Hand)

Wir verstehn uns.

Franziska.

Sie erwacht, o seht,
Sie schlägt die Augen auf, sie sieht mich an —

Ignez.

Bin ich von dem Entsetzlichen erlöst?

Franziska.

Er liegt zu Deinen Füßen — fasse Dich!

Ignez (sieht sich um)

Getödtet? Und um mich? Ach, es ist gräßlich —

Franziska.

Antonio hat den Mörder hingestreckt.

Ignez.

Er folgte mir weit her aus dem Gebirge
— Mich faßte das Entsetzen gleich, als ich
Von Weitem nur ihn in das Auge faßte.
Ich eilte — doch ihn trieb die Mordsucht schneller,
Als mich die Angst — und hier ergriff er mich.

Alonzo.

Und zückt' er gleich den Dolch? Und sprach er nichts?
Kannst Du Dich dessen nicht entsinnen mehr?

Ignez.

So kaum — denn vor dem fürchterliches Antlitz
Entflohn mir alle Sinne fast. Er sprach,
— Gott weiß, mir schien's fast, wie im Wahnsinn — sprach
Von Liebe — daß er mich vergöttre — nannte
Bald eine Heilge mich, bald eine Leiche.
Dann zog er plötzlich jenen Dolch, und bittend,
(32b) Ich mögte, ich, ihn tödten, zückt' er ihn
Auf mich —

Alonzo.

Lebt er denn noch? Er scheint verwundet bloß,
Sein Aug' ist offen. (zu den Leuten)
Tragt ihn in das Schloß
Und ruft den Wundarzt. (Einige tragen ihn fort)
Einer komme wieder,
Und bring' mir Nachricht.

Franziska.

Aber, meine Tochter,
Wie konntest Du so einsam, und so weit
Dich ins Gebirge wagen?

Ignez.

Zürne nicht,
Es war mein Lieblingsweg.

Franziska.

Und noch so lange
Dich zu verweilen!

Ignez.

Einen Ritter traf
Ich, der mich aufhielt.

Franziska.

Einen Ritter? Sieh,
Wie Du in die Gefahr Dich wagst! Kann's wohl
Ein Andrer sein fast, als ein Ciellischer?

Ignez.

— Glaubst Du, es sei ein Ciellischer?

Antonio.

Ich weiß,
Daß Rodrigo oft ins Gebirge geht.

Ignez.

Meinst Du den —?

1116. dem, sein.

Antonio.

Raimonds ältsten Sohn.
— Kennst Du ihn nicht?

Ignez.

Ich hab' ihn nie gesehn.

Antonio.

Ich habe sichre Proben doch, daß er
Dich kennt.

Ignez.

Mich? (33a)

Franziska.

Unsre Ignez? Und woher?

Antonio.

Wenn ich nicht irre, sah ich einen Schleier,
Den Du zu tragen pflegst, in seiner Hand.

Ignez (verbirgt ihr Haupt an die Brust ihrer Mutter)

Ach, Mutter —

Franziska.

O, um Gotteswillen, Ignez,
Sei doch auf Deiner Hut — Er kann Dich mit
Dem Apfel, den er Dir vom Baume pflückt,
Vergiften — doch Du sagst, er liebe sie?

Antonio.

Nun, das mögt' ich fast nicht fürchten
Allein ich traue freilich keiner Schlang', er hat
Beim Abendmahl ihr den Tod geschworen.

Ignez.

Mir?
Den Tod?

Antonio.

Ich hab' es selbst gehört.

Franziska.

Nun sieh,
Ich werde wie ein Kind Dich hüten müssen.
Du darfst nicht aus den Mauern dieser Burg,
Darfst nicht von Deiner Mutter Seite gehn,
Darfst nichts berühren, keine Nahrung, seis
Auch was Du willst, die ich Dir nicht bereitet.

1140. kennt, liebt. — Und woher, Rodrigo. — 1141. einen, selbst den. — 1148—49. So schien's. Allein ich traue freilich keiner Schlang' | Denn trotz der Liebe, weiß ich, hat er ihr | Beim Abendmahl ihr den Tod geschworen.

Cirillo (trit auf; aus dem Thore) Herr, der Mörder ist nicht todt, und der Wundarzt sagt, seine Wunde sei auch nicht tödtlich.

Alonzo (der bisher in Gedanken gestanden)
Ist er sich sein bewußt?

Cirillo.
Er klagt über Bewußtlosigkeit.

(33b) Alonzo.
Er klagt, er sei sich seiner nicht bewußt?
So ist er's, merk' ich, sehr.

Cirillo. Es wird keiner klug aus ihm. Denn er spricht, ungehobelt Zeug durcheinander, und thut, als ob er wahnwitzig wäre.

Antonio.
Es ist Verstellung offenbar.

Alonzo.
Kennst Du
Den Menschen?

Antonio.
Weiß nur so viel, daß sein Name
Juan, und er ein unächt Kind des Raimond,
— Daß er den Ritterdienst in Ciella lernte,
Und gestern früh das Schwerdt empfangen hat.

Alonzo.
Das Schwerdt empfangen, gestern erst — und heute
Wahnsinnig — sagtest Du nicht auch, er habe
Beim Abendmahl den Racheschwur geleistet?

Antonio.
Wie alle Diener Raimonds, so auch er.

Alonzo.
Antonio, mir wird ein böser Zweifel
Fast zur Gewißheit, fast — Ich hätt's entschuldigt,
Daß sie Verdacht auf mich geworfen, daß
Sie Rache mir geschworen, daß sie Fehde
Mir angekündiget — ja, hätten sie
Im Krieg' mein Haus verbrannt, mir Weib und Kind
Im Krieg' erschlagen, noch wollt' ich's entschuld'gen,
— Doch daß sie mir den Meuchelmörder senden,
— Wenn's so ist —

1166. und er ein unächt Kind, sein Vater ein Vasall. — [natürlicher Sohn].

Franziska.

Ist's denn ein Zweifel? Haben
Sie uns nicht selbst die Probe schon gegeben?

Alonzo. (34 a)

Du meinst an Philipp —?

Franziska.

Endlich siehst Du's ein.
Du hast mir's nie geglaubt, hast die Vermuthung,
Gewißheit, wollt' ich sagen, stets ein Deuteln,
Der Weiber nur genannt, die, weil sie's einmal,
Aus Zufall treffen, nie zu fehlen wähnen.
Nun weißt Du's besser — Nun, ich könnte Dir
Wohl mehr noch sagen, das Dir nicht geahndet.

Alonzo.

Mehr noch?

Franziska.

Du wirst Dich Deines Fiebers vor
Zwei Jahren noch erinnern. Als Du der
Genesung nahtest, schickte Dir Elmire
Ein Fläschgen eingemachter Ananas.

Alonzo.

Ganz recht, durch eine Reutersfrau aus Ciella.

Franziska.

Ich bat Dich, unter falschem Vorwand, nicht
Von dem Geschenke zu genießen, setzte,
Dir selbst ein Fläschgen vor aus eignem Vorrath
Mit eingemachtem Fürsich — aber Du
Bestandst darauf, verschmähtest meinen Fürsich,
Nahmst von der Ananas, und plötzlich folgte
Ein heftiges Erbrechen —

Alonzo.

Das ist seltsam;
Denn ich besinne mich noch eines Umstands —
— Ganz recht. Die Katze war mir übers Fläschgen
Mit Ananas gekommen, und ich ließ
Von Ignez mir den Fürsich reichen — Nicht?
Sprich, Ignez.

Ignez.

Ja, so ist es.

1181. denn ein, denn noch ein.

Alonzo.

Ei, so hätte
(34 b) Sich seltsam ja das Blatt gewendet. Denn
Die Ananas hat doch der Katze nicht
Geschadet, aber mir Dein Fürsich, den
Du selbst mir zubereitet —?

Franziska.

— Drehen freilich
Läßt Alles sich —

Alonzo.

Meinst Du? Nun sieh, das mein'
Ich auch, und habe Recht, wenn ich auf das,
Was Du mir drehst, nicht achte. — Nun genug.
Ich will mit Ernst, daß Du von Philipp schweigst.
Er sei vergiftet oder nicht, er soll
Gestorben sein und weiter nichts. Ich will's.

Antonio.

Du solltst, Alonzo, doch den Augenblick
Der jetzt Dir günstig scheinet nützen. Ist
Der Todtschlag Pedro's ein Betrug, wie es
Fast sein muß, so ist auch Juan darin
Verwebt —

Alonzo.

Betrug? Wie wär das möglich?

Antonio.

Nun,
Du magst das Irren schelten, wie Du willst,
So ist's doch oft der einzge Weg zur Wahrheit.

Alonzo.

Sprich nur.

Antonio.

Und wenn die Wirkung sich im Felde
Des Fast-Unglaublichen befindet, kann
Und darf man wohl die Mittel dort auch suchen.

Alonzo.

Zur Sache.

Antonio.

Möglich wär's, daß Raimonds Sohn,
Der doch ermordet sein soll, bloß gestorben,
(35 a) Und daß, von der Gelegenheit gereizt,
Den Erbvertrag zu seinem Glück zu lenken,
Der Vater es verstanden Deiner Leute

1222. Irren, Rathen.

Die juſt vielleicht in dem Gebirge waren,
In ihrer Unſchuld ſo ſich zu bedienen,
Daß es der Welt erſcheint, als hätten wirklich
Sie ihn ermordet.

Alonzo.

Und wozu?

Antonio.

Ei, nun
Mit dieſem Schein des Rechts Dich zu befehden,
Den Stamm von Goſſa auszurotten, dann
Das Erbvermächtniß ſich zu nehmen.

Alonzo.

Fein
Erſonnen wär es wenigſtens — Doch nein?
Du ſagteſt ja, der Eine meiner Leute
Hätt's in dem Tod noch bekannt, er wäre
Von mir gedungen zu dem Mord —

(Stillſchweigen)

Antonio.

Der Mann, den ich geſprochen, hatte nur
Von dem Gefolterten ein Wort gehört.

Alonzo.

Das war?

Antonio.

Alonzo.

(Stillſchweigen)

Antonio.

Haſt Du denn die Leute,
Die ſogenannten Mörder, nicht vermißt?
Von ihren Hinterlaſſnen müßte ſich
Doch mancherlei erforſchen laſſen.

Alonzo (zu den Leuten)

Rufe
Den Hauptmann Einer her!

Antonio. (35 b)

Von wem ich doch
Den meiſten Aufſchluß hoffe, iſt Juan.

Alonzo.

S' iſt auch kein ſichrer.

Antonio.

Wie? Wenn er es nicht
Geſtehen will, macht man's wie die von Ciella,
Und wirft ihn auf die Folter.

Alonzo.

Nun? Und wenn
Er dann gesteht, daß Raimond ihn gedungen?

Antonio.

So ist's heraus, so ist's am Tage —

Alonzo.

So?
Dann freilich bin ich auch ein Mörder.

(Stillschweigen)

Antonio.

Aus diesem Wirrwarr finde sich ein Pfaffe!
Ich kann es nicht.

Alonzo.

Ich bin Dir wohl ein Räthsel;
Nicht wahr? Nun tröste Dich; Gott ist es mir.

Antonio.

Sag' kurz, was willst Du thun?

Alonzo.

Das Beßte wär
Noch immer, wenn ich Raimond sprechen könnte.

Antonio.

— S' ist ein gewagter Schritt. Bei seiner Rede
Am Sarge Pedros schien kein menschliches,
Kein göttliches Gesetz ihm heilig, das
Dich schützt.

Alonzo.

Es wäre zu versuchen. Denn
Es wagt ein Mensch oft den abscheulichen
Gedanken, der sich vor der That entsetzt.

Antonio.

(36 a) Er hat Dir heut das Beispiel nicht gegeben.

Alonzo.

Auch diese Unthat, wenn sie häßlich gleich,
Doch ist's noch zu verzeihn, Antonio.
Denn schwer war er gereizt — Auf jeden Fall
Ist mein Gesuch so unerwarteter;
Und öfters thut ein Mensch, was man kaum hofft,
Weil man's kaum hofft.

Antonio.

Es ist ein blinder Grif;
Man kann es treffen.

Alonzo.

Ich will's wagen. Reite
Nach Ciella, fordre sicheres Geleit,
Ich denke, Du hast nichts zu fürchten.

Antonio.

— Nein
Ich will's versuchen. (ab ins Schloß)

Alonzo.

So leb' wohl.

Franziska.

Leb' wohl,
Und kehre bald mit Trost zu uns zurück.
(Alonzo, Franziska und Ignez gehn ins Thor)

Ignez (hebt im Abgehn den Dolch auf)

Es giebt keinen. —

Franziska (erschrocken)

Den Dolch — er ist vergiftet, Ignez, kann
Vergiftet sein — Wirf gleich, sogleich ihn fort.
(Ignez legt ihn nieder)
Du sollst mit Deinen Händen nichts ergreifen,
Nichts fassen, nichts berühren, das ich nicht
Mit eignen Händen selbst vorher geprüft.
(Alle ab.)

1276—77. Nach Ciella, fordre sicheres Geleit, | — Doch kannst Du's meiden, schweige von Juan. | Erbittr' ihn überhaupt nicht. Sage bloß, | Ich woll' ihn sprechen, weiter nichts. — 1281. [Es muß noch eines andern Stammes Ghonorez erwähnt werden.]

(36b. 37a)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Gegend im Gebirge.

Ignez sitzt im Vordergrunde der Höhle, in der Stellung der Trauer. **Rodrigo** trit auf und stellt sich, ungesehen, nahe der Höhle. **Ignez**, erblickt ihn, thut einen Schrei, springt auf und will entfliehen.

Ignez (da sie sich gesammelt hat)

Du bist's —

Rodrigo.

An mir erschrickst Du?

Ignez.

Gott sei Dank.

Rodrigo.

Und wie Du zitterst —

Ignez.

Ach, es ist vorüber.

Rodrigo.

Ist's wirklich wahr, an mir wärst Du erschrocken?

Ignez.

Es ist mir selbst ein Räthsel. Denn soeben
Dacht' ich noch dran, und rief den kühnen Muth,
Die hohe Kraft, die unbezwingliche
Standhaftigkeit herbei, mir beizustehn,
— Und doch ergriff's mich wie unvorbereitet.
— — Nun ist's vorbei.

Rodrigo.

O Gott des Schicksals! Welch ein schönes
Welch ruhiges Gemüth hast Du gestört!

Ignez.

— Du hast mich herbestellt, was willst Du?

Rodrigo.

Wenn
Ich's Dir nun sage, kannst Du mir vertraun,
Marie?

Ignez.

Warum nennst Du mich Marie?

Rodrigo.

Erinnern will ich Dich mit diesem Namen
An jenen schönen Tag, wo ich Dich taufte. (37 b)
Ich fand Dich schlafend hier in diesem Thale,
Das, einer Wiege gleich, Dich bettete.
Ein schützend Flordach webten Dir die Zweige,
Es sang der Wasserfall ein Lied, wie Fehdern
Umwehten Dich die Lüfte, eine Göttinn
Schien Dein zu pflegen. — Da erwachtest Du,
Und blicktest wie mein neugebohrnes Glück
Mich an. — Ich fragte Dich nach Deinem Namen;
Du seist noch nicht getauft sprachst Du. — Da schöpfte
Ich eine Hand voll Wasser aus dem Quell,
Benetzte Dir die Stirn', die Brust, und sprach:
Weil Du ein Ebenbild der Mutter Gottes,
Marie tauf' ich Dich.

(Ignez wendet sich bewegt.)

Wie war es damals
Ganz anders, so ganz anders. Deine Seele
Lag offen vor mir, wie ein schönes Buch,
Das sanft zuerst den Geist ergreift, dann tief
Ihn rührt, dann unzertrennlich fest ihn hält.
Es zieht des Lebens Forderung den Leser
Zuweilen ab, denn das Gemeine will
Ein Opfer auch; doch immer kehrt er wieder
Zu dem vertrauten Geist zurück, der in
Der Göttersprache ihm die Welt erklärt,
Und kein Geheimniß ihm verbirgt, als das
Geheimniß nur von seiner eignen Schönheit,
Das selbst ergründet werden muß. Nun bist
Du ein verschloßner Brief —

Ignez (wendet sich zu ihm)

Du sagtest gestern,
Du wolltest mir etwas vertraun.

Rodrigo.

Warum
Entflohest Du so schleunig?

(38 a) Ignez.
Das fragst Du?

Rodrigo.
Ich kann es fast errathen — vor dem Jüngling,
Der uns hier überraschte; denn ich weiß,
Du hassest Alles, was aus Ciella ist.

Ignez.
Sie hassen mich.

Rodrigo.
Ich kann es fast beschwören,
Daß Du Dich irrst — Nicht Alle wenigstens;
Zum Beispiel, für den Jüngling steh' ich.

Ignez.
Stehst Du —?

Rodrigo.
Ich weiß, daß er Dich heftig liebt —

Ignez.
Mich liebt —?

Rodrigo.
Denn er ist mein vertrauter Freund.

Ignez.
Dein Freund —?

Rodrigo.
— Was fehlt Dir, Ignez?

Ignez.
Mir wird übel. (sie setzt sich)

Rodrigo.
Welch
Ein Zufall — wie kann ich Dir helfen?

Ignez.
Laß
Mich einen Augenblick —

Rodrigo.
Ich will Dir Wasser
Aus jener Quelle schöpfen. (ab)

Ignez (steht auf)
Nun ist's gut.
Jetzt bin ich stark. Die Krone sank ins Meer,
Gleich einem nackten Fürsten werf ich ihr

Das Leben nach. Er bringe Gift, er bringe
Es nicht, gleichviel, ich trink' es aus, er soll
Das Ungeheuerste an mir vollenden. (sie setzt sich)

Rodrigo (kommt mit Wasser in dem Huthe) (38 b)

Hier ist der Trunk — fühlst Du Dich besser?

Ignez.

— Stärker
Doch wenigstens.

Rodrigo.

Nun, trinke doch. Es wird
Dir wohlthun.

Ignez.

Wenn's nur nicht zu kühl.

Rodrigo.

Es scheint
Mir nicht.

Ignez.

Versuch's einmal.

Rodrigo.

Wozu? Es ist
Nicht viel.

Ignez.

Nun, wie Du willst. So gieb.

Rodrigo.

Nimm Dich
In Acht, verschütte nichts.

Ignez.

Ein Tropfen ist
Genug. (Sie trinkt, wobei sie ihn unverwandt ansieht)

Rodrigo.

Wie schmeckt es Dir?

Ignez.

S' ist kühl. (sie schauert)

Rodrigo.

So trinke
Es aus.

Ignez.

Soll ich's ganz leeren?

1348—51. Dir wohlthun. — J. Nun so gieb. (sie faßt den Huth) R. Verschütte | Nur nichts, es ist nicht viel.

Rodrigo.

Wie du willst,
Es reicht auch hin.

Ignez.

Nun, warte nur ein Weilchen,
Ich thue Alles, wie Du's willst.

Rodrigo.

Es ist
So gut, wie Arzenei.

Ignez.

Für's Elend.

Rodrigo.

— Wie?

Ignez.

Nun, setz Dich zu mir, bis mir besser worden.
Ein Arzt, wie Du, dient nicht für Geld, er hat
An der Genesung seine eigne Freude.

Rodrigo.

Wie meinst Du das — für Geld —

(39 a) Ignez.

Komm, laß uns plaudern.
Vertreibe mir die Zeit, bis ich's vollendet, —
Du weißt, es sind Genesende stets schwatzhaft.

Rodrigo.

— Du scheinst so seltsam mir verändert —

Ignez.

Schon?
Wirkt es so schnell? So muß ich, was ich Dir
Zu sagen habe, wohl beschleunigen.

Rodrigo.

Du mir zu sagen —

Ignez.

Weißt Du, wie ich heiße?

Rodrigo.

Du hast verboten mir, danach zu forschen.

Ignez.

Das heißt Du weißt es nicht. Meinst Du,
Daß ich Dir's glaube?

1355. thue Alles, werd's schon thun.

Rodrigo.

Nun, ich will's nicht läugnen — —

Ignez.

Wahrhaftig? Nun ich weiß auch, wer Du bist?

Rodrigo.

Nun?

Ignez.

Rodrigo von Ghonorez.

Rodrigo.

Wie hast
Du das erfahren?

Ignez.

Ist gleichviel. Ich weiß noch mehr.
Du hast beim Abendmahle mir den Tod
Geschworen.

Rodrigo.

Gott! O Gott!

Ignez.

Erschrick doch nicht.
Was macht es aus, ob ich's jetzt weiß? Das Gift
Hab ich getrunken, Du bist quitt mit Gott.

Rodrigo. (39 b)

Gift?

Ignez.

Hier ist's Übrige, ich will es leeren.

Rodrigo.

Nein halt! — Es ist genug für Dich. Gieb mir's,
Ich sterbe mit Dir. (Er trinkt)

Ignez.

Rodrigo!
(sie fällt ihm um den Hals)
Rodrigo!
— O wär es Gift, und könnt' ich mit Dir sterben.
Denn ist es keins, mit Dir zu leben, darf
Ich nun nicht hoffen, da ich so unwürdig
An Deiner Seele mich versündigt habe.

Rodrigo.

Willst Du's?

Ignez.

Was meinst Du?

Rodrigo.

Mit mir leben?
Fest an mir halten? Dem Gespennst des Mistrauns,
Das wieder vor mir treten könnte, kühn
Entgegenschreiten? Unabänderlich,
Und wäre der Verdacht auch noch so groß,
Dem Vater nicht, der Mutter nicht, so traun,
Als mir?

Ignez.

O Rodrigo! Wir sehr beschämst
Du mich?

Rodrigo.

Willst Du's? Kann ich Dich ganz mein nennen?

Ignez.

Ganz Deine, in der gränzenlosesten
Bedeutung.

Rodrigo.

Wohl, das steht nun fest, und gilt
Für eine Ewigkeit — wir werden's brauchen.
Wir haben viel einander zu erklären,
Viel zu vertraun. — Du weißt, mein Bruder ist
(40 a) Von Deinem Vater hingerichtet.

Ignez.

Glaubst Du's?

Rodrigo.

Es gilt kein Zweifel, denk' ich, denn die Mörder
Gestanden's selbst.

Ignez.

So mußt Du's freilich glauben.

Rodrigo.

Und nicht auch Du?

Ignez.

Mich überzeugt es nicht.
Denn etwas giebt's, das über alles Wähnen
Und Wissen hoch erhaben — das Gefühl
Ist es der Seelengüte Andrer.

Rodrigo.

Höchstens
Gilt das für Dich. Denn nicht wirst Du verlangen,
Daß ich mit Deinen Augen sehen soll.

Ignez.

Und umgekehrt.

Rodrigo.

Wirst nicht verlangen, daß
Ich meinem Vater weniger, als Du
Dem Deinen, traue.

Ignez.

Und so umgekehrt.

Rodrigo.

— O Ignez, ist es möglich — muß ich Dich
So früh schon mahnen? Hast Du nicht versprochen,
Mir Deiner heimlichsten Gedanken keinen
Zu bergen? Denkst Du, daß ich darum Dich
Entgelten lassen werde, was Dein Haus
Verbrach? Bist Du Dein Vater denn?

Ignez.

So wenig,
Wie Du der Deinige — sonst würd' ich Dich
In Ewigkeit wohl lieben nicht.

Rodrigo.

Mein Vater?
Was hat mein Vater denn verbrochen? Daß
Die Unthat ihn empört, daß er den Thätern
Die Fehde angekündigt, ist's zu tadeln?
Mußt er's nicht fast?

Ignez. (40 b)

Ich will's nicht untersuchen.
Er war gereizt, s' ist wahr. Doch daß er uns
Das Gleiche, wie er meint, mit Gleichem gilt,
Und uns den Meuchelmörder schickt, das ist
Nicht groß, nicht edel.

Rodrigo.

Meuchelmörder? Ignez!

Ignez.

Nun, das ist, Gott sei Dank, nicht zu bezweifeln,
Denn ich erfuhr es selbst an meinem Leibe.
Er zückte schon den Dolch, da hieb Antonio
Ihn nieder — und er liegt nun krank in Gossa.

Rodrigo.

Wer that das?

Ignez.

Nun, ich kann Dir jetzt ein Beispiel
Doch geben, wie ich innig Dir vertraue.
Der Mörder ist Dein Freund.

Rodrigo.

Mein Freund?

Ignez.

Du nanntest
Ihn selbst so, und das war es, was vorher
Mich irrte.

Rodrigo.

S' ist wohl möglich nicht — — Juan?

Ignez.

Derselbe,
Der gestern hier uns überraschte.

Rodrigo.

O
Mein Gott, das ist ein Irrthum — sieh, das weiß,
Das weiß ich.

Ignez.

Ei, das ist doch seltsam. Soll
Ich nun mit Deinen Augen sehn?

Rodrigo.

Mein Vater!
Ein Meuchelmörder! Ist er gleich sehr heftig,
Nie hab' ich anders doch ihn, als ganz edel
Gekannt.

Ignez.

(41a) Soll ich nun Deinem Vater mehr,
Als Du dem meinen traun?

(Stillschweigen)

Rodrigo.

In jedem Falle
War zu der That Juan von meinem Vater
Gedungen nicht.

Ignez.

Kann sein. Vielleicht so wenig,
Wie von dem meinigen die Leute, die
Den Bruder Dir erschlugen.

(Stillschweigen)

Rodrigo.

Hätte nur
Antonio in seiner Hitze nicht
Den Menschen mit dem Schwerdte gleich verwundet.
Es hätte sich vielleicht das Räthsel gleich
Gelöst.

Ignez.

Vielleicht — so gut, wie wenn Dein Vater
Die Leute nicht erschlagen hätte, die
Er bei der Leiche Deines Bruders fand.

(Stillschweigen)

Rodrigo.

Ach, Ignez, diese That ist nicht zu läugnen,
Die Mörder haben's ja gestanden —

Ignez.

Nun,
Wer weiß, was noch geschieht. Juan ist krank,
Er spricht im Fieber manchen Namen aus,
Und wenn mein Vater rachedürstend wäre,
Er könnte leicht sich einen wählen, der
Für sein Bedürfniß taugt.

Rodrigo.

O Ignez! Ignez!
Ich fange an zu fürchten fast, daß wir
Doch Deinem Vater wohl zu viel gethan.

Ignez.

Sehr gern nehm' ich's, wie All die Meinigen,
Zurück, wenn wir von Deinem falsch gedacht.

Rodrigo. (41 b)

Für meinen steh' ich.

Ignez.

So, wie ich für meinen.

Rodrigo.

Nun wohl, s' ist abgethan. Wir glauben uns.
— O Gott, welch' eine Sonne geht mir auf!
Wenn's möglich wäre, wenn die Väter sich,
So gern, so leicht, wie wir verstehen wollten!
— Ja, könnte man sie nur zusammenführen.

1464. Nun wohl, s' ist abgethan. Zwei solche Bürgen | Wie Du und ich, wir sind unfehlbar sicher.

Denn einzeln denkt nur jeder seinen einen
Gedanken, käm' der andere hinzu,
Gleich gäb's den dritten, der uns fehlt.
— Und schuldlos, wie sie sind, müßt' ohne Rede
Sogleich ein Aug' das andere verstehn.
— Ach Ignez, wenn Dein Vater sich entschlösse,
Denn kaum erwarten läßts von meinem sich.

Ignez.

Kann sein, er ist schon auf dem Wege.

Rodrigo.

Wie?
Er wird doch nicht? Unangefragt, und ohne
Die Sicherheit des Zutrits?

Ignez.

Mit dem Herold
Gleich wollt' er fort nach Ciella.

Rodrigo.

— O das spricht
Für Deinen Vater weit, weit besser, als
Das Beßte für den meinen —

Ignez.

Ach, Du solltest
Ihn kennen, ihn nur einmal handeln sehn!
Er ist so stark, und doch so sanft — Er hat es längst
Vergeben.

Rodrigo.

Könnt ich das von meinem sagen —!
Denn niemals hat die blinde Rachsucht, die
Ihn zügellos-wild treibt, mir wohlgethan.
Ich fürchte viel von meinem Vater, wenn
Der Deinige unangefragt erscheint.

(42 a) Ignez.

Nun, das wird jetzt wohl nicht geschehn, ich weiß
Antonio wird ihn Euch melden.

1483. Er ist so streng, und doch so duldend, ist | So stark, und doch so sanft — Er hat es längst. — 1488. Der Deinige unangefragt erscheint. | I. Doch, sagt mein Vater, war er schwer gereizt, | — Im Irrthum zwar, allein doch schwer gereizt, | Und giebt es zu, daß e r sich reingen müsse. | R. So sage, ist er wirklich jetzt nach Ciella? | I. Ich weiß im fernsten nicht. Denn, wie gesagt, | Er wollte mit dem Herold fort, da schreckte | Ihn doch der Meuchelmörder — ja, vom Herold; | Weißt Du das Unglück? Der ist auch erschlagen. | R. Um Gotteswillen — I. Von dem Volke, das | Ganz wüthend ward durch seine Botschaft. | R. Mein Gott, das wird den Vater immer mehr | Erbittern — Thu bei Deiner Rückkehr doch | Das Mögliche, den Deinen abzuhalten, | Daß nicht unangefragt er zu uns komme.

Rodrigo.

Antonio?

Der ist ja selbst nicht sicher.

Ignez.

Warum das?

Rodrigo.

Wenn er Juan erschlagen hat, in Gossa
Erschlagen hat, das macht den Vater wüthend.

Ignez.

— Es muß ein böser Mensch doch sein, Dein Vater.

Rodrigo.

Ist denn Antonio schon fort?

Ignez.

Schon längst.

Mich wunderts, daß er noch nicht bei Euch ist.
Denn stündlich auf die Rückkehr wartet schon
Mein Vater, gleich nach Ciella dann zu reiten.

Rodrigo. (42b)

Ach, das ist sehr gefährlich —

Ignez.

Könntest Du,

Nicht lieber gleich zu Deinem Vater eilen,
Zu mildern wenigstens, was möglich ist?

Rodrigo.

Ich mildern? Meinen Vater? Gute Ignez,
Er trägt uns, wie die See das leichte Schiff,
Wir müssen tanzen, wie die Wogen wanken,
Sie sind nicht zu beschwören —

Ignez.

Doch zu lenken

Ist noch das Schiff.

Rodrigo.

Ich wüßte wohl was Beßres.

— Denn fruchtlos ist doch Alles, kommt der Irrthum
Ans Licht nicht, der uns neckt — Der Eine ist,
Von jenem Anschlag auf Dein Leben, mir
Schon klar — Der Jüngling war mein Freund, um seine
Geheimste Absicht kann ich wissen — Hier
Auf dieser Stelle, eifersuchtgequält,

1495. längst, gestern.

Reizt' er mit bittern Worten mich, zu ziehen,
— Nicht mich zu morden, denn er sagt' es selbst,
Er wolle sterben.

Ignez.

Seltsam; grade das
Sagt' er mir auch.

Rodrigo.

Nun sieh, so ist's am Tage.

Ignez.

Das seh' ich doch nicht ein — er stellte sich
Wahnsinnig zwar, drang mir den Dolch auf, sagte,
Als ich mich weigerte, ich hätt' ihm Einen
Schon in das Herz gedrückt —

Rodrigo.

Nun, das brauch' ich
Wohl Dir nicht zu erklären —

Ignez.

— Wie?

(43 a) Rodrigo.

Sagt' ich
Dir nicht, daß er Dich heftig liebe?

Ignez.

— O
Mein Gott, was ist das für ein Irrthum — Nun
Liegt er verwundet in dem Kerker, niemand
Pflegt seiner, der ein Mörder heißt, und doch
Ganz schuldlos ist — Ich will sogleich auch gehen.

Rodrigo.

Nur einen Augenblick noch — So wie Einer,
Kann auch der andre Irrthum schwinden — Weißt,
Du was ich thun jetzt werde? Immer ist's
Mir aufgefallen, daß an beiden Händen
Der Bruderleiche just derselbe Finger,
Der kleine Finger fehlte — Mördern, denk'
Ich, müßte jedes andre Glied fast wicht'ger
Doch sein, als just der kleine Finger — Läßt
Sich was erforschen, ist's nur an dem Ort
Der That. Den weiß ich — Leute wohnen dort,
Das weiß ich auch — Ja recht, ich gehe hin.

1530—31. Mir seltsam aufgefallen, daß der Leiche | Des Bruders an der linken Hand ein Finger fehlte.

Ignez.

So lebe wohl denn!

Rodrigo.

Eile nur nicht so;
Wird Dir Juan entfliehn? — Nun, pfleg' ihn nur,
Und sag' ihm, daß ich immer noch sein Freund.

Ignez.

Laß gut sein, werd' ihn schon zu trösten wissen.

Rodrigo.

Wirst Du? Nun Einen Kuß will ich ihm gönnen.

Ignez.

Den andern giebt er mir zum Dank.

Rodrigo.

Den dritten
Krieg' ich zum Lohn für die Erlaubniß.

Ignez.

Von
Juan?

Rodrigo.

Das ist der vierte.

Ignez. (43 b)

Ich versteh'
Versteh' schon. Nein, daraus wird nichts.

Rodrigo.

Nun gut;
Das nächstemal geb' ich Dir Gift.

Ignez (lacht)

Frisch aus
Der Quelle, du trinkst mit.

Rodrigo (lacht.)

Sind wir
Nicht wie die Kinder? Denn das Schicksal zieht,
Gleich einem strengen Lehrer, kaum ein freundlich
Gesicht, sogleich erhebt der Muthwill wieder
Sein keckes Haupt.

Ignez.

Nun bin ich wieder ernst,
Nun geh' ich.

1552—53. Sein keckes Haupt. I. Nun ist's genug, nun geh' ich. | R. Wann kehrst Du wieder? I. Morgen. R. Gut; und bringe | Ich gute Nachricht, giebst Du mir den Kuß. | I. Es gilt. (beide von verschiedenen Seiten ab).

Rodrigo.
Und wann kehrst Du wieder?
Ignez.
Morgen.
(ab von verschiedenen Seiten)

(41 a)

Zweite Scene.

Ciella. Zimmer im Schlosse.

Raimond, Elmire, Santin, treten auf.

Raimond.
Erschlagen, sagst Du?
Elmire.
Ja, so spricht das Volk.

Raimond.
Das Volk — ein Volk von Weibern wohl?
Elmire.
Mir hat's
Ein Mann bekräftigt.
Raimond.
Hat's ein Mann gehört?
Santin.
Ich hab's gehört, Herr, und ein Mann, ein Wandrer,
Der her aus Gossa kam, hat's mitgebracht.

Raimond.
Was hat er mitgebracht?
Santin.
Daß Dein Juan
Erschlagen sei.
Elmire.
Nicht doch, Santin, er sagte
Nichts von Juan, vom Herold sagt' er das.

Raimond.
Wer von Euch Beiden ist das Weib?
Santin.
Ich sage,
Juan, und ist's der Herold, wohl, so zieht
Der Frau den Panzer an, und mich steckt in den Weibsrock.

1553. ... I. Morgen. | R. So leb' wohl. I. Auf frohes Wiedersehn.

Raimond.

Mit eignen Ohren will ich's hören. Bringt
Den Mann zu mir.

Santin.

Ich zweifle, daß er noch
Im Ort.

Elmire (sieht ihn an)

Er ist im Haus'.

Raimond. (14 b)

Einerlei.
Bringt ihn. (Elmire und Santin ab)

Raimond (pfeift; zwei Diener erscheinen)

Ruft gleich den Grafen Rodrigo.

Ein Diener.

Es soll geschehn, Herr. (bleibt stehen)

Raimond.

Was willst Du?

Ein Diener. Wir haben eine Klingel gekauft, Herr, und bitten Dich, wenn Du uns brauchst, so klingle.

Raimond.

S' ist gut.

Ein Diener (setzt die Klingel auf den Tisch) Wir bitten Dich darum, Herr. Denn wenn Du pfeifst, so springt der Hund aus dem Ofenloche, und denkt, es gilt ihm.

Raimond.

— S' ist gut.

Diener ab; **Elmire** und ein **Wandrer** treten auf.

Elmire.

Hier ist der Mann — hör es nun selbst, ob ich
Dir falsch berichtet.

Raimond.

Wer bist Du, mein Sohn?

Ein Wanderer. Gestrenger Herr, ich bin ein Fleischergeselle, Hans Franz Flanz von Namen.

Raimond.

Weß Landes bist Du?

Ein Wanderer. Ein Unterthan aus Deiner Herrschaft, komme vom Wandern zurück in die Heimath.

Raimond.

Du warst in Gossa, sprich, was sahst Du da?

Ein Wanderer. Sie haben Deinen Herold erschlagen. (45 a)

Raimond. Wer that es?

Ein Wanderer. Herr, die Namen giengen auf keine Eselshaut. Es waren an die Tausend über Einen, alle Graf Alonzos Leute.

Raimond. War er, Alonzo, selbst dabei?

Ein Wanderer. Er that, als wüßt' er's nicht, und ließ sich nicht sehen bei der That. Nachher, als die Stücken des Herolds auf dem Hofe herumlagen, kam er herunter.

Raimond. Was sagt er da?

Ein Wanderer. Er schalt' und schimpft' die Thäter rein aus, es glaubt's ihm aber kein Mensch; denn es dauerte nicht lang, so nannte er sie seine getreuen Unterthanen.

Raimond (nach einer Pause)

— O listig ist die Schlange — S' ist nur gut,
Daß wir das wissen, denn so ist sie's nicht
Für uns.

Elmire (zum Wanderer)

Hat denn der Herold ihn beleidigt?

Raimond.

Beleidigen! Ein Herold! Der die Zange
Nur höchstens ist, womit ich ihn gekniffen.

Elmire.

So läßt sich's fast nicht denken, daß die That
Von ihm gestiftet; denn warum sollt' er
So zwecklos Dich noch mehr erbittern wollen?

Raimond.

Er setzet die Erfindungskraft vielleicht
Der Rache auf die Probe — nun wir wollen,
Doch einen Henker noch zu Rathe ziehn.

(45 b) (**Santin** und ein zweiter **Wandrer** treten auf)

Santin.

Hier ist der Wandrer, Herr, er kann Dir sagen,
Ob ich ein Weib, ob nicht.

Raimond (wendet sich)

Es ist doch nicht
Die Höll' in seinem Dienst —

Zweiter Wandrer. Ja, Herr, Juan heißt der Rittersmann, den sie in Gossa erschlagen.

Raimond (dreht sich zu ihm, schnell)

Und also wohl der Herold nicht?

Zweiter Wandrer. Herr, das geschah früher.

Raimond (nach einer Pause)
Tretet ab — Bleib' Du, Santin.
(Der Wandrer, und Elmire ab)

Raimond.
Du siehst die Sache ist ein Mährchen. Kannst
Du selbst nicht an die Quelle gehn nach Gossa,
So glaub ich's keinem.

Santin.
Herr, Du hätt'st den Mann
Doch hören sollen. In dem Hause war,
Wo ich ihn traf, ein Andrer noch, der ihm
Ganz fremd, und der die Nachricht mit den Worten
Fast sagt', als hätt' er sie von ihm gelernt.

Raimond.
— Der Herold sei's — das wollt' ich glauben; doch
Juan! Wie käm denn der nach Gossa?

Santin.
Wie
Die Männer sprachen, hat er Ignez,
Alonzo's Tochter, morden wollen —

Raimond.
Morden!
Ein Mädchen! Sind sie toll? Der Junge ist
Verliebt in Alles, was in Weiberröcken.

Santin. (46 a)
Er soll den Dolch auf sie gezückt schon haben,
Da kommt Antonio und haut ihn nieder.

Raimond.
Antonio — wenn's überhaupt geschehn
Daß er's gethan, ist glaublich, denn ich weiß
Der graue Geck freit um die Tochter — Glaub's
Trotz Allem nicht, bis Du's aus Gossa bringst.

Santin.
So reit ich hin — und kehr ich noch vor Abend
Nach Ciella nicht zurück, so ist's ein Zeichen
Von meinem Tode auch.

1632—35. Antonio — der also wär in Gossa? | S. Das ist gewiß. Denn gestern war er hier, | Schien in der Kirche sehr bestürzt, und gleich, | So wie die Messe nur beendigt war, | Macht er sich, ohne Dich zu sprechen, fort | Nach Gossa auf, — das sagte mir sein Reitknecht. | R. O das ist nicht unglaublich, denn ich weiß | Der graue Geck freit um die Tochter — S. Nun, | So ist's um so gewisser. R. Glaub's doch nicht, | Santin, bis Du's in Gossa selbst gehört.

Raimond.

Auf jeden Fall
Will ich den Dritten sprechen, der Dir's sagte.

Santin.

Herr, der liegt krank im Hauſ'.

Raimond.

So führ' mich zu ihm. (beide ab)

Antonio und **Elmire** (treten im Geſpräch von der andern Seite auf)

Elmire.

Um Gotteswillen, Ritter —

Antonio.

Ihm den Mörder
Zu ſenden, der ihm hinterrücks die Tochter
Durchbohren ſoll, die Schuldlos-Reine, die
Mit ihrem Leben nichts verbrach, als dieſes
(46 b) Nur, daß juſt dieſer Vater ihr es gab.

Elmire.

Du hörſt mich nicht —

Antonio.

Was ſeid ihr beſſer denn
Als die Beklagten, wenn die Rache ſo
Unwürdig niedrig iſt, als die Beleid'gung?

Elmire.

Ich ſag Dir ja —

Antonio.

Iſt das die Weiſ' in dieſem
Zweideutig böſen Zwiſt dem Rechtgefühl
Der Nachbarn ſchleunig anzuweiſen, wo
Die gute Sache ſei? Nein, wahrlich, nein,
Ich weiß es nicht, und ſoll ich's jetzt entſcheiden,
Gleich zu Alonzo neig' ich mich, nicht Euch.

Elmire.

So laß mich doch ein Wort nur ſprechen — ſind
Wir denn die Stifter dieſer That?

Antonio.

Ihr nicht
Die Stifter? Nun, das nenn' ich ſpaßhaft! Er,
Der Mörder hat es ſelbſt geſtanden —

1641. [Elmire muß edler dargeſtellt werden].

Elmire.

Wer
Hat es gestanden?

Antonio.

Wer fragst Du? Juan.

Elmire.

O welch' ein Scheusal ist der Lügner — Ich,
Erstaun', Antonio, und wage kaum
Zu sagen, was ich von Dir denke. Denn
Ein jedes unbestochnes Urtheil müßte
Schnell frei uns sprechen.

Antonio. (47 a)

Schnell? da hast Du Unrecht.
Als ich Alonzo hörte, hab' ich schnell
Im Geist entschieden, denn sehr würdig wieß
Die Schuld er von sich, die man auf ihn bürdet.

Elmire.

Ist's möglich, Du nimmst ihn in Schutz?

Antonio.

Haut mir
Die Hand ab, wenn ich sie meineidig hebe:
Unschuldig ist Alonzo.

Elmire.

Soll ich Dir
Mehr glauben, als den Thätern, die es selbst
Gestanden?

Antonio.

Nun, das nenn ich wieder spaßhaft;
Denn glauben soll ich doch von Euch, daß Ihr
Unschuldig, ob es gleich Juan gestanden.

Elmire.

Nun, über jedwedes Geständniß geht
Mein innerstes Gefühl doch.

Antonio.

Grad' so spricht Alonzo,
Nur mit dem Unterschied, daß ich's ihm glaube.

Elmire.

Wenn jene That wie diese ist beschaffen —

1660—63. O Gott, mein Heiland, welch' ein Scheusal ist | Der Lügner — nein, er hat es nicht gestanden, | Kann's nicht gestanden haben — das ist nichts | Als ein verruchtes Bubenstück Alonzos, | Und schnell ein jedes unbestochnes Urtheil — 1664. Schnell, Muß. — 6175—76. Er hat's, er kann's ja nicht gestanden haben, | Wir sind ja schuldlos. — A. Grad' ꝛc.

Antonio.

Für jene, für Alonzos Unschuld, steh ich.

Elmire.

Und nicht für unsre?

(47 b) Antonio.

Sag' mir zuerst,
Was hat der Mörder ausgesagt, den man
Gefoltert — wörtlich will ich's wissen.

Elmire.

Ach
Antonio, soll ich mich wahr Dir zeigen
Ich weiß es nicht. Denn frag' ich heißt es stets
Er hat's gestanden; will ich's wörtlich wissen,
So hat vor dem Geräusch, ein Jeder nur
Selbst Raimond nur ein Wort gehört: Alonzo.

Antonio.

Selbst Raimond? Ei, wenn's nur ein Wort bedurfte
So wußte er's wohl schon vorher, nicht wahr?
So halb und halb?

Elmire.

Gewiß hat er's vorher schon
Geahndet —

Antonio.

Wirklich? Nun so war auch wohl
Dies Wort nicht nöthig, und ihr hättet Euch
Mit einem Blick genügt?

Elmire.

Ach mir hat's nie
Genügt — doch muß die Flagge wehn, wohin
(48 a) Der Wind. — ich werde nie den Unglückstag
Vergessen — und es knüpft, Du wirst es sehn,
Sich eine Zukunft noch von Unglück an —
Nun sag mir nur, was hat Juan bekannt?

1680. E. So müßten wir uns ja noch reinigen (E. Und nicht für unsre? A. Reinigt Euch. E. Was hat | Der Knabe denn gestanden?) | A. Ihr müßt's, nicht er. E. Auf jeden Fall find' ich (Wie aber ist das möglich) | Wenn's doch Juan gesagt hat, daß wir schuldig? | Ist der Verdacht auf beiden Seiten gleich. | A. Die Schwierigkeit ist groß, ich geb' es zu. | E. Was hat Juan gesagt? A. Sag' mir zuerst. — 1682—87. Gefoltert — wörtlich will ich's wissen. | E. Ei nun, wie man's zu sagen pflegt. | A. Sagt's wörtlich. | E. Ich hab' es nicht gehört. A. Allein doch Raimond? | E. Er hat auch nur ein Wort gehört, das war: | Alonzo — doch mehr war wohl auch nicht nöthig. — 1695. Der Wind. A. Hat denn ein Andrer mehr gehört, als nur | Dies eine Wort? | E. Just das ist seltsam. Denn | Frag' ich, so heißt's, er hat's gestanden; will | Ich's wörtlich wissen, sagt ein Jeder, er, | Vor dem Geräusch habe mehr nicht, als | Das eine Wort gehört —

Antonio.
Juan? Dasselbe. Er hat Euren Namen
Genannt —

Elmire.
Und weiter nichts?

Antonio.
Das wäre schon,
Wenn nicht Alonzo edel wär, genug.

Elmire.
So glaubt' er's also nicht?

Antonio.
Er ist der Einzge
In seinem Gossa noch, der Euch entschuldigt.

Elmire.
Ja dieser Haß, der die zwei Stämme trennt,
Stets grundlos schien er mir, und stets bemüht
War ich, die Männer auszusöhnen — doch
Ein neues Mißtraun trennte stets sie wieder
Auf Jahre, wenn so kaum ich sie vereinigt. —
Nun weiter hat Juan doch nichts bekannt?

Antonio.
Auch dieses Wort selbst sprach er nur im Fieber.
— Doch wie gesagt, es wär genug —

Elmire.
So ist
Er krank?

Antonio.
Er phantasiert sehr heftig, spricht
Das Wahre und das Falsche durcheinander,
— Zum Beispiel, daß die Hölle im Gebirge
Für ihn für Rodrigo und Ignez doch
Der Himmel.

Elmire. (48 b)
Nun, und was bedeutet das?

Antonio.
Ei, daß sie sich so treu, wie Engel lieben.

Elmire.
Wie, Du erschreckst mich, Rodrigo und Ignez?

Antonio.
Warum erschrickst Du? Denk' ich doch, Du solltest
Vielmehr Dich freun. Denn fast kein Minnesänger

Könnt' etwas Besseres ersinnen, leicht
Das Wildverworrene Euch aufzulösen,
Das Blutig-Angefangene lachend zu
Beenden, und der Stämme Zwietracht ewig
Mit seiner Wurzel auszurotten, als
— Als eine Heirath.

Elmire.

Ritter, Du erweckst
Mir da Gedanken — Aber wie? Man sagte,
— War's ein Gerücht nur bloß? — Du freitest selbst
Um Ignez?

Antonio.

Ja, s' ist wahr — Doch untersucht
Es nicht, ob es viel Edelmuth, ob wenig,
Beweise, daß ich Deinem Sohn sie gönne,
— Denn kurz, das Mädel liebt ihn.

Elmire.

Aber sagt
Mir nur, wie sie sich kennen lernten? Seit
Drei Monden erst ist Rodrigo vom Hofe
Des Kaisers, dessen Edelknab' er war
Zurück. In dieser Zeit hat er das Mädchen
In meinem Beisein mindstens nie gesehn.

Antonio.

Doch, nicht in Eurem Beisein, um so öfter;
Noch heute waren Beid' in dem Gebirge.

Elmire.

— Nun freilich, glücklich könnte sich's beschließen.
Alonzo also wär bereit?

Antonio.

Ich bin
Gewiß, daß er das Mädchen ihm nicht weigert,
(49 a) Wenn Raimond nur —

Elmire.

S' ist kaum zu hoffen, kaum,
— Versuchen will ich's — Horch! Er kommt! Da ist er.

(**Raimond** und **Santin** treten auf. Raimond erblickt Antonio, erblaßt, kehrt um, geht ab, im Abgehen)

Santin! (beide ab)

Antonio.

Was war das?

1733—37. Mir nur, wie sie sich kennen lernten? Niemals, | So lange Gossa steht und Ciella haben | Sie sich in unsrer Gegenwart gesehn. — 1739. heute, gestern.

Elmire.

Hat er Dich denn schon gesehen?

Antonio.

Absichtlich hab' ich ihn vermieden, um
Mit Dir vorher mich zu besprechen — Wie
Es scheint, ist er sehr aufgebracht.

Elmire.

Er ward
Ganz blaß, als er Dich sah — das ist ein Zeichen
Wie matte Wolkenstreifen stets für mich,
Ich fürchte einen bösen Sturm.

Antonio.

Weiß er
Denn, daß Juan von meiner Hand gefallen?

Elmire.

Noch wußt' er's nicht, doch hat er eben jetzt
Noch einen dritten Wanderer gesprochen.

Antonio.

Das ist ein böser Strich durch meinen Plan.

Raimond (trit auf)

Laß uns allein, Elmire.

Elmire (zu Antonio halblaut.)

Hüte dich,
Um Gotteswillen. (ab)

Antonio.

Sei gegrüßet!

Raimond (setzt sich)

Sehr
Neugierig bin ich zu erfahren, was
Zu mir nach Ciella Dich geführt. Du kommst (49 b)
Aus Gossa — nicht?

Antonio.

Unmittelbar von Hause,
Doch war ich gestern dort.

Raimond.

So wirst Du wissen,
Wir Vettern sind seit kurzer Zeit ein wenig
Schlimm übern Fuß gespannt — Vielleicht hast Du
Aufträg' an mich, kommst im Geschäft des Friedens,
Stellst selbst vielleicht die heilige Person
Des Herolds vor? —?

Antonio.

Des Herolds? Nein — Warum?
— Die Frag' ist seltsam. Als Dein Gast komm ich —

Raimond.

Mein Gast — und hätt'st aus Gossa keinen Auftrag?

Antonio.

Zum Mindsten keinen andern, dessen ich
Mich nicht als Freund des Hauses im Gespräch
Gelegentlich entled'gen könnte.

Raimond.

Nun,
Wir brechen die Gelegenheit vom Zaune;
Sag' an.

Antonio.

— Alonzo will Dich sprechen.

Raimond.

Mich,
Mich sprechen?

Antonio.

Freilich seltsam ist die Fordrung,
Ja unerhört fast — dennoch gäb's ein Zeichen,
Ein sichres fast von seiner Unschuld, wär'
Es dieses.

Raimond.

Unschuld?

Antonio.

Ja, mir ist's ein Räthsel,
Wie Dir, da es die Mörder selbst gestanden.
Zwar ein Geständniß auf der Folter ist
(50 a) Zweideutig stets — auch war es nur ein Wort,
Das doch im Grunde stets sehr unbestimmt.
Allein, trotz Allem, der Verdacht bleibt groß,
Und fast unmöglich scheint's — zum wenigsten
Sehr schwer sich davon reinigen zu können.

Raimond.

Meinst Du?

Antonio.

Doch, wie gesagt, er hält's für möglich.
Er glaubt, es steck' ein Irrthum wo verborgen. —

Raimond.

Ein Irrthum?

Antonio.
Den er aufzudecken, nichts
Bedürfe, als nur ein Gespräch mit Dir.

Raimond.
Nun, meinetwegen —

Antonio.
Wirklich? Willst Du's thun?

Raimond.
Wenn Du ihn jemals wiedersehen solltest

Antonio.
— Jemals? Ich eile gleich zu ihm.

Raimond.
So sag's,
Daß ich mit Freuden ihn erwarten würde.

Antonio.
O, welche seegensreiche Stunde hat
Mich hergeführt — Ich reite gleich nach Gossa,
Und bring' ihn her — Mögt' er Dich auch so finden,
So freundlich und so mild, wie ich — Machs ihm
Nicht schwer, die Sache ist verwickelt, blutig
Ist die Entscheidung stets des Schwerdts, und Frieden
Ist die Bedingung doch von allem Glück.
Willst Du ihn nur unschuldig finden, wirst
Du's auch — Ich glaub's, bei meinem Eid, ich glaub's
Ich war wie Du von dem Verdacht empört,
Ein einz'ger Blick auf sein ehrwürdig Haupt
Hat schnell das Wahre mich gelehrt —

Raimond. (50 b)
Dein Amt
Ist aus, so wie ich merke —?

Antonio.
Nur noch zur
Berichtigung etwas von zwei Gerüchten,
Die bös' verfälscht, wie ich fast fürchte, Dir
Zu Ohren kommen mögten —

Raimond.
Nun?

Nach 1793. A. Mit sichrem Zutrit? R. Ich, ich wehr's ihm nicht. — 1795. reite gleich, will sogleich.

Antonio.

Juan
Liegt krank in Gossa.

Raimond.

Auf den Tod, ich weiß.

Antonio.

Er wird nicht sterben.

Raimond.

Wie es Euch beliebt.

Antonio.

Wie?

Raimond.

Weiter — nun das andere Gerücht —?

Antonio.

Ich wollt' Dir nur noch sagen, daß er zwar
Den Dolch auf Ignez —

Raimond.

Ich hatt' ihn gedungen.

Antonio.

Wie sagst Du?

Raimond.

Könnt's mir doch nichts helfen, wenn
Ich's läugnen wollte, da er's ja gestanden.

Antonio.

Vielmehr das Gegentheil — aus seiner Rede
Wird klar, daß Dir ganz unbewußt die That.

Raimond.

Alonzo doch ist überzeugt, wie billig,
Daß ich so gut ein Mörder bin, wie er?

Antonio.

Vielmehr das Gegentheil — der Anschein hat
Das ganze Volk getäuscht, doch er bleibt stets
Unwandelbar und nennt Dich schuldlos.

(51 a) Raimond.

O List der Hölle, von dem bösesten
Der Teufel ausgeheckt!

Antonio.

Was ist das? Raimond!

1810. [Die Liebe zu diesem Sohne muß ins Licht gesetzt werden.] — 1818. [Im zweiten Akt konnte das Antonio nicht wissen.]

Raimond (faßt sich.)
Das war das eine — nun sprich weiter, noch
Ein anderes Gerücht wolltst Du bericht'gen.

Antonio.
Gieb mir erst Kraft und Muth, gieb mir Vertraun —

Raimond.
Sieh zu, wie's geht — sag an.

Antonio.
Der Herold ist —

Raimond.
Erschlagen, weiß ich — doch Alonzo ist
Unschuldig an dem Blute.

Antonio.
Wahrlich, ja;
Er lag in Ohnmacht, während es geschah.
Es hat ihn tief empört, er bietet jede
Genugthuung Dir an, die Du nur forderst.

Raimond.
Hat nichts zu sagen —

Antonio.
Wie?

Raimond.
Was ist ein Herold?

Antonio.
Du bist entsetzlich —

Raimond.
Bist Du denn ein Herold —?

Antonio.
Dein Gast bin ich, ich wiederhol's — Und wenn
Der Herold Dir nicht heilig ist, so wird's
Der Gast Dir sein.

Raimond.
Mir heilig? Ja. Doch fall'
Ich leicht in Ohnmacht.

Antonio.
— Lebe wohl. (Schnell ab)

(Pause; Elmire stürzt aus dem Nebenzimmer herein) (51 b)

Elmire.
Um Gotteswillen, rette, rette! (sie öffnet ein Fenster)
Alles
Fällt über ihn — Antonio — das Volk

Mit Keulen — rette, rette ihn — sie reißen
Ihn nieder, nieder liegt er schon am Boden —
Um Gotteswillen, komm an's Fenster nur,
Sie tödten ihn — Nein, wieder steht er auf,
Er zieht, er kämpft, sie weichen — Nun ist's Zeit,
O Raimond, ich beschwöre Dich — Sie dringen
Schon wieder ein, er wehrt sich wüthend — Rufe
Ein Wort, um aller Heil'gen willen, nur
Ein Wort aus diesem Fenster — — Ah! jetzt fiel
Ein Schlag — — er taumelt — Ah! noch Einer — nun
Ist's aus — Nun fällt er um — Nun ist er todt — —

(Pause; Elmire tritt vor Raimond)

O, welch' entsetzliche Gelassenheit — —
— Es hätte Dir ein Wort gekostet, nur
Ein Schritt bis zu dem Fenster, ja Dein bloßes
Gebieterantlitz hätte sie geschreckt —
— Mögt' einst in jener bittern Stunde, wenn
Du Hilfe Gottes braucheſt, Gott nicht säumen,
Wie Du, mit Hilfe vor Dir zu erscheinen.

Santin (trit auf)

S' ist abgethan, Herr.

Elmire.

Abgethan? Wie sagst
Du, Santin — Raimond, abgethan? (Raimond wendet sich verlegen)
O jetzt
Ist's klar — Ich Thörinn, die ich Dich zur Rettung
Berief! — O pfui! Das ist kein schönes Werk,
Das ist so häßlich, so verächtlich, daß
Selbst ich, Dein unterdrücktes Weib, es kühn
Und laut verachte. Pfui! O pfui! Wie Du
Jetzt vor mir sitzest, und es leiden mußt,
Daß ich in meiner Unschuld hoch mich brüste!
Denn über Alles siegt das Rechtgefühl,
Auch über jede Furcht und jede Rücksicht,
(52 a) Und nicht der Herr, der Gatte nicht, der Vater
Nicht meiner Kinder ist so heilig mir,
Daß ich den Richterspruch verläugnen sollte,
Du bist ein Mörder!

Raimond (steht auf)

Wer zuerst ihn tödlich
Getroffen hat, der ist des Todes.

Santin.

Herr,

Auf Dein Geheiß.

Raimond.

Wer sagt das?

Santin.

— S'ist ein Faustschlag

Mir ins Gesicht —

Raimond.

Steck's ein. (Er pfeift, zwei Diener erscheinen)

Wo sind die Hunde wenn

Ich pfeife? — Ruft den Grafen auf mein Zimmer.

(Alle ab)

1877—78. Auf Dein Geheiß hab ich es selbst gestiftet, | Das wär ein Faustschlag mir in das Gesicht. | R. Steck's ein — Ich will's. (Er pfeift; zwei Diener erscheinen) Wo sind die Hunde wenn.

(52a. 53b)

Vierter Akt.

Erste Scene.

Ciella. Zimmer im Schlosse.

Raimond und **Santin** treten auf.

Raimond.

Das eben ist der Fluch der Macht, daß sich
Dem Willen, dem leicht wiederruflichen
Ein Arm gleich beut, der fest unwiederruflich
Die That ankettet. Nicht ein Zehntheil würd'
Ein Herr des Bösen thun. Es heckt sein bloßer
Gedanke Unheil aus, und seiner Knechte
Geringster hat den Vortheil über ihn,
Daß er das Böse wollen darf.

Santin.

Ich kann
Das Herrschen Dir nicht lehren, Du nicht das
Gehorchen mir. Was Dienen ist, das weiß
Ich auf ein Haar. Befiehl, daß ich Dir künftig
Nicht mehr gehorche, wohl, so will ich Dir
Gehorchen.

Raimond.

Dienen! Mir gehorchen! Dienen!
Sprichst Du doch wie ein Neuling. Hast Du mir
Gedienet? Soll ich Dir erklären, was
Ein Dienst sei? Nützen, nützen soll er — Was
Denn ist durch Deinen mir geworden, als
Der Reue ekelhaft Gefühl?
Es ist
Mir widerlich, ich will's gethan nicht haben.
Auf Deine Kappe nimms — ich steck' Dich in
Den Schloßthurm —

Vor 1780. [Erde ein umgekehrter Handschuh. Volk ist Storchschnabel.].

Santin.

Mich?

Raimond.

Kommst Du heraus, das schöne
Gebirgslehn wird Dir nicht entgehn.

Elmire (trit auf)

Raimond (steht auf, zu Santin, halblaut) (53 b)

Es bleibt
Dabei. In vierzehn Tagen bist Du frei.

(zu Elmire)

Was willst Du?

Elmire.

Stör' ich?

Raimond (zu Santin)

Gehe! Meinen Willen
Weißt Du. So lange ich kein Knecht, soll mir
Den Herrn ein Andrer auf der Burg nicht spielen.
Den Zügel hab' ich noch, sie sollen sich
Gelassen dran gewöhnen, müßten sie
Die Zähne sich daran zerbeißen. Der
Zuerst den Herold angetastet, hat
Das Beil verwirkt — Dich steck' ich in den Schloßthurm.
— Kein Wort, sag ich, wenn Dir Dein Leben lieb!
Du hast ein Wort gedeutet eigenmächtig,
Rebellisch Deines Herren Willen mißbraucht —
— Ich schenk Dir's Leben. Fort. Trit ab. (Santin ab)

(zu Elmire)

Was willst Du?

Elmire.

Mein Herr und mein Gemahl —

Raimond.

Wenn Du
Die Rede, die Du kürzlich hier begonnen,
Fortsetzen willst, so spar' es auf; Du siehst
Ich bin so eben nicht gestimmt, es an
Zu hören.

Elmire.

Wenn ich Unrecht Dir gethan —

Raimond.

So werd' ich mich vor Dir wohl rein'gen müssen?
Soll ich etwa das Hofgesinde rufen,
Und öffentlich Dir Rede stehn? (54 a)

Elmire.

O mein
Gemahl, ein Weib glaubt gern an ihres Mannes
Unschuld, und küssen will ich Deine Hand
Mit Thränen, Freudenthränen, wenn sie rein
Von diesem Morde.

Raimond.

Wissen es die Leute,
Wie's zugegangen?

Elmire.

Selber spricht die That.
Das Volk war aufgehetzt von Santin.

Raimond.

Daß
Ich auf Dein Rufen an das Fenster nicht
Erschienen, ist mir selber unerklärlich.
Sehr schmerzhaft ist mir die Erinnerung.

Elmire.

Es würde fruchtlos doch gewesen sein.
Er sank so schleunig hin, daß jede Rettung,
Die schnellste selbst, zu spät gekommen wäre.
Auch ganz aus seiner Schranke war das Volk,
Und hätte nichts von Deinem Wort gehört.

Raimond.

Doch hätt' ich mich gezeigt —

Elmire.

Nun, freilich wohl.

(55 a) **Grethe** (stürzt herein, umfaßt Elmirens Knie)

Um Deine Hilfe, Gnädigste! Erbarmung
Gebieterinn! Sie führen ihn zum Tode,

1938—54. Ein Diener (trit auf) Herr, der Schulze begehrt eingelassen zu werden. [dies Folgende könnte lieber ein Kammermädchen übernehmen] R. Der Schulze? Nein. E. So wird das Haus die Trauer wohl für den | Verwandten tragen müssen? R. Wie es sich | Von selbst versteht. Was mir von seinen Gütern | Zufallen könnte, nehm ich nicht, es soll | Der böse Argwohn selber frei mich sprechen. | (54 b) Der Schulze (öffnet die Thüre und wirft einen Diener zur Seite) Flegel von einem Diener! Der Herr sagt: nein; ich sage: ja. (trit auf) R. Sind alle Hunde loß auf dieser Burg? | D. Sch. Herr, Einer der's Leben nicht lieb hat, macht sich blutwenig aus der Sitte. R. — Was willst Du? D. Sch. Ich bitte Dich, Herr, und bitte Dich nochmals, schlag mir's nicht ab, Herr, laß meinen Sohn nicht hinrichten. R. Deinen Sohn? D. Sch. Er hat auf Dein Geheiß den Ritter erschlagen. R. Auf mein Geheiß — den Teufel hab' ich — Auf | Santin's hat er's gethan. D. Sch. Santin hat's auf Dein Geheiß gestiftet. R. Scorpion von einem Menschen! Fort aus | meinen Augen. D. Sch. S' hat Zeit, Herr. Ich sag's Dir noch einmal, Santin hat's auf Dein Geheiß gethan. Ich hab' es selbst gehört, wie Du's ihm befohlen hast. R. — Gehört? Befohlen? D. Sch. Ich stand im Schloßflur dicht hinter Dir, Du warst blind vor Wuth, und sahst mich nicht. Es haben's außer mir noch zwei gehört.

Errettung von dem Tod! Laß ihn, laß mich,
Laß uns nicht aufgeopfert werden!

Elmire.

Dich?
Bist Du von Sinnen?

Grethe.

Meinen Friedrich! Er
Hat ihn zuerst getroffen.

Elmire.

Wen?

Grethe.

Den Ritter,
Den Dein Gemahl geboten zu erschlagen.

Raimond.

Geboten — ich! Den Teufel hab' ich! Santin
Hat's angestiftet!

Grethe (steht auf)

Santin hat's auf Dein
Geheiß gestiftet.

Raimond.

Schlange, giftige!
Aus meinen Augen fort!

Grethe.

Auf Dein Geheiß
Hat's Santin angestiftet. Selbst hab' ich's
Gehört, wie Du's — Santin hast befohlen.

Raimond.

— Gehört? — Du selbst?

Grethe.

Ich stand im Schloßflur, stand
Dicht hinter Dir, ich hörte jedes Wort,
Doch Du warst blind vor Wuth und sahst mich nicht.
Es haben's außer mir noch zwei gehört.

Raimond. (55b. 56a)

— S' ist gut. Trit ab.

Grethe.

So schenkst Du ihm das Leben?

Raimond.

S' soll aufgeschoben sein.

1955. Grethe, Der Schulze.

Grethe.

O Gott sei Dank
Und Dir sei Dank, mein beßter Herr, es ist
Ein braver Bursche, der sein Leben wird
An Deines setzen.

Raimond.

Gut, sag' ich. Trit ab (Grethe ab)
(Raimond wirft sich auf den Sessel; Elmire nähert sich ihm; Pause)

Elmire.

Mein theurer Freund —

Raimond.

Laß mich allein, Elmire.

Elmire.

O laß mich bleiben — O dies menschlich schöne
Gefühl, das Dich bewegt, löscht jeden Fleck,
Denn Reue ist die Unschuld der Gefallnen.
An ihrem Glanze weiden will ich mich,
Denn herrlicher bist Du mir nie erschienen,
Als jetzt.

Raimond.

Ein Elender bin ich —

Elmire.

Du glaubst
Es — Ah! Der Augenblick nach dem Verbrechen,
Ist oft der schönste in dem Menschenleben.
Du weißt's nicht — ach, Du weißt es nicht, und grade
Das macht Dich herrlich. Denn nie besser ist
Der Mensch, als wenn er es recht innig fühlt,
Wie schlecht er ist.

(56b) Raimond.

Es kann mich keiner ehren,
Denn selbst ein Ekel bin ich mir.

Elmire.

Den soll
Kein Mensch verdammen, der sein Urtheil selbst
Sich spricht. O hebe Dich! Du bist so tief
Bei Weitem nicht gesunken, als Du hoch
Dich heben kannst.

Raimond.

Und wer hat mich so häßlich
Gemacht? O, hassen will ich ihn —

1957. So dank ich Herr, Herr, es ist mein Einz'ger.

Elmire.

Raimond!

Du könntest noch an Rache denken?

Raimond.

Ob

Ich an die Rache denke? — Frage doch
Ob ich noch lebe?

Elmire.

Ist es möglich? O,
Nicht diesen Augenblick zum Wenigsten
Wirst Du so bös beflecken — Teufel nicht
In Deiner Seele dulden, wenn ein Engel
Noch mit mir spricht aus Deinen Zügen.

Raimond.

Soll

Ich Dir etwa erzählen, daß Alonzo
Viel Böses mir gethan? Und soll ich's ihm
Verzeihn, als wär es nur ein Weiberschmollen?
Er hat mir freilich nur den Sohn gemordet,
Den Knaben auch, der lieb mir wie ein Sohn, —

Elmire.

O sprich's nicht aus — Wenn Dich die That gereut,
Die blutige, die Du gestiftet, wohl,
So zeig's, und ehre mindestens im Tode
Den Mann, mit dessen Leben Du gespielt.
Der Abgeschiedene hat es beschworen,
Alonzo ist unschuldig.

(Raimond sieht sie starr an)

So unschuldig, (57 a)
An Pedro's Mord, wie wir an jenem Anschlag
Auf Ignez Leben.

Raimond.

Ueber die Vergleichung!

Elmire.

Warum nicht, mein Gemahl? Denn es liegt Alles
Auf beiden Seiten gleich, bis selbst auf die
Umstände nach der That. Du fandst Verdächt'ge
Bei Deinem todten Kinde, so in Gossa;
Du hiebst sie nieder, so in Gossa; sie
Gestanden Falsches, so in Gossa; Du
Vertrautest ihnen, so in Gossa — Nein,
Der einz'ge Umstand ist verschieden, daß
Alonzo selber doch Dich freispricht.

Raimond.

O,
Gewendet, listig, haben sie das ganze
Verhältniß, mich, den Kläger, zum Verklagten
Gemacht — Und um das Bubenstück, das mich
Der ganzen Welt als Mörder zeigt, noch zu
Vollenden, so verzeiht er mir —

Elmire.

Raimond!
O welch' ein häßlicher Verdacht, der schon
Die Seele schändet, die ihn denkt.

Raimond.

Verdacht
Ist's nicht in mir, es ist Gewißheit. Warum,
Meinst Du, hätt' er mir wohl verziehen, da
Der Anschein doch so groß, als nur, damit
Ich gleich gefällig mich erweise? — Er
Kann sich nicht reinigen, er kann es nicht,
Und nun, damit ich's ihm erlaß, erläßt
Er's mir — Nun, halb zum Wenigsten soll ihm
Das Bubenstück gelingen nur. Ich nehme
Den Mord auf mich — und hätt' der Jung' das Mädchen
Erschlagen, wär's mir recht.

(57 b) Elmire.

Das Mädchen? O
Mein Gott, Du wirst das Mädchen doch nicht morden?

Raimond.

Die Stämme sind zu nah gepflanzet, sie
Zerschlagen sich die Äste.

Elmire (zu seinen Füßen)

O verschone,
Auf meinen Knien bitt ich Dich, verschone
Das Mädchen — wenn Dein eigner Sohn Dir lieb,
Wenn seine Liebe lieb Dir, wenn auf immer
Du seinen Fluch Dir nicht bereiten willst,
Verschone Ignez —

Raimond.

Welche seltsame
Anwandlung? Mir den Fluch des Sohnes?

Elmire.

Ja,
Es ist heraus — auf meinen Knien beschwöre

Ich Dich, bei jener ersten Nacht, die ich
Am Tage vor des Priesters Spruch Dir schenkte,
Bei unserm einz'gen Kind, bei unserm letzten,
Das Du hinopferst, und das Du doch nicht
Wie ich gebohren hast, o mache diesem
Unseelig-bösen Zwist ein Ende, der
Bis auf den Namen selbst den ganzen Stamm
Der Ghonorezze auszurotten droht.
Gott zeigt den Weg selbst zur Versöhnung Dir.
Die Kinder lieben sich, ich habe sichre
Beweise —

Raimond.

Lieben?

Elmire.

Unerkannt hat Gott
In dem Gebirge sie vereint.

Raimond.

Gebirg?

Elmire. (58a)

Ich weiß es von Antonio, der Edle!
Vortreffliche! Sein eigner Plan war es,
Die Stämme durch die Heirath zu versöhnen,
Und selbst sich opfernd, trat er seine Braut
Dem Sohne seines Freundes ab — O ehre
Im Tode seinen Willen, daß sein Geist
In Deinen Träumen Dir nicht mit Entsetzen
Begegne — Sprich, o sprich den Seegen aus!
Mit Thränen küss' ich Deine Knie, küsse
Mit Innbrunst Deine Hand, die, ach! noch schuldig,
Was sie mir am Altar versprach — o brauche
Sie einmal doch zum Wohlthun, gieb dem Sohne
Die Gattinn, die sein Herz begehrt, und Dir
Und mir und allen Unsrigen den Frieden —

Raimond.

Nein, sag' mir, hab' ich recht gehört, sie sehen
Sich im Gebirge, Rodrigo und Ignez?

Elmire (steht auf)

O Gott, mein Heiland, was hab' ich gethan!

2036. Tage, Abend. — [? zu sinnlich.] — 2037—39. Bei unserm einz'gen Kind, bei unserm letzten, | Das Deine Wuth in's Elend stürzt, und das | Doch zu gebähren schwerer mir geworden, | Als zu erzeugen Dir, o mache diesem.

Raimond (steht auf)

Das freilich ist ein Umstand von Bedeutung.

(Er pfeift; zwei Diener erscheinen)

Elmire.

Wär's möglich —? Nein — O Gott sei Dank! Das wäre
Ja selbst für einen Teufel fast zu boshaft. —

Raimond (zum Diener)

Ist noch der Graf zurück nicht vom Spaziergang?

Ein Diener.

Nein, Herr, wir erwarten ihn.

Raimond.

Wo ist Santin?

Ein Diener.

Bei der Leiche.

Raimond.

Führ mich zu ihm. (ab)

Elmire.

Raimond! Raimond! O höre — (folgt. Alle ab.)

(58 b. 59 a)

Zweite Scene.

Gossa. Zimmer im Schloß.

Alonzo, (trit auf, öffnet ein Fenster, und bleibt mit Zeichen einer tiefen Bewegung davor stehen.)

Franziska,
(trit auf, und nähert sich ihm mit verhülltem Gesicht.)

Weißt Du es?

Ignez,
(trit auf, noch an der Thüre, halblaut)

Mutter! Mutter!

(Franziska sieht sich um, Ignez nähert sich ihr)

Weißt Du die
Entsetzensthat? Antonio ist erschlagen.

(Franziska giebt ihr ein bejahendes Zeichen)

Weiß er's?

Franziska (wendet sich zu Alonzo)

Alonzo!

Alonzo (ohne sich umzusehen)

Bist Du es, Franziska?

2072. [Ignez muß ja Juan gesprochen haben.]

Franziska.

Wenn
Ich wüßte, wie Du jetzt gestimmt, viel hätt' ich
Zu sagen Dir.

Alonzo.

Es ist ein trüber Tag
Mit Wind und Regen, viel Bewegung draußen —
Es zieht ein unsichtbarer Geist, gewaltig
Nach Einer Richtung Alles fort, den Staub,
Die Wolken, und die Wellen —

Franziska.

Willst Du mich,
Alonzo, hören?

Alonzo.

Sehr beschäftigt mich
Dort jener Seegel — siehst Du ihn? Er schwankt
Gefährlich, übel ist sein Stand, er kann (59 b)
Das Ufer nicht erreichen —

Franziska.

Höre mich,
Alonzo, eine Nachricht hab' ich Dir
Zu sagen von Antonio.

Alonzo.

Er, er ist
Hinüber, (Er wendet sich) ich weiß Alles.

Franziska.

Weißt Du's? Nun,
Was sagst Du?

Alonzo.

Wenig will ich sagen. Ist
Thiest noch nicht zurück?

Franziska.

So willst Du nun
Den Krieg beginnen?

Alonzo.

Kenn' ich doch den Feind.

Franziska.

Nun freilich, wie die Sachen stehn, so mußt
Du's wohl. Hat er den Vetter hingerichtet,
Der schuldlos war, so wird er Dich nicht schonen.
Die Zweige abzuhaun des ganzen Stammes,

Das ist sein überlegter Plan, damit
Das Mark ihm seinen Wipfel höher treibe.

Alonzo.

Den Edelen, der nicht einmal als Herold
Gekommen, der als Freund nur das Geschäft
Betrieb des Friedens, preißzugeben — *ihn*,
Um sich an *mir* zu rächen, preißzugeben,
Dem Volke — —

Franziska.

Nun doch, endlich, wirst Du ihn
Nicht mehr verkennen?

(60 a) Alonzo.

Ihn hab' ich verkannt,
Antonio — hab' ihn der Mitschuld heute
Geziehen, der sich heut' für mich geopfert.
Denn wohl geahndet hat es ihm — mich hielt
Er ab, und gieng doch selbst nach Ciella, der
Nicht sichrer war als ich —

Franziska.

Konnt' er denn anders?
Denn weil Du Raimond stets mit blinder Neigung
Hast freigesprochen, ja sogar gezürnt,
Wenn man es nur gewagt, ihm zu mistraun,
So mußt' er freilich zu ihm gehen —

Alonzo.

Nun,
Beruh'ge Dich — fortan kein anderes
Gefühl nur, als der Rache, will ich kennen;
Und wie ich duldend, einer Wolke gleich
Ihm lange überm Haupt geschwebt, so fahr
Ich einem Blitze gleich jetzt über ihn.

Thiesta (trit auf)

Hier bin ich wieder, Herr, von meinem Zuge,
Und bringe gleich Dir fünf Vasallen mit.

Alonzo (wendet sich schnell)

Wo sind sie?

Thiesta.

Unten in dem Saale. Drei,
Der Manso, Vitina, Paratzin, haben

2103. *heute*, gestern? — 2107—9. F. Ihn hat es freilich | Geahndet, denn er kannte seinen Mann, | Doch weil Du selbst mit blinder Neigung stets | Ihn freigesprochen — ja sogar gezürnt. — 2110. *ihm zu mistraun*, ihn Deinen Feind zu nennen.

Auf ihren Kopf ein dreißig Reuter gleich
Nach Gossa mitgebracht.

Alonzo.

Ein dreißig Reuter?
— Ein ungesprochner Wunsch ist mir erfüllt.
— Laßt mich allein, ihr Weiber (Franziska und Ignez ab)
Wenn sie so
Ergeben sich erweisen, sind sie wohl
Gestimmt, daß man sie schleunig brauchen kann?

Thiesta. (60b)

Wie den gespannten Bogen, Herr; der Mord
Antonios hat ganz wüthend sie gemacht.

Alonzo.

So wollen wir die Witterung benutzen.
Er will nach meinem Haupte greifen, will
Es — nun so greif' ich schnell nach seinem. Dreißig
Sagst Du, sind eben eingerückt, ein Zwanzig
Bring' ich zusammen, das ist mit dem Geiste,
Der mit uns geht, ein Heer — Thiest, was meinst Du?
Noch diese Nacht will ich nach Ciella.

Thiesta.

Herr,
Gieb mir ein Funfzehn von dem Trupp, Herr, spreng' ich
Die Thore selbst, und öffne Dir den Weg.
Ich kenn' das Nest, als wär's ein Dachsloch — noch
Erwarten sie von uns nichts Böses, ich
Beschwör's, die sieben Bürger halten Wache
Noch, wie in Friedenszeit.

Alonzo.

So bleibt's dabei.
Du nimmst den Vortrab. Wenn es finster, brechen
Wir auf. Den ersten Zugang überrumpelst
Du, selber folg' ich auf dem Fuße, bei
Antonios Leiche sehen wir uns wieder.
Ich will ihm eine Todtenfeier halten,
Und Ciella soll, wie Fackeln sie beleuchten.
Nun fort zu den Vasallen! (Beide ab)

2121. dreißig, siebzig. — 2127. [Großvater muß die Leiche erkennen.] — 2131. Dreißig, Siebzig. — 2132. Zwanzig, Funfzig. — 2136. Funfzehn, Dreißig. — 2140. sieben, siebzehn. — 2148. [Bis hierhin abgeschickt.]

(61 a)

Dritte Scene.

Bauernstube.

Barnabé am Kamin; sie rührt einen Kessel, der über Feuer steht.

Barnabé. Erst dem Vater:
Ruh' in der Gruft: daß ihm ein Frevlerarm nicht
Über das Feld trage die Knochen umher.
Leichtes Erstehn: daß er hochjauchzend das Haupt
Dränge durch's Grab, wenn die Posaune ihm ruft.
Ewiges Glück: daß sich die Pforte ihm weit
Öffne, des Lichts Glanzstrom entgegen ihm wog'.

Ursula (außerhalb der Scene) Barnabé! Barnabé! Rührst Du den Kessel?

Barnabé. Ja doch, ja, mit beiden Händen, ich wollt', ich könnte die Füße auch brauchen.

Ursula. Aber Du sprichst nicht die drei Wünsche aus?

Barnabé. Nun, das gesteh' ich! Wenn unser Herrgott so taub ist, wie Du, so hilft's Alles nichts.
Dann der Mutter:
Alles Gedeihn: daß ihr die Landhexe nicht
Giftigen Blicks tödte das Kalb in der Kuh.
Heil an dem Leib: daß ihr der Krebs mit dem Blut-
Läppchen im Schutt schwinde geschwinde dahin.
Leben im Tod: daß ihr kein Teufel die Zung'
Strecke heraus, wenn sie an Gott sich empfiehlt.
Dann für mich:
Freuden vollauf: daß mich ein stattlicher Mann
Ziehe mit Kraft kühn in's hochzeitliche Bett.
Blüthe des Leibs: daß mir —

Ursula. Barnabé! Du böses Mädel hast den Blumenstaub vergessen und die Wolfkrautskeime.

(61 b) Barnabé. Nein doch, nein, s' ist Alles hinein. Der Brei ist so dick, daß die Kelle schon steht.

Ursula. Aber die ungelegten Eier aus dem Hechtsbauche?

Barnabé. Soll ich noch Einen aufschneiden?

Ursula. Warte noch ein Weilchen. Ich will erst Fliederblüthe zubereiten. Laß nur keinen in die Küche, hörst Du, und rühre fleißig, hörst Du, und sage die Wünsche, hörst Du?

Barnabé. Ja doch, ja — Wo blieb ich stehen? Freuden vollauf — Nein:
Blüthe des Leib's: daß mir kein giftiger Duft
Sudle das Blut, Furchen mir ätz' in die Haut.
Fröhlichen Tod: fröhlich im gleitenden Kahn,
Bin ich am Ziel, stoße er sanft an das Land.

Vor 2150. [Man könnte eine Hexe aufführen, die wirklich das Schicksal gelenkt hätte.]

Du lieber Gott, wenn's Glück nicht so süß wäre, wer würde sich die Mühe so sauer werden lassen? — Nun, wieder von vorn:

Erst dem Vater:
Ruh' in der Gruft: daß ihm ein Frevlerarm nicht
Über das Feld trage die Knochen umher.
Leichtes Erstehn: daß er hochjauchzend das Haupt
Dränge durch's Grab — — Ah!

(Sie erblickt **Rodrigo**, der bei den letzten Worten hereingetreten ist.)

Rodrigo. Was machst Du, schönes Mädchen? Wäre Dein Auge nicht so liebreich, so würde Dein Geschäft furchtbar sein. Denn Du sprichst mit dem Kessel, wie man von den Hexen erzählt. Was sprichst (62 a) Du mit Deinem Kessel, Mädchen? Wenn Du eine Hexe bist, Du bist die lieblichste, die ich jemals sah, und ich wette, Du thust keinem was Böses, der Dir gut ist.

Barnabé. Geh' heraus, lieber Herr, ich bitte Dich. Es darf niemand in die Küche kommen, die Mutter selbst nicht, außer ich.

Rodrigo. Warum denn nur Du? (62 b. 63 a)

Barnabé. Was weiß ich? Weil ich eine Jungfrau bin.

Rodrigo. Darauf schwör' ich. Und wie heißt Du denn, liebe Jungfrau?

Barnabé. Barnabé.

Rodrigo. Dein Stimme klingt schöner, als Dein Name.

Ursula. Barnabé! Barnabé! Wer spricht denn mit Dir? (Rodrigo macht ein bittend Zeichen)

Barnabé. — Was sagst Du, Mutter?

Ursula. Sprichst Du die drei Wünsche?

Barnabé. Ja doch, ja, sei nur ruhig. (rührt im Kessel) Aber nun geh, lieber Herr. Die Mutter sagt, wenn ein Unreiner zusieht, taugt der Brei nichts.

Rodrigo. Doch wenn ein Reiner zusieht, so wird er um so besser.

Barnabé. Davon hat sie nichts gesagt.

Rodrigo. Aber es ergiebt sich von selbst.

Barnabé. Nun freilich, ich sollt' es meinen. Ich will die Mutter fragen.

Rodrigo. Wozu? Das mußt Du ja selbst verstehn.

Barnabé. Freilich wohl. Nun störe mich nur nicht. Es ist unser Glücksbrei, ich muß die drei Wünsche dazu hersagen.

Rodrigo. Was kochst Du denn? (63 b)

Barnabé. Einen Kindsfinger — — ha! ha! ha! Du denkst wohl, ich bin eine Hexe?

Rodrigo. Einen Kindsfinger?

Ursula. Barnabé! Böses Mädchen, was lachst Du?

2198 f. was Böses, Böses.

Barnabé. Ei, ich bin lustig, und spreche die Wünsche.

Ursula. Meinen auch vom Krebse?

Barnabé. Ja doch ja, auch den vom Kalbe.

Rodrigo. O sage mir, ein Kindsfinger? Wie kamst Du dazu?

Barnabé. Nein, nun plaudre ich nicht mehr, ich muß die Wünsche sprechen, sonst verdirbt der Brei und die Mutter schilt.

Rodrigo. Weißt Du was? Bring' diesen Beutel der Mutter, sag' er sei Dir neben den Kessel gefallen, und komm wieder.

Barnabé. Diesen Beutel, den schenkst Du uns?

Rodrigo. Ja, doch ja, sag' nur der Mutter nicht, daß ihn Dir jemand gegeben hat und komm bald wieder.

Barnabé. Mutter! Mutter! (ab.)

(64a) Rodrigo (lebhaft auf und nieder)

Ein Kindesfinger! Wenn's der kleine wäre!
Wenn's Pedro's kleiner Finger wäre! Wiege
Mich, Hoffnung, einer Schaukel gleich, und gleich,
Als spielt geschlossenen Auges schwebend mir
Ein Windzug um die offne Brust, so wende
Mein Innerstes sich vor Entzücken — Wie
Gewaltig, Glück, klopft Deine Ahndung an
Das Herz! Dich selbst, o Übermaas, wie werd'
Ich Dich ertragen — Horch! Sie kommt. Jetzt werd ichs hören.

(Barnabé kommt zurück)

Rodrigo (führt sie in den Vordergrund) Nun sage mir, was ist das für ein Finger?

Barnabé. Ein kleiner Kindsfinger.

Rodrigo. Wie kamst Du dazu?

(64b. 65a) Barnabé. Vorgestern haben Mutter und ich ihn gefunden.

Rodrigo. Gefunden bloß? Auf welche Art?

Barnabé. Nun, Dir will ich Alles erzählen, wenn's gleich die Mutter verboten hat.

Rodrigo. So erzähle.

Barnabé. Wir suchten Kräuter am Waldstrom im Gebirg, da schleifte das Wasser ein ertrunkenes Kind zu uns an das Ufer, wo wir standen.

2233—34. R. Er ist schon gelungen, denn er schenkt Dir diesen Beutel mit Gold. Bring' ihn der Mutter, sag', er sei Dir neben den Kessel gefallen und komm wieder. — 2238. (ab. — Rodrigo untersucht den Kessel.) — 2239—47. R. Ein Kindesfinger! S' ist kein Zweifel fast, | S' ist Pedro's! Wenn er's ist — O wie gewaltig | Klopft Deine Ahndung, Glück, an's Herz! — Doch selber | O Übermaas, wie werd' ich Dich ertragen! | O doch, o ströme, stürze nur ... | Es dehnt die Liebe mir die Brust, ich werd' | Es fassen. | Alonzo rein, die Kämpfer ausgesöhnt, | Das Mädchen mir zum Pfand' des Bundes | Es wiegt die Hoffnung mich, wie eine Schaukel, | Doch still, sie kommt, jetzt werd' ich's hören! — Nach 2247—50. [die Mutter muß ihm zu Füßen fallen und es gestehn.] — Barnabé (kommt zurück) Was machst Du? R. Ich suche den Finger, gieb mir den Finger, ich bin Dir so gut, gieb mir den Finger. B. Der ist zerkocht, lieber Herr, Du findest kaum noch die Knochen.

Wir zogen es heraus, und bemühten uns viel um das arme Wurm, aber es blieb todt. Da schnit die Mutter dem Kinde den kleinen Finger ab, denn der thut nach dem Tode mehr Gutes, als die Hand eines Erwachsenen in seinem ganzen Leben. — Warum stehst Du so tiefsinnig? Woran denkst Du?

Rodrigo. — An Gott. — — Nun erzähle noch mehr. War niemand dabei, als Du und die Mutter?

Barnabé. Als wir den Finger von der linken Hand hatten, kamen zwei Männer aus Gossa, die wollten den von der rechten auch abschneiden. Der hilft aber nichts, wir giengen fort, weiter weiß ich nichts.

Rodrigo.

Es ist genug. Mehr brauch ich nicht. Du hast
Gleich einer heil'gen Offenbarung mir
Das Unbegriffene erklärt — Das kannst
Du nicht verstehn, doch sollst Du's bald — Noch Eins.
In Gossa ist ein Mädchen, dem ich auch
So gut, wie Dir. Die mögt' ich gern hier sprechen.
Die Tochter ist es aus dem Hause, Ignez,
Du kannst nicht fehlen —

Barnabé.

Soll ich sie Dir rufen?
Nun ja, es wird ihr Freude machen auch.

Rodrigo. (65 b)

Und Dir; wir wollen's beide Dir schon lohnen.
Doch mußt Du's selbst ihr sagen, keinem Andern
Vertraun, daß Dich ein Jüngling abgeschickt,
Verstehst Du? Nun, das weißt Du wohl. Ihr kannst
Du Alles sagen, auch vom Finger ihr
Erzählen, sie verräth Dich nicht, wie ich.
Und daß Du Glauben finden mögst bei ihr
Nimm dieses Tuch, und diesen Kuß gieb ihr. (ab)

(Barnabé sieht ihm nach, seufzt, und geht ab.)

2260. Finger, Finger der linken Hand. — 2267. [die Männer wollten ihn begraben.] — 2269. [Rodrigo muß lebhafter und wahrer (?) sein.] — 2274. hier [In der Höhle, die ihr wohlbekannt.]. — 2275. Ignez, Agnes. — 2284. Dann führe selbst sie morgen in dies Haus. | Es sei ein sichrer Ort, sag' ihr, zum Zeichen.

(66 a) ## Vierte Scene.

Andere Gegend im Gebirge.

Raimond und **Santin** treten auf.

Santin.

Das soll gewöhnlich sein Spaziergang sein
Sagt mir der Jäger. Selber hab' ich ihn
Zweimal, und sehr erhizt, auf dieser Straße
Begegnet. Ist er im Gebirg, so ist's
Auch Ignez, und wir fangen beid' zugleich.

Raimond (setzt sich auf einen Stein)

Es ist sehr heiß mir, und die Zunge trocken.

Santin.

Der Wind geht kühl doch über's Feld.

Raimond.

Ich glaub',
S'ist innerlich.

Santin.

Fühlst Du nicht wohl Dich?

Raimond.

Nein.
Mich dürstet.

Santin.

Komm an diesen Quell.

Raimond.

Löscht er
Den Durst?

Santin.

Das Wasser wenigstens ist klar,
Daß Du darin Dich spiegeln könntest. Komm!

Raimond

(66 b) (steht auf, geht zum Quell, neigt sich, und plötzlich, mit der Bewegung des Abscheus, wendet er sich)

Santin.

Was fehlt Dir?

Raimond.

Eines Teufels Antlitz sah
Mich aus der Welle an.

2291. [Ursula muß zuletzt, ihr Kind suchend, als Schicksalsleiterinn auftreten.] — 2292—96. S. Es streicht ein kühler Wind doch über's Feld | R. Mich dürstet. S. In der Nähe ist ein Quell. | R. Er löscht den Durst mir nicht. S. Das Wasser ist | So klar, daß Du darin Dich spiegeln könntest.

Santin (lachend)

Es war Dein eignes.

Raimond.

Scorpion von einem Menschen! (er setzt sich wieder)

Barnabé (trit auf) Hier geht's doch nach Gossa, gestrenger Ritter?

Santin. Was hast Du denn dort zu thun, mein schönes Kind?

Barnabé. Eine Bestellung an Fräulein Ignez.

Santin. Wenn sie so schön ist, wie Du, so grüße sie von uns. Was hast Du ihr denn zu sagen?

Barnabé. Zu sagen? Nichts? Ich führe sie bloß in's Gebirge.

Santin. Heute noch.

Barnabé. Kennt ihr sie?

Santin. Noch weniger, als Dich, und es betrübt mich auch weniger. Also heute noch?

Barnabé. Ja gleich. Nun sprich, geht's hier nach Gossa?

Santin. Wer schickt Dich denn?

Barnabé. — Meine Mutter.

Santin. So? — Nun so geh' nur, Du bist auf dem rechten Wege. (67 a)

Barnabé. Gott behüt' Euch. (ab)

Santin.

Hast Du gehört, Raimond? Sie kommt noch heut
In das Gebirg'. Ich wett', das Mädchen war
Von Rodrigo geschickt.

Raimond (steht auf)

So führ' ein Gott,
So führ' ein Teufel sie mir in die Schlingen —
Gleichviel! Sie haben mich zu einem Mörder
Gebrandmarkt, boshaft, im Voraus — Wohlan,
So sollen sie denn Recht gehabt auch haben.
— Weißt Du den Ort, wo sie sich treffen?

Santin.

Nein.
Wir müssen ihnen auf die Fährte gehn.

Raimond.

So komm. (beide ab.)

2299. [siehe I Scene IV Akt, mit dem Schulzen.] — 2320. Gebrandmarkt, Gestempelt.

(67b. 68a)

Fünfte Scene.

Ciella. Ein Gefängniß im Thurm.

Die Thüre geht auf, **Vetorin** trit auf.

Rodrigo (noch draußen)

Mein Vater hat's befohlen?

Vetorin.

In der eignen
Person, Du mögtest gleich bei Deinem Eintrit
In's Thor uns folgen nur, wohin wir Dich
Zu führen haben. Komm, Du alter Junge,
Komm h'rein —

Rodrigo.

Hör, Vetorin, Du bist mit Deinem
Satyrngesicht verdammt verdächtig mir.
Nun, weil ich doch kein Mädchen, will ich's thun.

(**Rodrigo** trit auf, ihm folgt der **Kerkermeister**)

Vetorin.

Der Ort ist, siehst Du, der unschuldigste.
Denn hier auf diesen Quadersteinen müßt's
Selbst einen Satyr frieren.

Rodrigo.

Statt der Rosen
Will er mit Ketten mich und Banden mich
Umwinden — denn die Grotte, merk' ich wohl,
Ist ein Gefängniß.

Vetorin.

Hör, das giebt vortreffliche
Gedanken, morgen, wett' ich, ist Dein Geist
Fünf Jahre älter, als Dein Haupt.

Rodrigo.

Wär' ich
Wie Du, ich nähm es an. Denn Deiner straft
Dein graues Haupt um dreißig Jahre Lügen.
— Nun komm, ich muß zum Vater.

Vetorin (trit ihm in den Weg)

Nein, im Ernst,
Bleib' hier, und sei so lustig, wie Du kannst.

Vor 2324. Ciella, Rossitz. [Nachricht für den Abschreiber: statt Rodrigo wird überall Ottokar gesetzt.]

Rodrigo.

Bei meinem Leben ja das bin ich nie
Gewesen so wie jetzt und mögte Dir,
Die zähnelosen Lippen küssen, Alter.
Du ziehst auch gern nicht in den Krieg, nun höre, (68 b)
Sag's Deinem Weibe nur, ich bring' den Frieden.

Vetorin.

Im Ernste?

Rodrigo.

Bei meinem Leben, ja.

Vetorin.

Nun, morgen
Mehr. Lebe wohl. — (kehrt um, zum Kerkermeister) Verschließe hinter mir
Sogleich die Thüre. (Zu Rodrigo, da dieser folgen will.)
Nein, bei meinem Eid,
Ich sag' Dir auf Befehl des Vaters bist
Du ein Gefangener.

Rodrigo.

Was sagst Du?

Vetorin.

Ich soll
Dir weiter gar nichts sagen, außer dies.

Rodrigo.

Nun?

Vetorin.

Ei, daß ich nichts sagen soll.

Rodrigo.

O, bei
Dem großen Gott des Himmels, sprechen muß
Ich gleich ihn — eine Nachricht von dem höchsten
Gewicht, die keinen Aufschub duldet, muß
Ich mündlich gleich ihm hinterbringen.

Vetorin.

So
Kannst Du Dich trösten mindestens, er ist
Mit Santin fort, es weiß kein Mensch wohin.

Rodrigo.

Ich muß sogleich ihn suchen, laß mich —

2346. ziehst, gehst. — 2347. Deinem Weibe, Deinen Töchtern. — 2360. Santin, Santing.

Vetorin (trit ihm in den Weg)

Ei,
Du scherzest wohl —

Rodrigo.

Nein, laß mich, nein, ich scherze,
Bei meiner Ritterehre nicht mit Deiner.
S' ist plötzlich mir so ernst zu Muth geworden,
Als wäre ein Gewitter in der Luft.
Es hat die höchste Eil mit meiner Nachricht,
(69a) Und läßt Du mich gutwillig nicht, so wahr
Ich leb', ich breche durch.

Vetorin.

Durchbrechen, Du?
Sprichst doch mit mir gleichwie mit einem Weibe.
Du bist mir anvertraut auf Haupt und Ehre,
Trit mich mit Füßen erst, dann bist Du frei.
— Nein, hör, ich wüßte was Gescheiteres.
Gedulde Dich ein Stündchen, führ ich selbst,
Sobald er rückkehrt Deinen Vater zu Dir.

Rodrigo.

Sag' mir um's Himmels willen nur, was hab'
Ich Böses denn gethan?

Vetorin.

Weiß nichts — Noch mehr
Ich schick' dem Vater Boten nach, daß er
Noch früher heimkehrt.

Rodrigo.

Nun denn, meinetwegen.

Vetorin.

So lebe wohl. (zum Kerkermeister) Und Du thust Deine Pflicht.
(Vetorin und der Kerkermeister ab; die Thür wird verschlossen)

Rodrigo (sieht ihnen nach; Pause)

Ich hätte doch nicht bleiben sollen — Gott
Weiß, wann der Vater wiederkehrt — Sie wollen
Ihn freilich suchen — Ach, es treibt der Geist
Sie nicht der Alles leistet — — Was, zum Henker,
Es geht ja nicht, ich muß heraus, ich habe
Ja Ignez ins Gebirg beschieden — Vetorin!
Vetorin! (An die Thür klopfend) Daß ein Donner, Tauber, das

2386. Ignez, Agnes.

Gehör Dir öffnete! Vetorin! — — Schloß
Von einem Menschen, den kein Schlüssel schließt
Als bloß sein Herr! Dem dient er mit stockblinder
Dienstfertigkeit, und wenn sein Dienst auch zehnmal
Ihm Schäden brächt', doch dient er ihm — — Ich wollt'
Ihn doch gewinnen, wenn er nur erschiene.
Denn nichts besticht ihn, außer daß man ihm
Das sagt — — zum Mindsten wollt' ich ihn doch eher (69 b)
Gewinnen, als die tauben Wände! Himmel
Und Hölle, daß ich einem Schäfer gleich,
Mein Leid den Felsen klagen muß! — — So will
Ich mich, Geduld, an Dir, Du Weibertugend, üben.
— S' ist eine schnöde Kunst, mit Anstand viel
Zu unterlassen — und ich merk' es schon,
Es wird mehr Schweiß mir kosten, als das Thun.

(Er will sich setzen)

Horch! Horch! Es kommt!

(Der Kerkermeister öffnet Elmiren die Thür.)

Elmire (zu diesem)

Ich werd' es Dir vergelten.

Rodrigo.

Ach, Mutter!

Elmire.

Hör, mein Sohn, ich habe Dir
Entsetzliches zu sagen.

Rodrigo.

Du erschreckst mich —
— Wie bist Du so entstellt!

Elmire.

Das Eine wirst
Du wissen schon, Antonio ist erschlagen.

Rodrigo.

Antonio? — O Gott des Himmels, wer
Hat das gethan?

Elmire.

Das ist nicht Alles. Raimond
Kennt Deine Liebe —

Rodrigo.

Wie? Wer konnt' ihm die
Entdecken?

2407. Antonio, Jerome. — 2408. Antonio, Jeronimus. — 2109. Raimond, Rupert.

Elmire.

Frage nicht — o Deine Mutter,
Ich selbst — Jerome hat es mir vertraut,
Mich riß ein übereilter Eifer hin,
Der Wüthrich, den ich niemals so gekannt, —

Rodrigo.

Von wem sprichst Du?

Elmire.

O Gott, von Deinem Vater.

(70a) Rodrigo.

Noch fass' ich Dich nur halb — doch laß Dir sagen,
Vor allen Dingen Alles ist gelöset,
Das ganze Räthsel von dem Mord, die Männer,
Die man bei Pedro's Leiche fand, sie haben
Die Leiche selbst gefunden, ihr die Finger
Aus Vorurtheil nur abgeschnitten — kurz,
Rein, wie die Sonne, ist Alonzo.

Elmire.

O
Jesus, und jetzt erschlägt er seine Tochter —

Rodrigo.

Wer?

Elmire.

Rupert. — Wenn sie in dem Gebirge jetzt,
Ist sie verloren, er und Santin sucht sie.

Rodrigo (eilt zur Thüre)

Vetorin! Vetorin! Vetorin!

Elmire.

Höre
Mich an, er darf Dich nicht befrein, sein Haupt
Steht drauf —

Rodrigo.

Er oder ich — Vetorin! (Er besinnt sich) Nein, er hat
Ein Weib (Er sieht sich um) So helfe mir die Mutter Gottes!
Und diesen Mantel kann ich brauchen just.

(Er nimmt einen Mantel um, der auf der Erde lag, und klettert in ein unvergittertes Fenster)

Elmire.

Um Gotteswillen, springen willst Du doch
Von diesem Thurm nicht? Rasender! der Thurm

2419. Pedro's, Peters. — 2422. Alonzo, Sylvester.

Ist funfzig Fuß hoch, und der ganze Boden
Gepflastert — Rodrigo! Rodrigo!

Rodrigo (von oben, halblaut)

Mutter! Mutter! Sei wenn ich gesprungen
Nur still, hörst Du? ganz still, sonst fangen sie
Mich —

Elmire (sinkt auf die Knie)

Rodrigo, auf meinen Knien bitte
Beschwör ich Dich, geh' so verächtlich nicht
Mit Deinem Leben um, spring nicht vom Thurm.

Rodrigo. (70 b)

Das Leben ist viel werth, wenn man's verachtet.
Ich brauch's — Leb' wohl (Er springt)

Elmire (steht auf)

Zu Hilfe! Hilfe! Hilfe!

(71 a)

Fünfter Akt.

Das Innere einer Höhle. Es wird Nacht.

Ignez mit einem Huthe, und einem Überkleide, das vorn mit Schleifen zugebunden ist. **Barnabé.** Beide stehen schüchtern an der Seite des Vordergrundes.

Ignez.

Hätt'st Du mir früher das gesagt! Ich fühle
Mich sehr beängstigt, mögte lieber, daß
Ich nicht gefolgt Dir wäre — Geh noch einmal
Hinaus, Du Liebe, vor den Eingang, sieh,
Ob niemand sich der Höhle nähert.

Barnabé
(die in den Hintergrund gegangen)

Von
Den beiden Rittern seh' ich nichts.

Ignez (mit einem Seufzer)

Ach, Gott!

(zu Barnabé)

Hab' Dank für Deine Nachricht.

Barnabé.

Aber von
Dem schönen Jüngling seh' ich auch nichts.

Ignez.

Siehst
Du wirklich nichts? Du kennst ihn doch?

Barnabé.

Wie mich.

Ignez.

So sieh nur scharf hin auf den Weg.

Vor 2442. [Nachricht für den Abschreiber: statt Ignez überall Agnes.]. — Überkleide, übergeworfenen Kleide.

Barnabé.

Es wird
Sehr finster schon im Thal, aus allen Häusern
Sieht man schon Lichter schimmern und Camine.

Ignez.

Die Lichter schon? So ist's mir unbegreiflich —

Barnabé.

Wenn Einer käm', ich könnt' es hören, so
Geheimniß-still geht's um die Höhen.

Ignez. (71 b)

Ach, nun ist's doch umsonst. Ich will nur lieber
Heimkehren. Komm. Begleite mich.

Barnabé.

Still! Still!
Ich hör ein Rauschen — wieder — — Ach, es war
Ein Windstoß, der vom Wasserfalle kam.

Ignez.

War's auch gewiß vom Wasserfalle nur?

Barnabé.

— Da regt sich etwas Dunkles doch im Nebel — —

Ignez.

Ist's Einer? Sind es Zwei?

Barnabé.

Ich kann es nicht
Genau erkennen, aber menschliche
Gestalten sind es — — — Ah!

Ignez.

Ah!

(beide Mädchen fahren zurück; **Rodrigo** trit auf)

Rodrigo
(umarmt Ignez mit Heftigkeit)

O Dank, Gott! Dank für Deiner Engel Obhut!
So lebst Du, Mädchen.

Ignez.

— Ob ich lebe?

Rodrigo.

Zittre
Doch nicht, bin ich nicht Rodrigo?

Ignez.

Es ist
So seltsam Alles heute mir verdächtig,
Der fremde Bothe, dann Dein spät Erscheinen,
Nun diese Frage — auch die beiden Ritter,
Die schon den ganzen Tag um diese Höhle
Geschlichen sind. —

Rodrigo.

Zwei Ritter?

Ignez.

Die sogar
Nach mir gefragt —

Rodrigo.

Gefragt? Und wen?

Ignez.

Dies Mädchen
(72 a) Die es gestanden, daß sie ins Gebirg
Mich ruf'.

Rodrigo (zu Barnabé)

Unglückliche!

Ignez.

Was sind denn das
Für Ritter?

Rodrigo (zu Barnabé)

Und so wissen sie, daß Ignez
In dieser Höhle?

Barnabé.

Das nicht, gnädiger Herr.
Das hab' ich nicht gestanden.

Ignez.

Ottokar! Du scheinst
Beängstigt, und ich werd' es doppelt.
Kennst Du die Ritter denn?

Rodrigo (in Gedanken)

Sind sie etwa
— Sie sind doch nicht aus Ciella? Sind doch nicht
Geschickt nach mir? Sind keine Mörder doch?

Rodrigo
(mit einem plötzlich heitern Spiel)

Du weißt ja, Alles ist gelöst, das ganze
Geheimniß klar, Dein Vater ist unschuldig —

2479—80. B. Nein, das wußt ich, als | Sie mich befragten, selber nicht.

Ignez.

So ist's nun klar?

Rodrigo.

Bei diesem Mädchen fand
Ich Pedro's Finger, Pedro ist ertrunken,
Ermordet nicht — Doch künftig mehr. Laß uns
Die schöne Stunde innig fassen! Möge
Die Trauer schwatzen, und die Langeweile,
Das Glück ist stumm! (Er drückt sie an seine Brust)
Wir machen diese Nacht
Zu einem Fest der Liebe, willst Du? Komm,
(Er zieht sie auf einen Sitz)
In Kurzem, ist der Irrthum aufgedeckt,
Sind nur die Väter erst versöhnt, darf ich
Dich öffentlich als meine Braut begrüßen.
— Mit diesem Kuß verlobe ich mich Dir.
(Er steht auf, zu Barnabé heimlich)
Du stellst Dich an den Eingang, hörst Du? Siehst (72 b)
Du irgend jemand nahen, rufst Du gleich.
Noch Eins. Wir werden hier die Kleider wechseln;
In einer Viertelstund führst Du Agnes
In Männerkleidern heim. Und sollte man
Uns überraschen thust Du's gleich. — Nun geh.
(Rodrigo kehrt zu Ignez zurück; Barnabé in den Hintergrund)

Ignez.

Wo geht das Mädchen hin?

Rodrigo (setzt sich)

Ach, Ignez, Ignez!
Welch eine Zukunft öffnet uns die Pforte!
Du wirst mein Weib, mein Weib! Weißt Du denn auch
Wie groß das Maas von Glück?

Ignez (lächelnd)

— Du wirst es lehren.

Rodrigo.

Ich werd' es. — O Du Glückliche! Der Tag,
Die Nacht vielmehr ist nicht mehr fern. (halblaut)
Es kommt, Du weißt,
Den Liebenden das Licht nur in der Nacht.
— Erröthest Du?

2487. J. Wie? Ist's am Tag? — 2500. [Es wäre wohl gut, wenn Rodrigos Absicht ganz unzweideutig erkannt würde.] — 2500—3. Noch Eins. In einer Viertelstunde führst | Du Ignez heim, willst Du? Und wenn die Männer | Uns überraschen, thust Du's gleich. — Nun, geh!

Ignez.

So wenig schützt das Dunkel?

Rodrigo.

Nur vor dem Auge, Thörinn, doch ich seh's
Mit meiner Wange, daß Du glühst — Ach Ignez!
Wenn erst das Wort gesprochen ist, das Dein
Gefühl, jetzt eine Sünde, heiligt — — Erst
Im Schwarm der Gäste, die mit Blicken uns
Wie Wespen folgen, tret' ich zu Dir, sprichst
Du zwei beklemmte Worte, wendest dann
Vielschwatzend zu dem Nachbar Dich. Ich zürne
Der Spröden nicht, denn besser weiß ich's wohl.
So oft ein Gast, der von dem Feste scheidet,
Die Thüre zuschließt, fliegt auch, wo Du seist,
Ein Blick zu mir herüber, der mich tröstet.
Wenn dann der Letzte auch geschieden, nur
Die Väter und die Mütter noch beisammen —
(73 a) „Nun, gute Nacht, Ihr Kinder!" Lächelnd küssen
Sie Dich, und küssen mich — wir wenden uns,
Und eine ganze Dienerschaft mit Kerzen
Will folgen. „Eine Kerze ist genug,
Ihr Leute," ruf ich, und die nehm' ich selber,
Ergreife Deine, diese Hand (Er küßt sie),
— Und langsam steigen wir die Treppe, stumm,
Als wär' uns kein Gedanke in der Brust,
Daß nur das Rauschen sich von Deinem Kleide,
Noch in den weiten Hallen hören läßt.
Dann — Schläfst Du, Ignez?

Ignez.

— Schlafen?

Rodrigo.

Weil Du plötzlich
So still. — Nun weiter. Leise öffne ich
Die Thüre, schließe leise sie, als wär'
Es mir verboten. Denn es schauert stets
Der Mensch, wo man es ihm als Kind gelehrt.
Wir setzen uns. Ich ziehe sanft Dich nieder.
Mit meinen Armen stark umspann ich Dich,
Und alle Liebe sprech' ich aus mit Einem,
Mit diesem Kuß.
(Er geht schnell in den Hintergrund; zu Barnabé heimlich)
So sahst Du niemand noch?

2540. Der Mensch, wo er einmal geschauert hat.

Barnabé.

Es schien mir kürzlich fast, als schlichen zwei
Gestalten um den Berg.

Ignez (zu Rodrigo, der schnell zurückkehrt)

Was sprichst Du denn
Mit jenem Mädchen stets?

Rodrigo (der sich wieder gesetzt hat)

Wo blieb ich stehen?
Ja, bei dem Kuß — Dann kühner wird die Liebe,
Und weil Du mein bist — bist Du denn nicht mein?
So nehm' ich Dir den Huth vom Haupte (Er thut's) störe
Der Locken steife Ordnung (Er thut's) drücke kühn
Das Tuch hinweg (Er thut's) Du lispelst leis': O lösche (73 b)
Das Licht! und plötzlich, tief verhüllend, webt
Die Nacht den Schleier um die heil'ge Liebe,
Wie jetzt.

Barnabé (aus dem Hintergrunde)

O Ritter! Ritter!

(Ignez sieht sich ängstlich um)

Rodrigo (fällt ihr ins Wort)

Nun entwallt,
Gleich einem frühlingsangeschwellten Strom
Die Regung ohne Maas und Ordnung — schnell
Lös' ich die Schleife, schnell noch eine (Er thut's) streif' dann
Die fremde Hülle leicht Dir ab. (Er thut's)

Ignez

O Rodrigo,
Was machst Du? (Sie fällt ihm um den Hals)

Rodrigo. (an dem Kleide beschäftigt)

Ein Gehilfe der Natur
Stell' ich sie wieder her. Denn wozu noch
Das Unergründliche geheimnißvoll
Verschleiern? Alles Schöne, liebe Ignez,
Braucht keinen andern Schleier, als den eignen,
Denn der ist freilich selbst die Schönheit.

Barnabé.

Ritter! Ritter!
Geschwind!

Rodrigo (schnell auf, heimlich zu Barnabé)

Was giebt's?

Barnabé.

Der Eine gieng zweimal
Ganz nah vorbei, ganz langsam.

Rodrigo.

Hat er Dich gesehn?

Barnabé.

Ich glaub' es fast. (Rodrigo kehrt zurück)

(74 a) Ignez (die aufgestanden ist)

Was rief das Mädchen denn
So ängstlich?

Rodrigo.

Es ist nichts. Du frierst, armes Mädchen,
Nimm diesen Mantel um. (Er hängt ihr seinen Mantel um)
Nun setze Dich.
(Ignez setzt sich; Rodrigo bleibt vor ihr stehen.)
Wer würde glauben, daß der grobe Mantel
So Zartes deckte, als ein Mädchenleib!
Drück' ich Dir noch den Helm auf Deine Locken (Er thut's)
Mach' ich auch Weiber mir zu Nebenbuhlern.

Barnabé. (kommt zurück, eilig)

Sie kommen! Ritter! Sie kommen!
(Rodrigo wirft schnell Ignez Oberkleid über, und setzt ihren Huth auf)

Ignez.

Wer soll denn kommen? — Rodrigo, was machst Du?

Rodrigo (im Ankleiden beschäftigt)

Mein Vater kommt — Sei nur ganz ruhig. Niemand
Fügt Dir ein Leid, wenn, ohn' ein Wort zu reden,
Du dreist und kühn in Deiner Männertracht
Hinaus zur Höhle gehst. Ich bleibe — Nein
Erwiedre nichts, ich bleib'. Es ist nur für
Den ersten Anfall.

(**Raimond** und **Santin** treten auf)

(zu Ignez und Barnabé)
Sprecht kein Wort und geht sogleich.
Die Mädchen gehen.

Raimond
(trit Ignez in den Weg) Ignez und Barnabé (ab.)

Wer bist Du? Rede!

2578. [Sag Du seist Rodrigo.] — 2582. [Was wird aus Barnabé?]

Rodrigo (trit vor)

Sucht Ihr Ignez? Hier bin ich
Wenn Ihr aus Gossa seid, so führt mich heim.

Raimond.

Ich fördre Dein Gespennst zu Deinem Vater!
(Er ersticht Rodrigo, der fällt ohne Laut)

Raimond (74 b)
(betrachtet starr die Leiche, nach einer Pause)

Santin! Santin! — Ich glaube, sie ist todt —

Santin.

Die Schlange hat ein zähes Leben. Doch
Beschwör' ich's fast. Das Schwerdt steckt ihr im Busen.

Raimond.
(Er fährt sich mit der Hand übers Gesicht)

Warum denn that ich's, Santin? Kann ich es
Doch gar nicht finden im Gedächtniß —

Santin.

Ei,
Es ist ja Ignez.

Raimond.

Ignez, ja ganz Recht,
Die that mir Böses, mir viel Böses, o
Ich weiß es wohl — — Was war es schon?

Santin.

Ich weiß
Nicht, wie Du's meinst. Das Mädchen selber hat
Nichts Böses Dir gethan.

Raimond.

Nichts Böses, Santin!
Warum denn hätt' ich sie gemordet? Sage
Mir schnell, ich bitte Dich, womit sie mich
Beleidigt, sag's recht hämisch — Basiliske,
Sieh mich nicht an, sprich, Teufel, sprich, und weißt
Du nichts, so lüg' es.

Santin.

Bist Du denn verrückt?
Das Mädchen ist Alonzo's Tochter.

Nach 2585.] Ignez. Heiland der Welt! Mein Rodrigo! (Sie stürzt über ihn)]

Raimond.

So,
Alonzo's — Ja, nun weiß ich's, der mir Pedro
Ermordet hat —

Santin.

Den Herold und Juan.

Raimond.

Juan, ganz Recht, und der mich so infam
Gelogen hat, daß ich es werden müßte.
(75 a) (Er zieht das Schwerdt aus der Leiche)
Rechtmäßig war's — (Er sticht es noch einmal in die Leiche.)
Und das ist auch rechtmäßig.
Gezücht der Otter! — (Er stößt die Leiche mit dem Fuße)

Santin (der in den Hintergrund gegangen)

Welch' eine seltsame Erscheinung, Herr!
Ein Zug mit Fackeln, gleich dem Jägerheere,
Zieht still von Gossa an den Höh'n herab.

Raimond (der ihm gefolgt)

Sie sind, wie's scheint, nach Ciella auf dem Wege.

Santin.

Das Ding ist sehr verdächtig.

Raimond.

Denkst Du an
Alonzo?

Santin.

Herr, ich gebe keine Nuß
Für eine andre Meinung. Laß uns schnell
Heimkehren, in zwei Augenblicken wär's
Nicht möglich mehr.

Raimond.

Wenn Rodrigo nur ihnen
Nicht in die Hände fällt — Gieng er nicht aus
Der Höhle, als wir kamen?

Santin.

Und vermuthlich,
Nach Hauf; so finden wir ihn auf dem Wege. Komm! (beide ab)
(Ignez und Barnabé lassen sich am Eingang sehen)

Ignez.

Die Schreckensnacht! Entsetzlich ist der Anblick!
Ein Leichenzug mit Kerzen, wie ein Traum
Im Fieber! Weit das ganze Thal erleuchtet

Vom blutigrothen Licht der Fackeln. Jetzt
Durch dieses Heer von Geistern geh' ich nicht
Zu Hause. Wenn die Höhle leer ist, wie
Du sagst —

Barnabé.

Soeben giengen die zwei Männer
Heraus.

Ignez.

So wäre Rodrigo noch hier? (75 b)

(Sie treten auf)

Rodrigo! Rodrigo!

Barnabé.

S'ist Alles leer und Alles still — nein, halt!

Ignez.

Was giebt es?

Barnabé.

Dort, seht, dort liegt Einer — Ach,
Es ist Dein Jüngling in dem Weiberkleide.

Ignez.

Ist's Rodrigo? Ein Schwerdt — im Busen — Heiland!
Heiland der Welt! Mein Rodrigo!

(sie fällt über den Leichnam)

[Rodrigo.]

Es ist
Gelungen! Flieh!

[Ignez.]

Ich folge Dir.

Barnabé.

O Jammer!
Mein Fräulein! Sie ist sinnlos! Keine Hilfe!
Ermannt Euch, liebes Fräulein — Gott! die Fackeln;
Sie nahen! fort Unglückliche! Entflieh! (ab.)

(**Alonzo** und **Thiesta** treten auf; eine Fackel folgt)

Alonzo.

Der Zug soll halten! (zu Thiest) Ist es diese Höhle?

Thiesta.

Ja, Herr, von dieser sprach Juan, und darf
Man seiner Rede traun, so finden wir
Am Sichersten das Fräulein hier.

2637. (ab.) Barnabé will entfliehn, kehrt um, und birgt sich [an einer Wand der Höhle] an der Seite hinter einem Stein.

Alonzo.

Die Fackel
Vor!

Thiesta.

Irr' ich nicht, so seh ich Rodrigo, —
Dort liegt sie auch — —

Alonzo.

(76 a) Am Boden! Gott des Himmels!
Ein Schwerdt im Busen meiner Ignez! Ignez!

Ignez (richtet sich auf)

Wer ruft?

Alonzo.

Die Hölle ruft Dich, Mörder! Stirb!

(Er ersticht Ignez, die fällt mit einem Schrei:)
(Alonzo läßt sich auf ein Knie neben der Leiche Rodrigo's nieder.)

Thiesta (nach einer Pause)

Mein beßter Herr, verweile nicht in diesem
Verderblich dumpfen Schmerz! Erhebe Dich!
Wir brauchen Kraft, und einem Kinderlosen
Zerreißt der Schreckensanblick das Gebein.

Alonzo.

Laß einen Augenblick mich ruhn. Es regt
Sich sehr gewaltig die Natur im Menschen,
Und will, daß man, gleich einem einz'gen Gotte,
Ihr einzig diene, wo sie uns erscheint.
Mich hat ein großer Sturm gefaßt, er beugt
Mein wankend Leben tief zur Gruft. Wenn es
Nicht reißt, so steh' ich schrecklich wieder auf, ist der
Gewaltsam erste Anfall nur vorüber.

Thiesta.

Mein theurer Herr, das Zögern ist uns sehr
Gefährlich — Komm! Ergreif' den Augenblick!
Er wird so günstig niemals wiederkehren.
Gebeut die Rache, und wir wettern wie
Die Würgeengel über Ciella hin!

Alonzo.

Des Lebens Güter sind in weiter Ferne,
Wenn ein Verlust so nah wie diese Leiche.
(76 b) O niemals ein Gewinnst kann mir ersetzen,
Was mir auf dieser Nummer fehlgeschlagen.

2642. Rodrigo, [Einen Ciellischen].

Sie blühte wie die Erndte meines Lebens,
Die nun ein frecher Fußtrit mir zertreten,
Und darben werd' ich nun, von fremden Müttern
Ein fremdes Kind zum Almos' mir erflehen.
Sie gieng gleich einer Frühlingssonne über
Mein winterliches Dasein auf, und gab
Ihm Jugendfarbe wieder und Gestalt.
Aus ihrer Hand empfieng ich nur die Welt,
Die sie zu einem Strauße mir gewunden.
Wer geht mir lächelnd jetzt zur Seite auf
Dem öden Weg in's Grab?

Thiesta.

Alonzo!

Alonzo (steht auf)

Ja, Du hast Recht. Es bleibt die ganze Zukunft
Der Trauer, dieser Augenblick gehört
Der Rache. Einmal doch in meinem Leben
Dürst ich nach Blut, und kostbar ist die Stimmung.
Komm schnell zum Zuge.

(Man hört draußen ein Geschrei Hollah! Herein! Hollah! die Ritter stutzen)

Thiesta.

Was bedeutet das?

(Raimond und Santin werden von Rittern Alonzos gefangen aufgeführt)

Ein Ritter.

Ein guter Fund, Alonzo! Diese saubern
Zwei Herren, im Gesträuche hat ein Knappe,
Der von dem Pferd' gestiegen, sie gefunden!

Thiesta.

Alonzo! Hilf mir sehen, ich bitte Dich!
Er ist's leibhaftig, Raimond und der Santin!

Alonzo.

Raimond! (Er zieht sein Schwerdt)

Thiesta.

Sein Teufel ist ein Beutelschneider,
Und führt in eigener Person den Sünder
In seiner Henker Hände.

Alonzo. (77a)

O gefangen!
Warum gefangen, Santin? — — Gott des Himmels!

2677. Alonzo, Sylvester, hör mich.

Sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß
Auch, was er soll!

Raimond (erblickt Ignez Leiche)

Mein Sohn! Mein Sohn! Ermordet!
Zu meinem Sohne laßt mich, meinem Sohne!
(Er will sich losreißen; die Ritter halten ihn.)

Alonzo.

Er trägt sein eigen schneidend Schwerdt im Busen.
(er steckt sein Schwerdt ein)
Laßt ihn zu seinem Sohne!

Raimond (stürzt über Ignez Leichnam!)

Rodrigo!

Franziska (trit auf)

Ein Reuter flog durch Gossa, schreiend, Ignez
Sei todt gefunden in der Höhle. Manso!
Paratzin! Ist es wahr? Wo ist sie? Wo?
— O heilige Mutter Gottes! (sie stürzt über Rodrigos Leichnam)
O mein Kind!
Du Leben meines Lebens!

Elmire (trit auf)

Seid Ihr Männer,
So laßt ein Weib unangerührt hindurch.
Gebeut's, Alonzo, ich, die Mutter des
Erschlag'nen, will zu meines Sohnes Leiche.

Alonzo.

Der Schmerz ist heilig, und es rührt kein Feind
Ihn an. Trit frei zu Deinem Sohn! Macht Platz!

Elmire.

Wo ist er? — Jesus! Deine Tochter auch?
(Alonzo wendet sich; Elmire läßt sich auf ein Knie vor Ignez Leiche nieder.)

(77b) **Der Großvater** von **Juan** geführt, treten auf.

Großvater. Wohin führst Du mich, Knabe?

Juan. In's Elend, Alter, denn ich bin die Thorheit. Sei getrost, wir sind auf dem rechten Wege.

Großvater. Weh! O Weh! Die Blindheit im Walde und ihr Hüter der Wahnsinn. Führe mich heim, Knabe, heim —

Juan. In's Glück? Alter, es geht nicht. S'ist inwendig zugeriegelt. Komm vorwärts.

2708. Führst Du mich auch recht, Knabe? Zu meinem erschlagenen Kindeskinde will ich. Weh! O Weh! Wohin führst Du mich? — 2714. Komm vorwärts. Es steht ein Teufel hinter Dir, der wird gleich peitschen (?) wir sind bald am Ziele.

Großvater. Nun, so mögen sich die Himmlischen erbarmen. Ich folge Dir.

Juan. Heißa lustig! Wir sind am Ziele!

Großvater. Am Ziele? Bei meinem erschlagenen Kindeskinde. Wo, wo ist es?

Juan. Wenn ich blind wäre, so könnte ichs riechen, denn die Leiche stinkt schon. Komm, wir wollen uns davor niedersetzen, wie die Geier um's Aas. Es riecht gut. (Er setzt sich bei Rodrigo's Leiche nieder)

Großvater. Wehe! Wehe! Er raset! Ist denn kein Mensch in der Nähe, der sich eines hilflosen Greises erbarmt!

Juan. Sei nicht böse, Alter, ich meine es gut mit Dir. Komm (78a)
gieb mir die Hand, ich führe Dich zu Ignez.

Großvater. (giebt ihm die Hand) Ist's noch weit?

Juan. Ein Pfeilschuß. Beuge Dich.

Großvater. Ein Schwerdt — in der Brust — eine Leiche —

Juan. Höre, Alter, das ist schauerlich. Das Mädchen war so gut, und so schön, o so schön!

Großvater. Knabe! Das ist nicht Ignez! Ignez Kleid, aber nicht Ignez! Bei meinem ewigen Leben! Das ist nicht Ignez!

Juan. (sieht die Leiche an, springt schnell auf) Ah! der Scorpion! S'ist Rodrigo!

Alonzo. Rodrigo?

Franziska.

So wahr ich Mutter, das ist meine Tochter
Nicht. (Sie steht auf)

Alonzo.

Fackeln her! — Nein, wahrlich, nein, das ist
Nicht Ignez.

Elmire (die herbeieilt)

Ignez, Rodrigo, was soll
Ich glauben — — O ich Unheilsmutter! Doppelt
Die Leiche meines Sohnes! Rodrigo!

Alonzo. (78b)

Dein Sohn in meiner Ignez Kleider? Wer
Denn ist die Leiche in der Männertracht?
Ist es denn — Nein, es ist doch nicht —

Großvater.

Alonzo!
Wo ist denn Ignez Leiche? Führ' mich zu ihr!

Alonzo.

Unglücklicher! Sie ist ja nicht ermordet!

2734. Scorpion, Scheusal. [Kröte.] — 2742—44. Alonzo. Hast Du jene | Denn nicht als Deinen Sohn erkannt?

Juan. Das ist ein Narr. Komm, Alter, komm. Dort ist noch eine Leiche, die wird's sein, hoff' ich. Komm! (Er führt den Großvater zu Ignez Leiche)

Großvater. Noch eine Leiche? Sind wir denn in einem Beinhaus?

Juan.

Lustig, Alter! Sie ist's! S'ist Ignez!

Alonzo.

Ignez!

(Er verdeckt sein Gesicht)

Juan. Fass' ihr dreist in's Gesicht, es muß wie Samt sein. (zu Raimond) Fort, Du Scheusal, fort!

Raimond (richtet sich halb auf)

Bleibt fern, ich bitt' Euch — Sehr gefährlich ist's,
Der Ohnmacht eines Rasenden zu spotten.
Ist er in Fesseln gleich geschlagen, kann
Er Euch den Speichel noch ins Antlitz spein,
Der seine Pest Euch einimpft. Geht, und laßt
Die Leiche mindstens mir von Rodrigo.

Juan. Du toller Hund! Geh gleich fort! Rodrigo ist dort, hier ist Ignez. — Komm, Alter, gieb Deine Hand.

Großvater. O meine Ignez! Mein liebes Kind!

(79 a) Franziska.

Meine Tochter! Welch ein Irrthum! Gott!

Raimond.

(sieht die Leiche genauer an, steht auf, geht schnell zur Leiche Rodrigos, und wendet sich mit der Bewegung des Entsetzens)

Höllisch Gesicht, was äffst Du mich (Er sieht sie wieder an)
Ein Teufel
Blöckt mir die Zung' heraus.
(Er sieht sie wieder an, und fährt mit den Händen in seinen Haaren)
Ich selbst — ich selbst
Zweimal die Brust durchbort, zweimal die Brust —

Ursula (trit auf) Püppchen sagt an, wer kennt diesen Kindesfinger? (sie zeigt ihn)

Elmire. Einen Kindesfinger?

Ursula. Ihr schlügt Euch todt, Püppchen, um diesen Kindesfinger, sagt meine Tochter. Wer kennt ihn?

Elmire. Wenn eine Mutter kennt was sie geboren, so ist es Pedros Finger.

Raimond. Pedro's Finger? Weib? Wie kamst Du dazu?

2751. [fliegender Sommer.] — 2770—71. Elmire. Jesus! Es ist der kleine Finger von Pedro's linker Hand!

Ursula. Püppchen, erzürne Dich nicht. S'ist ein geschehenes Ding. Ich zog einen ertrunkenen Knaben aus dem Wasser und schnit ihm den Finger ab. Denn unter die Schwelle gelegt, läßt er den Teufel nicht drüber, bis er verfault. Püppchen, wenn's Dein Sohn war, nimm's nicht für ungut. Ich wußt' es nicht, Püppchen.

Raimond. — Dich fand ich aber nicht bei der Leiche sondern zwei Männer aus Gossa.

Ursula. Die kamen nach mir, Püppchen, und schnitten dem Knaben (79 b) den andern Finger von der rechten Hand ab.

(Raimond bedeckt das Gesicht)

Juan (trit vor sie) Was willst Du, alte Hexe!

Ursula. S'ist abgethan, Püppchen. Wenn Ihr Euch todtschlagt, so ist es ein Versehen.

Juan (lacht) Ein Versehen! Ein Versehen! Nimm's nicht übel, Ignez! Nimm's nicht übel, Rodrigo!

Raimond. Juan, lieber Knabe, schweig' still, Deine Worte schneiden wie Messer.

Juan (ernsthaft) Nimm's nicht übel, Ignez! Nimm's nicht übel, Rodrigo! Papa hat's nicht gern gethan, Papa wird's nicht mehr thun.

Raimond.

Alonzo! Dir hab' ich ein Kind genommen,
Und biete einen Freund Dir zum Ersatz —

(Pause)

Alonzo! Selbst bin ich ein Kinderloser —

(Pause)

Alonzo! Deines Kindes Blut komm' über
Mich — Kannst Du besser nicht verzeihn, als ich?

(Alonzo reicht Raimond mit abgewandtem Gesicht die Hand; Elmire und Franziska umarmen sich)

Juan. Wein her! Lustig! Das ist ein Spaß zum Todtlachen! Der Teufel hat ihnen im Schlaf die Gesichter mit Kohlen beschmiert, nun (80 a) kennen sie sich wieder. Schurken! Bringt Wein! Wir wollen Eins drauf trinken.

Ursula. Püppchen, so seid Ihr versöhnt, so kann ich wieder gehn?

Raimond. Du hast den Knoten geschürzt, Du hast ihn gelöst, trit ab.

Juan. Geh, alte Hexe, Du spielst gut aus der Tasche, ich bin mit Deinem Kunststück zufrieden.

(Der Vorhang fällt)

Wortregister.

Inhalt.

Anhang:

Gedichte.

Dramen.

Druckfehler.

Bd.	I,	S.	72,	Z.	1	v. u.	statt:	gräberwittwe	lies: gräberswittwe.
"	II,	"	133,	"	14	" o.	"	unsäglichen	" unseligen.
"	"	"	177,	"	1	" u.	"	1785	" 785.
"	"	"	335,	"	2	" "	"	834	" 831.
"	"	"	415,	"	7	" "	"	2513	" 2313.
"	III,	"	115,	"	3	" "	"	905	" 904.
"	"	"	323,	"	2	" "	"	903	" 902.
"	"	"	"	"	"	" "	"	1860	" 1859.
"	IV,	"	XVII,	"	3	" o.	"	Menso	" Alenson.
"	"	"	XVIII,	"	15, 17	" u.	"	1810	" 1808.
"	"	"	23,	"	3	" "	"	1448	" 1447.
"	"	"	48,	"	24	" o.	"	ruhig	" unruhig.
"	"	"	71,	"	6	" u.	"	im fehlt	" fehlt im.
"	"	"	111,	"	2	" "	"	9	" 19.
"	"	"	119,	"	1	" "	"	4	" 74.
"	"	"	236,	"	22	" o.	"	eine Kniee	" ein Knie.
"	"	"	335,	"	9	" u.	"	5	" 3.